

Badische Heimat

Juni
2/ 1995

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Gh
Sch St BW
Hh



31.12.07.83

Kriegsende in badischen Städten

Wie Sie sich an Ihrer Bank beteiligen



Können Sie sich vorstellen, Teilhaber(in) einer Bank zu sein, dort mitzuwirken und mitzuverdienen? Wir haben ein interessantes Angebot: Beteiligen Sie sich an Ihrer Volksbank, Raiffeisenbank oder Spar- und Kreditbank, indem Sie Mitglied werden – und nehmen Sie damit an unserem gemeinsamen Erfolg teil. Übrigens: schon über 11 Millionen Mitbürger(innen) freuen sich Jahr für Jahr auf eine attraktive Dividende.

Wir machen den Weg frei



Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken



Badische
Beamtenbank

Unser FinanzVerbund:

SGZ-Bank
AG

Karlruhe,
Frankfurt



Hausparkasse
Schwäbisch Hall



R+V
Versicherung



Süddeutsche
Krankenversicherung



Deutsche
Genossenschafts-
Hypothekenbank



Münchener
Hypothekenbank



DIFA
Deutsche
Immobilien Fonds



Union
Investment



VR-Leasing

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Herausgeber:
Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:
Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:
Mo. 14.00–18.00 Uhr,
Di. 8.00–12.00Uhr,
Do. 8.00–12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:
Postbank Karlsruhe,
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75
Sparkasse Freiburg,
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01
J. A. Krebs, Freiburg, Privatbankiers,
Konto-Nr. 873, BLZ 680 301 00
Spenden bitte an das
Konto der Stadt Freiburg
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg
Vermerk „Spende Badische Heimat“
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:
G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG
Anzeigenverwaltung:
G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG
G. Braun Verleger Services
Karl-Friedrich-Straße 14–18
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 65-2 33
Telefax (07 21) 1 65-7-3 76
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen:
G. Braun GmbH

*Titelbild: Typische Szene aus der unmittelbaren Nachkriegszeit;
aus Karlsruhe 1945 (G. Braun Karlsruhe)*

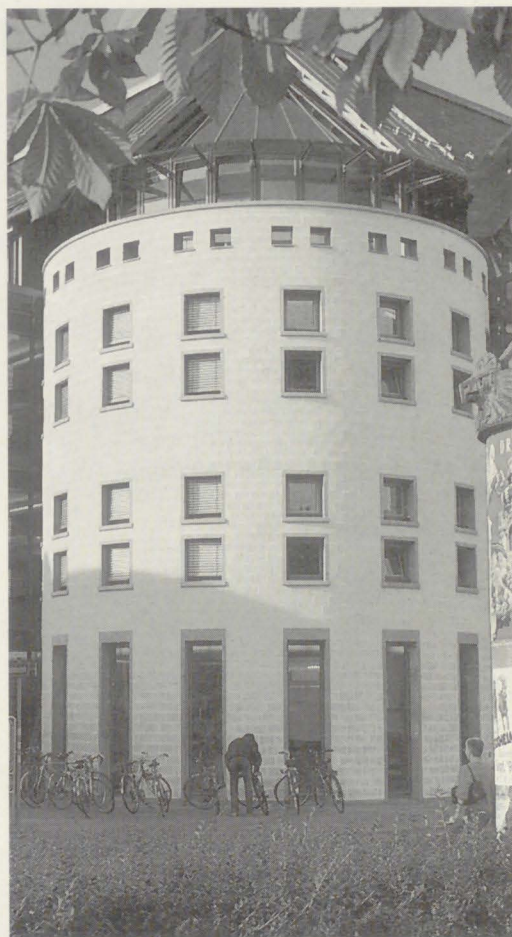
Inhalt

<i>Editorial</i>		
Heinrich Hauß	175	
I. Symposium		
<i>Zur Tagung „Kriegsende in badischen Städten“</i>		
Prof. Dr. Gerhard Seiler, Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe	179	
<i>Das Kriegsende aus der Sicht politischer Bildungs</i>		
Siegfried Schiele, Landeszentrale für politische Bildung	181	
<i>Das Kriegsende aus regionaler Sicht</i>		
Dr. Thomas Schnabel, Leiter des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg	183	
<i>Stadtarchive und historische Jahrestage</i>		
Dr. Ernst Otto Bräunche, Stadtarchiv Karlsruhe	185	
<i>Kriegsende in Baden – Tabuthemen, Forschungslücken und Forschungs- ergebnisse</i>		
Dr. Susanne Asche, Stadtarchiv Karlsruhe ...	187	
<i>Karlsruhe am Kriegsende – Erste politische Säuberungen unter wechselnder Besatzung</i>		
Dr. Manfred Koch, Stadtarchiv Karlsruhe	189	
<i>Kriegsende in Freiburg, Endkampf oder Rückzug – Probleme des Volkssturms</i>		
Dr. Gerd R. Ueberschär, Wehrgeschichtliches Museum, Rastatt	201	
<i>„Erschütterungen“ – Private Wahr- nehmungen und politische Deutungen des Kriegsendes in Offenburg</i>		
Dr. Wolfgang Gall, Stadtarchiv Offenburg	211	
<i>Dissonanzen in der Erinnerung. Geschichtsbilder über den Zusammen- bruch oder die „Befreiung“ von Singen am Hohentwiel</i>		
Dr. Alfred Georg Frei	221	
<i>Vergewaltigung und Abtreibung – Massenphänome bei Kriegsende (1945)</i>		
Kirstin Poutrus; Berlin	229	
<i>Vergewaltigungen „Nach dem Krieg“ – Blitzlichter zu einem Tabuthema in der Grenzstadt Lörrach</i>		
Silke Kral, M.A. Lörrach	241	
<i>„Sind Frauen fähig, den gleichen Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen, wie Männer?“ – Zur politischen Partizi- pation von Frauen auf kommunaler Ebene in der Nachkriegszeit (1945–1955)</i>		
Dr. Barbara Guttmann, Stadtarchiv Karlsruhe	247	
<i>Das Land Baden unter französischer Besatzung 1945–1952</i>		
Dr. Peter Fäßler, Stadtarchiv Freiburg	259	
<i>Nachkriegsgeschichte als Stadtgeschichte – Methoden und Themen</i>		
Dr. Edgar Wolfrum, Freie Universität Berlin	267	
<i>„Tanzen möchte ich ...“ Eine Filmcollage zum Leben im deutschen Südwesten 1945–1952</i>		
Karin Müller, Haus der Geschichte Baden-Württemberg	277	
II. Erinnerungen		
<i>„Der Engel rief, anbrach die Todesnacht“ – Gedenken an Freiburgs „Schwärzesten Tag“: 27. November 1944</i>		
Adolf Schmid, Freiburg	285	
<i>Flakhelfer am Oberrhein</i>		
Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer, Baden-Baden	295	
<i>Die Evakuierung Neuenbürgs im Frühjahr 1945</i>		
Jörg Teuschl, Kraichtal	307	
III. Badische Belange		
<i>Dem Gespött preisgegeben? – Gedanken zu den Verkaufsverhandlungen Neues Schloß Baden-Baden</i>		
Dr. Johannes Gur, Karlsruhe	311	
<i>Der Tradition verpflichtet – Ein Nachruf auf die Inkunabelsammlung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen</i>		
Klaus Graf, Winningen	319	
IV. Buchbesprechungen	332	

Editorial

Am 5. April 1995 veranstaltete das Stadtarchiv Karlsruhe in einträchtiger Zusammenarbeit mit der „Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württembergs“ und dem „Haus der Geschichte Baden-Württemberg“ das Symposium „Kriegsende in badischen Städten“ im Ständehaus Karlsruhe. Die „Badische Heimat“ hat sich bereit erklärt, die Vorträge der Referenten in ihrem Publikationsorgan abzudrucken. Veranstaltung wie Publikationsverfahren halte ich für zukunftsweisend. Die zukünftige Rolle Karlsruhes als ehemaligem Zentrum Badens kann nur auf der Ebene überregionaler kulturpolitischer Angebote und Initiativen liegen. Die vom Karlsruher Stadtarchiv auf den Weg gebrachte Veranstaltung halte ich für eine richtungsweisende Initiative dieser Art. Eine Initiative in dieser Richtung ist auch das geplante Zentrum für Oberrheinische Literatur im Prinz-Max-Palais nach dem Umzug der Literarischen Gesellschaft 1998. Das Sympathisch-Badische solcher Initiativen liegt wohl darin, daß sie sich nicht aufdrängen, die Selbständigkeit anderer badischer Städte achten und eine dem ehemaligen Lande Baden angemessene liberale Form historischer Erinnerung darstellen. Glücklicherweise besitzt Karlsruhe mit dem wiederaufgebauten Eckteil des ehemaligen Ständehauses einen entsprechenden räumlichen Rahmen und eine historische Legitimation, die sich aus dem Gebäude ableitet. Vorbildlich ist auch die Zusammenarbeit des Stadtarchivs Karlsruhe mit der in Stuttgart beheimateten „Landeszentrale für politische Bildung“ und dem „Haus der Geschichte“. Die Zusammenarbeit läßt auf weitere dezentralisierte Veranstaltungen hoffen.

In Zeiten knapper finanzieller Ressourcen der Städte ist es nur vernünftig, daß der Landesverein die Publikation der Vorträge eines



Symposium zum Kriegsende in badischen Städten übernimmt, wie es sinnvoll ist, daß der Landesverein seinen Lesern die wissenschaftlichen Ergebnisse zugänglich macht.

Heinrich Hauß
Schriftleiter

Stadtarchiv Karlsruhe

Haus der Geschichte Baden-Württemberg und Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Symposium:
„Kriegsende in badischen Städten“

9.15 Uhr

Begrüßung und Eröffnung des Symposiums durch Oberbürgermeister Prof.
Dr. Gerhard Seiler

9.30 Uhr–10 Uhr

Dr. Manfred Koch, Stadtarchiv Karlsruhe:
Kriegsende in Karlsruhe – erste politische Säuberungen unter wechselnder
Besatzung.

10 Uhr–10.30 Uhr

Dr. Gerd R. Ueberschär, Militärgeschichtliches Forschungsamt/WGM Rastatt:
Kriegsende in Freiburg. Endkampf oder Rückzug – Probleme des Volks-
sturms.

10.30 Uhr–11 Uhr

Dr. Wolfgang Gall, Stadtarchiv Offenburg:
Private Wahrnehmungen und politische Deutungen. Zeitgenössische Quellen
zum Kriegsende in Offenburg.

11 Uhr–11.30 Uhr Kaffeepause

11.30 Uhr–12 Uhr

Dr. Alfred G. Frei, Kulturredaktion Singen:
Dissonanzen in der Erinnerung. Geschichtsbilder über den „Zusammenbruch“
oder die „Befreiung“ von Singen am Hohentwiel.

12 Uhr–12.30 Uhr

Dr. Jörg Schadt, Stadtarchiv Mannheim:
Kriegsende am unteren Neckar – Mannheim und linksrheinische Gebiete.
Neues Filmmaterial aus US-Archiven.

Moderation: Dr. Ernst Otto Bräunche,
Stadtarchiv Karlsruhe

12.30 Uhr–14 Uhr Mittagspause

14 Uhr–15 Uhr

Kirsten Poutrus, Berlin:

Vergewaltigung und Abtreibung – ein Massenphänomen bei Kriegsende.

Silke Kral, M. A., Museum am Burghof Lörrach:

Ver-Gewaltigungen nach dem Krieg – Blitzlichter zu einem Tabuthema in der Grenzstadt Lörrach.

15 Uhr–15.45 Uhr

Dr. Barbara Guttmann, Karlsruhe:

„Sind Frauen fähig, den gleichen Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen wie die Männer?“ – Zur politischen Partizipation von Frauen auf kommunaler Ebene in der Nachkriegszeit (1945–1955).

Moderation: Dr. Susanne Asche,
Stadtarchiv Karlsruhe

15.45 Uhr–16 Uhr Kaffeepause

16 Uhr–17.15 Uhr

Dr. Peter Fäßler, Stadtarchiv Freiburg:

Das Land Baden unter französischer Besatzung 1945–1952. Ergebnisse und Erfahrungen aus einem Forschungsprojekt.

Dr. Edgar Wolfrum, Freie Universität Berlin:

Nachkriegsgeschichte als Stadtgeschichte.

17.15 Uhr

Karin Müller,

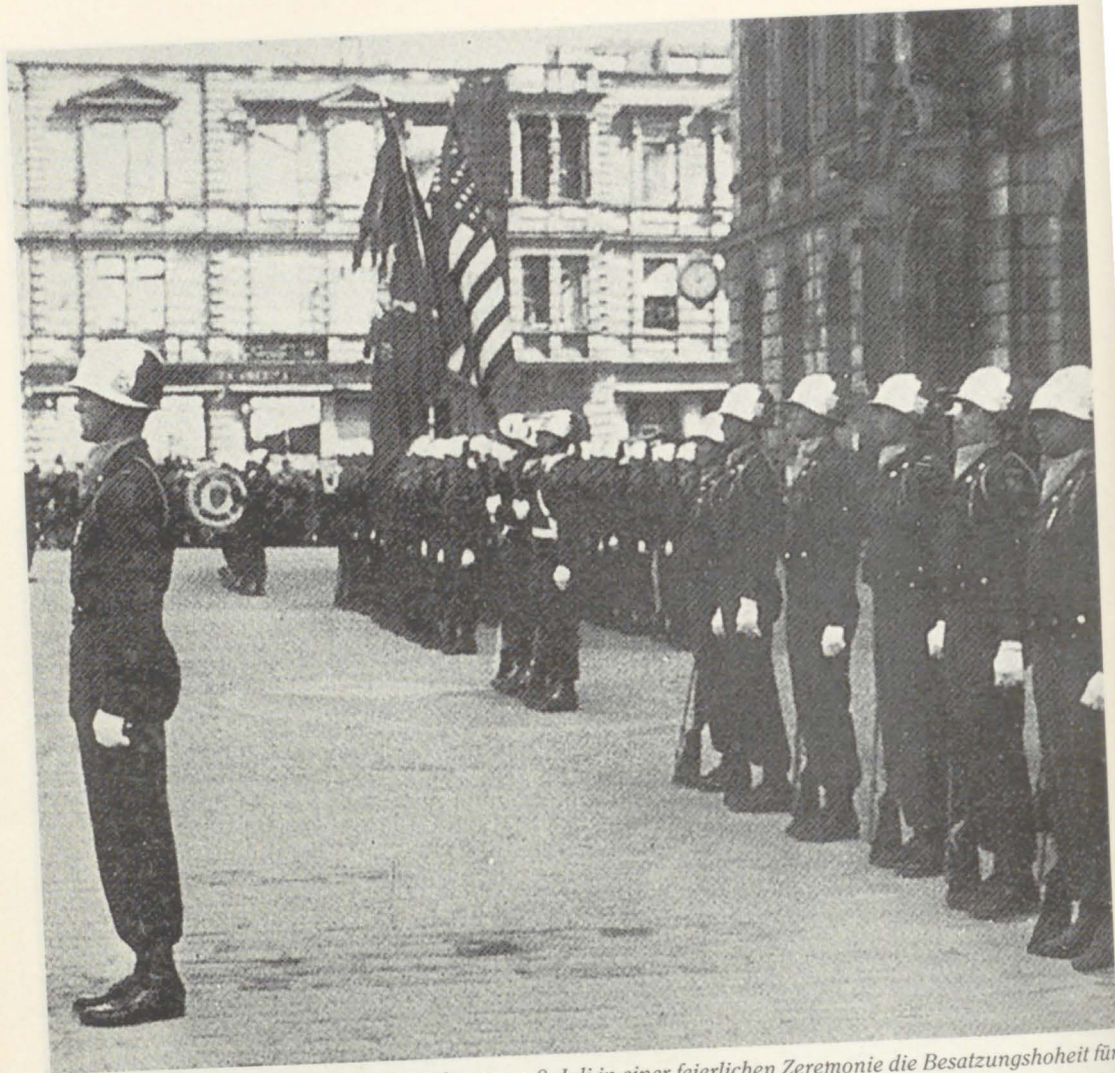
Haus der Geschichte Baden-Württemberg:

Filmvorführung: „Südwestdeutschland 1945–1952“.

Moderation: Dr. Thomas Schnabel,

Haus der Geschichte Baden-Württemberg

5. April, Vortragssaal im Neuen Ständehaus, Ständehausstraße 2.



*Vor der Hauptpost übernehmen die Amerikaner am 8. Juli in einer feierlichen Zeremonie die Besatzungshoheit für
Karlsruhe-Stadt und -Land;
aus Karlsruhe 1945 (G. Braun Karlsruhe)*

Zur Tagung „Kriegsende in badischen Städten“



Am 5. April 1995 kamen über 200 historisch Interessierte, die in Archiven, Schulen und Behörden arbeiten oder die sich selbst an die Zeit erinnern, um Vorträge über das „Kriegsende in badischen Städten“ zu hören und darüber zu diskutieren. Es wurden nur einige der noch offenen Fragen aufgegriffen und dabei die Ergebnisse regionaler Forschung vorgestellt, zusammengetragen und miteinander verglichen.

Da der Landesverein „Badische Heimat“ sich bereit erklärte, eine Nummer seiner Zeitschrift für die Publikation der Beiträge zur Verfügung zu stellen, liegt nun die Dokumentation dieses eintägigen Symposiums vor, das die Landeszentrale für politische Bildung, das Haus der Geschichte Baden-Württemberg und das Stadtarchiv Karlsruhe zusammen veranstalteten.

Ich freue mich, daß es zu diesem Anlaß wiederum zu einer Zusammenarbeit zwischen der Stadt und den beiden für die Erarbeitung und Vermittlung der Geschichtsschreibung so wichtigen Landesinstitutionen und dem Verein „Badische Heimat“ gekommen ist.

Als Tagungsort diente das Karlsruher Ständehaus, das im August 1993 eröffnet wurde und das an das ehemalige badische Parlament erinnert, das im 19. Jahrhundert als die Wiege der Demokratie in Deutschland galt. Hier wurde für die Bürger- und Freiheitsrechte gestritten, die die Nationalsozialisten 1933 wieder außer Kraft setzten. Im Jahr 1944 wurde dann darüber hinaus das ursprüngliche Gebäude während eines Luftangriffs zerstört. Das Ständehaus kann also auch als ein Symbol für die Gewalttaten gesehen werden, die die Nationalsozialisten zu verantworten haben – die Vernichtung der Demokratie, der Beginn des Krieges und damit die Zerstörung vieler Städte und vor allem die Ermordung von Millionen Menschen.

Stellvertretend für die unzähligen Opfer seien hier die Landtagsabgeordneten Ludwig Marum und Georg Lechleiter genannt.

Über die Geschichte des Karlsruher Ständehauses und der badischen Demokratie gibt die

Erinnerungsstätte Ständehaus, vor allem das Informationssystem Auskunft. Dort wird auch ausgiebig über die Zerschlagung der Demokratie und des Parlamentarismus 1933 berichtet und über die Zerstörung des Gebäudes während des Weltkrieges, über dessen Ende am 5. April 1995 gesprochen wurde.

Am 4. April 1945 besetzten französische Truppen die damalige Landeshauptstadt Karlsruhe und brachten ihren Bewohnern und Bewohnerinnen das Ende der Luftangriffe, der Kämpfe und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und die Erfahrungen der Besatzung.

In dieser Zeit und den dann folgenden Wochen erreichte ganz Baden das Kriegsende, das auf dem Symposium beispielhaft an fünf Städten entlang des Oberrheins als Grenzfluß nicht so sehr aus der Sicht der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen oder der heutigen Politik, sondern aus der Perspektive der Historiker und Historikerinnen thematisiert wurde.

Viele Ereignisse dieser Zeit sind noch nicht erarbeitet und erforscht, viele Geschichten müssen noch erzählt und ausgewertet werden. Die hier nun vorliegende Dokumentation ist ein Beitrag.

Die Referenten und Referentinnen berichten in den folgenden Aufsätzen unter jeweils unterschiedlichen Fragestellungen über die Ereignisse in Karlsruhe, Freiburg, Offenburg, Singen und Mannheim – über den Verlauf der Kämpfe am Oberrhein, über die Besatzungspolitik und erste Entnazifizierungsmaßnahmen, über den Volkssturm und über die zeitgenössischen privaten Wahrnehmungen. Auch die Einschätzung der französischen Besatzungspolitik in Baden und die Frage danach, was Regionalgeschichte für eine Gesamtgeschichtsschreibung leisten kann, wird diskutiert. Das Ende des Krieges erlebten Männer und Frauen häufig sehr unterschiedlich. So greifen zwei Referentinnen ein Thema auf, über das bisher meist geschwiegen wurde und das dennoch hier im deutschen Südwesten zu der Erfahrung des Kriegsendes ganz wesentlich dazugehörte – die Gewalt, deren Opfer viele Frauen wurden.

Das Kriegsende brachte den Frauen aber auch einen Neubeginn ihrer Beteiligung am politischen Geschehen, aus dem die Nationalso-

zialisten sie weitgehend ausgeschlossen hatten. Auch das wird thematisiert.

Wie wichtig die damaligen Ereignisse für unsere Gegenwart sind, wird sehr deutlich in den aktuellen Diskussionen darüber, wie man an das Ende des Krieges und des Nationalsozialismus in diesem Jahr erinnern soll – auf internationaler, aber eben auch auf regionaler und kommunaler Ebene.

Zentral ist bis heute die Frage der Bewertung des Kriegsendes. Damals, vor 50 Jahren, erlebte es sicherlich die Mehrheit der Deutschen nicht nur als Befreiung, eher als Erleichterung darüber, daß nun endlich die Nächte in den Kellern und Luftschutzbunkern vorüber waren. Für manche war die Besatzung durch fremde Soldaten auch die Erfahrung einer Niederlage. Für die Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik dagegen war es die lang ersehnte und verzweifelt erhoffte Befreiung.

Für uns heute bedeutet das Ende des Krieges selbstverständlich die Befreiung, denn es ermöglichte die Wiedereinsetzung der Menschenrechte und den Beginn der Demokratie.

Es freut mich daher um so mehr, daß wir im Karlsruher Ständehaus, auf dem Boden des ehemaligen badischen Parlaments, an das Ende des Krieges am Oberrhein und damit in Baden erinnern. Schon durch die Wahl des Tagungsortes beharren wir auf den Bereichen der Geschichte für uns und unsere Zukunft, die auf Freiheits- und Menschenrechten, Demokratie und Gleichberechtigung beruhen, also auf all das, was die Nationalsozialisten außer Kraft gesetzt hatten.

Das Jahr 1945 war ein Jahr zwischen Krieg und Frieden, es war nur der Anfang für eine friedvolle Zeit am Oberrhein.

Daß das Kriegsende nun 50 Jahre zurückliegt, so daß für uns hier in Baden der Krieg schon ein Thema für Historiker und Historikerinnen ist, bedeutet ein großes Glück.

Die Erinnerung an den Wahnsinn und die Verbrechen des Krieges wachzuhalten, um zu warnen und aufzuklären, ist eine Aufgabe der Geschichtsforschung, zu der das in vorliegendem Band dokumentierte Symposium sicherlich einen Beitrag leistet.

Das Kriegsende aus der Sicht politischer Bildung

Daß wir mit dem Abstand von fünfzig Jahren die Ereignisse um das Kriegsende intensiv in den Blick nehmen, ist notwendig und wichtig. Dazu ist auch das Symposium über das Kriegsende in badischen Städten ein Beitrag.

Für die ältere Generation handelt es sich um noch erlebte Geschichte, die allerdings z. T. aus unterschiedlichen Gründen verdrängt wurde und bei vielen fast in Vergessenheit geraten war. In diesem Jahr kann man nun erleben, wie stark gerade das Interesse älterer Menschen an Veranstaltungen ist, die anlässlich der vielfältigen 50-jährigen Gedenktage durchgeführt werden. Aus vielen Menschen brechen bislang überlagerte Erfahrungen und Erinnerungen nur so heraus. Etliche Berichte verdienen, als historische Quellen von Rang festgehalten zu werden. Das Gedenkjahr hat sich schon gelohnt, wenn viele Zeitzeugen reden, die sonst vielleicht ihr Zeugnis mit ins Grab genommen hätten.

Es ist nicht verwunderlich, daß die Erinnerungen und Empfindungen gerade der Zeitzeugen unterschiedliche Züge aufweisen. In den meisten Fällen hängt das persönliche Zeugnis von den subjektiven Erfahrungen ab, die Menschen mit dem Kriegsende verbinden. Der eine freute sich darüber, daß der Schrecken des Krieges vorbei war, der andere beklagte den Verlust seiner Heimat. Der eine stand vor den Trümmern seines Hauses, der andere sah mehr die Trümmer eines verbrecherischen Systems. Der eine sah mehr nach rückwärts und verband damit Leid und Tod, der andere schaute eher nach vorne und verknüpfte damit Neubeginn und Hoffnung.

Soweit es dabei um persönliches Erleben und subjektive Empfindungen geht, muß man

das mit Respekt so stehen lassen. Darum ist es bedauerlich, daß man bei manchen Diskussionen, die in diesem Jahr geführt werden, den Eindruck bekommen kann, als ob es nur die eine Wahrheit geben könnte, wo die Realität doch so viele Facetten hat. Bei dem „Streit“ sollte man stärker differenzieren und darauf achten, welcher Generation die Leute entstammen, die zum Kriegsende reden und ob es um Empfindungen geht, die sich direkt mit dem damaligen Geschehen verbinden oder ob es um eine Betrachtung aus dem Abstand von fünfzig Jahren geht.

Besonders aus der Sicht politischer Bildung ist es wichtig, auf diese Kriterien zu achten. Wenn ein Vierzigjähriger oder ein Zwanzigjähriger mit dem Kriegsende eher den Aspekt der Niederlage verbinden, ist das schon erklärungsbedürftiger, als wenn eine achtzigjährige Mutter den Tod ihres Mannes im Krieg nicht überwinden kann. Der Rückblick aus dem Abstand von fünfzig Jahren sollte natürlich auch das nicht beiseite schieben, was sich in diesen fünfzig Jahren entwickelt hat. Und in dieser Hinsicht kann niemand bestreiten, daß wir trotz aller Bedrohung des Friedens in West-Europa eine friedliche Entwicklung hatten. Außerdem wurde im Westen Deutschlands nach und nach eine Demokratie aufgebaut, die zwar nicht vollkommen sein kann und stets verbesserungsfähig bleibt, aber in deutlichem Kontrast zum Unrechtssystem des Dritten Reiches und auch zur Parteidiktatur der SED in der DDR steht. Darum ist es auch ein Grund zur Freude, daß die Wiedervereinigung allen in Deutschland die Demokratie gebracht hat.

Mit diesem Wissen und diesen Erfahrungen von heute betrachtet erscheint das Kriegsende

in anderem Licht. Es bedeutet aus dieser historischen Perspektive vor allem die Befreiung von der Nazidiktatur und der Beginn einer freiheitlichen Entwicklung. Auch für diejenigen, für die der 8. Mai 1945 mit persönlichem Leid und Schmerz verbunden war, ist dieses Datum im Rückblick doch auch der Anfang einer Entwicklung auf ein gutes Ziel hin. Noch stärker gilt das für die mittlere und die junge Generation, die beim notwendigen historischen Rückblick sehen und lernen können, wozu der Mensch im Guten wie im Bösen fähig ist. Dabei geht es nicht um eine Verstärkung der Gegenwart – Probleme gibt es genug –, sondern um Maßstäbe und Orientierung. Es wird dann auch deutlich, daß es sich beim Jahr 1945 bei aller historischen Kontinuität um eine Zäsur, einen Epochenwechsel, einen Umbruch handelt, wie dann 1989 in ganz anderer Weise wieder ein tiefer historischer Einschnitt erfolgte.

Wir täten gut daran, bei allem Verständnis für subjektive Empfindungen zur Pflege unserer noch schwach entwickelten politischen Kultur den Konsens zu pflegen, den der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner unvergessenen Rede zum 8. Mai 1985

gestiftet hat. Einige ausgewählte Sätze seien hier wiederholt:

- „Der 8. Mai ist für uns Deutsche kein Tag zum Feiern.“
- Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen.
- Wir alle, ob schuldig oder nicht, ob alt oder jung, müssen die Vergangenheit annehmen. Wir alle sind von ihren Folgen betroffen und für sie in Haftung genommen.
- Es gab keine „Stunde Null“, aber wir hatten die Chance zu einem Neubeginn.
- Wir lernen aus unserer eigenen Geschichte, wozu der Mensch fähig ist. Deshalb dürfen wir uns nicht einbilden, wir seien nun als Menschen anders und besser geworden.“

Aus der Sicht politischer Bildung ist das Hauptmotiv für die Beschäftigung mit dem Kriegsende, Einsicht und Kraft zu schöpfen, daß sich ein so schrecklicher Krieg nicht wiederholt und daß wir den Wurzeln des Neubeginns verpflichtet bleiben. Manche Erschütterungen der letzten Jahre zeigen, daß man demokratisches Kapital, wenn man es nicht gründlich hegt, auch wieder verspielen kann.

Das Kriegsende aus regionaler Sicht

Das Ende des 2. Weltkrieges vor fünfzig Jahren in Europa hatte eine große Anzahl von Veranstaltungen zur Folge. Dabei standen vor allem in den elektronischen Medien die spektakulären Ereignisse, von denen es zudem zeitgenössisches Filmmaterial geben mußte, im Vordergrund. Notwendige Differenzierungen kamen dabei leicht zu kurz.

So sah die Situation bei Kriegsende in den zerbombten badischen Städten wie Pforzheim, Mannheim, Karlsruhe oder Freiburg völlig anders aus als in den Landkreisen am Hochrhein, in denen wenige Zivilisten umgekommen und nur einige Gebäude zerstört worden waren. Auch die Besetzung durch Amerikaner oder Franzosen bedeutete nicht nur für Frauen und Mädchen einen wesentlichen Unterschied. Welten lagen auch zwischen dem Schicksal eines ausgebombten Evakuierten oder Flüchtlings und dem Schicksal eines in seiner gewohnten, weitgehend unzerstörten Umgebung verbliebenen Einheimischen.

Leider bedeutete das Ende des Krieges noch kein Ende des Sterbens. Zahllose befreite KZ-Häftlinge starben noch an den Folgen der unmenschlichen Haft. Viele Kriegsgefangene kamen in Lagern und als Zwangsarbeiter um, vor allem in den Ländern, die unter der deutschen Besatzungsherrschaft besonders schwer zu leiden hatten. Die Vertreibungen der Deutschen, auch dies eine Reaktion auf die nationalsozialistische Politik der vorangegangenen Jahre, aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße, aus der Tschechoslowakei, aus Jugoslawien und den anderen osteuropäischen Staaten brachten neues millionenfaches Leid.

Was kann nun eine Veranstaltung zum Kriegsende in badischen Städten, die von

Stadtarchiv Karlsruhe, Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und Haus der Geschichte Baden-Württemberg getragen wurde, von drei Institutionen, die sich mit historischer Überlieferung, politischer und historischer Bildung auf lokaler und Landesebene beschäftigen, für Ziele verfolgen?

1. Sie kann auf der konkreten, von den Menschen selbst erlebten Ebene der Stadt oder Gemeinde die verschiedensten Formen des Kriegsendes, das unterschiedliche Verhalten der Funktionsträger und der Bevölkerung oder die Auswirkungen der sogenannten großen Politik darstellen. Die Beschäftigung mit den Vorgängen und Ereignissen vor Ort hilft auch, verschiedene Thesen oder Streitpunkte historisch einzuordnen und zumeist auch zu relativieren. Hierfür zwei Beispiele: Eine Stunde Null auf kommunaler Ebene gab es nicht, konnte es in einer arbeitsteiligen Gesellschaft überhaupt nicht geben, in der die meisten Menschen zum Überleben auf das Funktionieren von öffentlichen Dienstleistungen angewiesen sind. Auch die Frage Befreiung oder Besetzung hat sich für die meisten Menschen damals nicht gestellt. Man war froh über das Ende des Krieges, das Ende der ständigen Luftalarme und Fliegerangriffe. Nur die Verfolgten des NS-Regimes, Ausländer wie Einheimische, empfanden den Einmarsch der Amerikaner und Franzosen als Befreiung. Niemand ahnte, daß der Zusammenbruch von 1945 der Anfang der ersten politisch und wirtschaftlich überaus erfolgreichen deutschen Demokratie werden würde.
2. Auf lokaler Ebene können die engen, gelegentlich aber bestrittenen oder verdrängten

Beziehungen zwischen den Ereignissen vor und nach dem Zusammenbruch besonders deutlich herausgearbeitet werden. So verhielten sich viele Fremdarbeiter gegenüber ihren Arbeitgebern und „ihren“ Gemeinden bei Kriegsende und danach so, wie sie selbst in den Jahren davor behandelt worden waren. Auch die Nöte der Nachkriegszeit waren nicht nur eine Folge der alliierten Besatzungspolitik, die selbst häufig die deutsche Besatzungspolitik während des 2. Weltkriegs widerspiegelte, sondern ebenfalls eine Folge des deutschen Raubbaus auch an den eigenen Ressourcen in den Kriegsjahren und den sinnlosen Zerstörungen durch Wehrmacht und SS bei Kriegsende.

3. Vor Ort kann auch sehr viel konkreter den verschiedenen Geschichtserinnerungen, den „Legenden“ und „Mythen“ nachgegangen werden, die z. T. bis heute eine nicht unerhebliche Rolle spielen, ob es sich nun um die Übergabe des Ortes oder die ersten Wochen und Monate der Amerikaner- oder Franzosenzeit handelt. Vergessen werden darf dabei auch nicht, daß auf lokaler und

regionaler Ebene die Anfänge eines zunächst verständnisvollen später freundschaftlichen Umgangs zwischen den ehemaligen Feinden liegen. Hier fanden die ersten menschlichen Begegnungen statt, die viele Jahre später in die deutsch-amerikanische und die deutsch-französische Freundschaft mündeten.

4. Nicht zuletzt ermöglicht die Beschäftigung mit zahlreichen Einzelbeispielen, wie auf unserem Symposium, am Ende wieder eine vorläufige Zusammenfassung, die verallgemeinerbare Aussagen über das Kriegsende im Südwesten zuläßt und verhindert, daß lokale Einzelercheinungen überschätzt werden. Gerade hier zeigen sich auch Stärke und Nutzen der Kooperation zwischen lokalen und Landeseinrichtungen. Das große, öffentliche Interesse an diesen Fragen, wie sowohl das Symposium als auch zahlreiche Veranstaltungen des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg gezeigt haben, sollte uns zusätzlicher Ansporn sein, diese Themen weiterhin intensiv zu bearbeiten.

Stadtarchive und historische Jahrestage

Als das Symposium „Kriegsende in badischen Städten“ im letzten Jahr geplant wurde, war klar, daß der 50. Jahrestag des Kriegsendes eine Fülle von lokalen, regionalen und überregionalen Veranstaltungen mit sich bringen würde. Die Medien berichteten in der Tat seit Anfang des Jahres 1995 verstärkt über die Ereignisse vor 50 Jahren in Deutschland. Der „Spiegel“ stellte angesichts der Veranstaltungsfut zum 50. Jahrestag des Kriegsendes gar eine neue „Lust am Erinnern“ fest, die dazu geführt habe, daß kaum eine größere Stadt „auf eine ausführlichere Dokumentation ihres Schicksals am Kriegsende“ verzichtete.¹

Auch in Baden-Württemberg hat nahezu jede Kommune, darunter auch viele kleinere, in irgendeiner Form an diese Ereignisse erinnert. In vielen Fällen war die Erinnerung an das Kriegsende der Abschluß einer Serie von Jahrestagen. Begonnen hat diese Serie der historischen Rückblicke mit dem 50. Jahrestag der nationalsozialistischen Machtergreifung im Jahr 1983. Seitdem gab es bekanntlich mehr als genug und keine erfreulichen Gelegenheiten, sich an die nationalsozialistische Terrorherrschaft im „Dritten Reich“ und vor allem an deren Konsequenzen zu erinnern. Zu diesen Konsequenzen gehört ohne Zweifel auch der von Deutschland begonnene und verlorene Zweite Weltkrieg.

Daß die Stadtarchive einen ganz wesentlichen Beitrag zu den historischen Rückblicken vor Ort geleistet haben, belegen deren zahlreiche zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen und Veranstaltungen in den letzten 10 Jahren. Sie erfüllten damit einen genuinen Auftrag, denn neben der Präsentation von Ausstellungen gehören Publikationen und Vorträge

schon lange zu den klassischen Tätigkeiten. Die Stadtarchive werden zu Recht nicht mehr nur als Bewahrer und Lieferanten von historischen Unterlagen, sondern auch als Orte der Vermittlung historischer Bildung verstanden. Nicht zufällig nennen die 1992 erschienenen Beiträge zur Bildungs- und Kulturpolitik des Deutschen Städtetages über die „Geschichte in der Kulturarbeit der Städte“ das Stadtarchiv an erster Stelle. „Das Gedächtnis der Stadt“ bildet als „Speicher wesentlicher historischer Quellen die Grundlage für die Stadtgeschichtsforschung einschließlich ihrer Präsentation und Vermittlung“.² Diese Vermittlungsfunktion haben Stadtarchive auch anlässlich der 50. Jahrestage der Ereignisse des „Dritten Reiches“ wahrgenommen und ihren Auftrag erfüllt, als zentrale kommunale Stelle die Geschichte des Ortes zu erforschen und zu vermitteln.

Der Vormittag des Symposiums „Kriegsende in badischen Städten“ wurde deshalb vor allem mit Vorträgen aus badischen Stadtarchiven selbst oder aus deren Umfeld gestaltet. Natürlich sollten die jeweiligen z. T. sehr umfangreichen Aktivitäten vor Ort nicht referierend wiederholt werden. Vielmehr standen Einzelaspekte mit neuen Forschungsergebnissen oder neuem Quellenmaterial aus einigen badischen Städten im Vordergrund, die vorgestellt, miteinander verglichen und diskutiert wurden. Obwohl das Bedürfnis, Zeitzeugen und Zeitzeuginnenberichte abzugeben oder zu hören, gerade bei zeitgeschichtlichen Themen besonders ausgeprägt ist, konnte und sollte dies bei diesem wissenschaftlichen Symposium nicht befriedigt werden. Nicht nur beim Thema „Kriegsende“ können solche Berichte nur Quellen sein, die ein Archiv zu sichern hat, damit sie

dann unter Einbeziehung aller vorhandenen Quellen ausgewertet und interpretiert werden können.

Die Vorträge deuten die Bandbreite der in den Städten geleisteten Forschungsbeiträge an, wobei bei einem eintägigen Symposium natürlich auch nicht nur annähernd alle Aktivitäten der Stadtarchive berücksichtigt werden konnten. Zahlreiche weitere Beiträge aus anderen Städten wären leicht möglich gewesen. Die ausgesprochen positive Resonanz auf dieses Symposium bestätigt deshalb nicht nur die Arbeit der beteiligten Stadtarchive, sondern belegt insgesamt auch den Stellenwert der Stadtarchive in der kommunalen Kulturarbeit. Bestätigt wurde auch einmal mehr, daß historische Jahrestage die „Lust am Erinnern“ fördern und damit, wenn in angemessener Weise

auf sie reagiert wird, die historische Forschung weiterbringen.

Trotz des mit der Vorbereitung und Durchführung verbundenen organisatorischen Aufwandes sollten Symposien dieser Art, in deren Mittelpunkt die Stadtgeschichte und damit zwangsläufig die Arbeit der Stadtarchive steht, auch zu nicht an historische Jahrestage gebundenen Themen fortgesetzt werden.

Literatur

- 1 Der Spiegel 17/1995.
- 2 Geschichte in der Kulturarbeit der Städte. Hinweise des Deutschen Städtetags, bearb. v. Helmut Lange, Köln 1992 (2. Aufl.), S. 55. (= DST-Beiträge zur Bildungs- und Kulturpolitik Reihe C, Heft 19)

Kriegsende in Baden — Tabuthemen, Forschungslücken und Forschungsergebnisse

Das Thema „Kriegsende“ birgt bis heute manche Tabus, die auch in der Diskussion über den Begriff der Befreiung eine Rolle spielten und die für die Geschichtsschreibung Forschungslücken bezeichnen.

Die Besetzung der Städte, Dörfer und des Umlandes war für viele auch mit Schrecken verbunden, das Verhalten der Besatzungsmacht in den ersten Monaten wurde von den Deutschen häufig mit Mißtrauen verfolgt. Für die Region am Oberrhein knüpfen sich negativ kodierte Erfahrungen des Kriegsendes vorrangig an die französischen Besatzungstruppen, die – folgt man Berichten von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen – als schlechter erlebt wurden als die amerikanischen Soldaten. Das betrifft vor allem die Erlebnisse der Frauen, da es in der französisch besetzten Zone zu massenhaften Vergewaltigungen kam. Das Thema der Vergewaltigungen bei Kriegsende blieb lange Zeit für die Forschung ein Tabu oder wurde als „unwichtig“ angesehen, obwohl aus Anlaß der Geschehnisse der ersten Nachkriegsjahre Vergewaltigung erstmals als Kriegsverbrechen anerkannt wurde. Erst seit wenigen Jahren ist diese spezifische Gewalt gegen Frauen ein Thema für die historische Forschung, das fast ausschließlich von Historikerinnen verfolgt wird. Ein Anstoß zur Beschäftigung mit den totgeschwiegenen Erlebnissen der Frauen bot der sehr umstrittene Film „BeFreier und BeFreite“ von Helke Sander und Barbara Johr aus dem Jahr 1992. Es folgten einige wenige weitere Publikationen. Bei der Vorbereitung des Symposiums zeigte sich, daß erste Forschungsergebnisse für die sowjetisch besetzte Zone

vorlagen, daß es aber kaum Forschungen zum badischen Raum gab. Daher stellte eine Berliner Historikerin, die über die Ereignisse in der sowjetisch besetzten Zone arbeitet, das Thema vor und verdeutlichte vor allem die Schwierigkeiten, die eine Erarbeitung mit sich bringt. Dabei wurde klar, daß Vergewaltigung im Krieg nicht an besondere Nationen oder Ethnien gebunden war und ist, sondern in jedem Krieg vorkommen kann. In einem Koreferat wurden schlaglichtartig am Beispiel der Stadt Lörrach die Probleme im Umgang mit diesem Thema für lokalgeschichtliche Studien verdeutlicht.

In den auch politischen Diskussionen der letzten Jahre gewann das Bild der „Trümmerfrauen“ an Gewicht, die den Wiederaufbau des zerstörten Deutschland begonnen und ganz wesentlich getragen hätten. So notierte 1945 eine Berlinerin in ihrem Tagebuch, sie merke „daß sich (...) das Gefühl aller Frauen den Männern gegenüber ändert. Sie tun uns leid, erscheinen uns so kümmerlich und kraftlos. (...) Am Ende dieses Krieges steht neben vielen anderen Niederlagen auch die Niederlage der Männer als Geschlecht.“ Doch blieb bis heute die Frage, ob und inwiefern die Nachkriegsjahre wirklich die „Jahre der Frauen“ waren, für die Geschichtsschreibung auf regionaler und kommunaler Ebene weitgehend unerforscht. Daher widmete sich ein Beitrag einem Forschungsvorhaben, das der Partizipation der Frauen am kommunalpolitischen Wiederaufbau gilt.

Die letzten Beiträge des Symposium verließen die kommunalgeschichtliche Perspektive, um den Tag mit Überblicksdarstellungen zu

beschließen. So wurden die Forschungsergebnisse über die französische Besatzungspolitik in Baden vorgestellt, die heute in der Öffentlichkeit fast vergessen ist, in der Forschung jedoch kontrovers diskutiert wird. Das war zugleich ein Beitrag zu der Frage, wie Geschichtsschreibung und Überlieferung entstehen und was regionale und kommunale Forschungen leisten können für die Schaffung eines historischen Gedächtnisses. Abgeschlossen wurde die Tagung durch zwei sehr unterschiedliche Beiträge, die das Problem der Überlieferung weiterverfolgten.

Ein Vortrag widmete sich der Frage, was Stadtgeschichte für die Darstellung der Ge-

samtgeschichte leisten kann und an welchen Bereichen sich die kommunale Perspektive von der nationalen oder landesgeschichtlichen abhebt und damit einen korrigierenden oder erweiternden Blick ermöglicht. Am Ende des Tages stand eine Filmcollage, die Originaldokumente aus der damaligen Zeit zeigt. Neben dem Moment der Entspannung, die ein Film nach Vorträgen immer bietet, wurde aber vor allem deutlich, wie schnell in den ersten Nachkriegsjahren die Sehnsucht nach Harmonie den Schrecken und die Konfrontation mit den Verbrechen des Nationalsozialismus überdeckte. Film- und Bilddokumente gewinnen so einen ganz eigenen Quellenwert.

Karlsruhe am Kriegsende — Erste politische Säuberungen unter wechselnder Besatzung

Die „Entnazifizierung“ der Deutschen begann bereits in den letzten Kriegsmonaten mit der Erschöpfung der Leidensfähigkeit und Leistungskraft der Bevölkerung sowie mit der Flucht nationalsozialistischer Funktionsträger vor den anrückenden Truppen der Alliierten.¹ Diese Erkenntnis zeithistorischer Forschung zum Kriegsende und zum Zerfall der NS-Herrschaft legt es nahe, bei der Untersuchung der politischen Säuberungen nicht erst bei den Maßnahmen der Siegermächte des Zweiten Weltkrieges anzusetzen. Mit einer Perspektive, die die Zeit vor und nach dem Kriegsende einbezieht, läßt sich die politisch-gesellschaftliche Befindlichkeit der Bevölkerung in größerem Zusammenhang darstellen. Zudem läßt sich so die scharfe Zäsur, als die das Kriegsende gemeinhin gesehen wird, relativieren.²

Eine Darstellung der Faktoren, die zur Bereitschaft der Deutschen zur Selbstreinigung vom Nationalsozialismus beitrugen, sowie der ersten politischen Säuberungen durch die Besatzungsmächte und der deutschen Reaktionen darauf, läßt sich detailliert am ehesten auf lokaler Ebene leisten. Das Karlsruher Beispiel bietet darüber hinaus die Möglichkeit, die unterschiedlichen Maßnahmen der französischen Besatzungsmacht seit dem 4. April und dann ab dem 8. Juli der amerikanischen Militärregierung bis zum Herbst 1945 zu akzentuieren.³ In dieser Zeit lag das Problem der Entnazifizierung für die Franzosen wie für die Amerikaner noch, wie es ein amerikanischer Autor formulierte, „in einer Wolke der Unsicherheit“.⁴

BANKROTT DES NS-SYSTEMS UND STIMMUNG DER BEVÖLKERUNG

Die Stimmung der Bevölkerung am Oberrhein war um die Jahreswende 1944/45 so schlecht wie überall im Deutschen Reich. Aus Karlsruhe berichtete der Oberlandesgerichtspräsident an den Reichsjustizminister am 2. Januar 1945: „Der Niederbruch der deutschen Macht im Elsaß . . . (hat) im Gau Baden zeitweise eine überaus böse Stimmung erzeugt, die insbesondere nach dem schweren Angriff vom 4. Dezember in der Stadt Karlsruhe eine weitere Steigerung erfuhr. Hemmungslose Kritik und wüstes, gehässiges Schimpfen auf die Führung waren vielfach zu hören und wahrzunehmen.“⁵ Die Ursache dieser Haltung ist in privaten Aufzeichnungen leicht auszumachen. Die Folgen des Luftkrieges hätten die Menschen zu einem „Rattendasein“ gezwungen.⁶ Die Keller seien wie eine „Gruft, vorläufig oder für immer?“, lautete die bange Frage.⁷ Unglaublich geworden waren die Durchhalteparolen in der NS-Zeitung „Der Führer“ und die Propagandaplakate, die inmitten von Trümmern den Sieg verkündeten oder trotzig behaupteten: „Und dennoch wir kapitulieren nicht.“⁸ Hinzu kam, daß die Voraussetzungen für die bisher günstige Versorgungslage mit dem Verlust der eroberten Gebiete wegbrachen. Hoffnungslosigkeit, Fatalismus und allgemeine Erschöpfung machten sich breit. Die daraus resultierende Entfremdung zwischen Führung und Bevölkerung, das Schwinden des



Inmitten von Trümmern verkünden 1945 Naziparolen noch immer den „Endsieg“.

Hitler-Mythos wurden zudem beschleunigt durch das Verhalten der lokalen und regionalen Parteifunktionäre. Der bereits zitierte Oberlandesgerichtspräsident monierte im Zusammenhang mit Schanzarbeiten, die von der Bevölkerung mit unzureichender Ausrüstung und Kleidung bei schlechtem Wetter erfolgten: „Daß die Parteiorgane hier mehr als Aufsichtsführende denn als Selbstschaukelnde in Erscheinung traten, wurde vielfach gerügt.“ Und weiter heißt es: „Es fällt aber immer wieder auf, daß die Kreisleiter und ihre Hauptmitarbeiter über sehr viel Robustheit verfügen, was zwar manche ihrer Aufgaben in Kriegszeiten erleichtert, die Partei und die Bewegung aber nicht beliebter macht.“⁹

An die Stelle der dem Führer folgenden „Volksgemeinschaft“ trat die „Notgemeinschaft der Erschöpften und Verzweifelten.“¹⁰ „Wir lebten doch nur noch für den Augenblick“, stellte eine Karlsruherin fest.¹¹ Und ein Karlsruher erinnerte sich: „Man hatte sich gewöhnt, zu schweigen, man hatte sich gewöhnt, an seine Familie zu denken, d. h. jede Forderung der

unteren Organe der NSDAP mit mehr oder weniger großem Widerstreben zu erfüllen.“¹² So verwundert es nicht, wenn der Karlsruher Oberbürgermeister am 19. Februar in einem Rundschreiben fordern muß, „daß die männlichen Gefolgschaftsmitglieder der Landeshauptstadt Karlsruhe jederzeit ihren Verpflichtungen auch dem Vokssturm gegenüber nachkommen und keineswegs durch unbegründete Entschuldigungen diesen Dienst versäumen.“¹³ Die wenigsten wollten noch unnötige Risiken eingehen, um im richtigen Augenblick möglichst unbeschädigt durch ein „Nadelöhr“ (Reinhold Maier) vom Krieg zum Frieden zu gelangen. So sind denn auch für Karlsruhe in den letzten Kriegstagen überliefert: Die Aufforderungen von Frauen an Hitlerjungen, doch die Uniform auszuziehen, das Verlassen der Volkssturmeinheiten, das Verhindern von Schanzarbeiten in der Stadt durch Anwohner, das Vernichten von NS-Symbolen und schließlich die Flucht der Kreisleitung und der Spitzen der Stadtverwaltung vor den anrückenden Franzosen.¹⁴ Nicht heroische Selbstaufopferung im trotzig be-

schworenen „Endkampf“, sondern feige Flucht der Mehrzahl der Verantwortlichen bestimmte den Bankrott des NS-Systems.¹⁵

Als Befund bei Kriegsende läßt sich formulieren: Die Stadt war personell „entnazifiziert“ insoweit, als nach der Abwanderung der Gauleitung nach Straßburg, dem zerstörungsbedingten Abzug der Ministerien und der Flucht der örtlichen NS-Funktionäre und städtischen Verwaltungsspitze nahezu die gesamte NS-Funktionseelite verschwunden war. Bei der einst in nationaler Trunkenheit und Führerverehrung schwelgenden Bevölkerung war Ernüchterung eingetreten, sie hatte sich in großen Teilen vom „Dritten Reich“ abgewandt, den „inneren Rückzug“ angetreten.¹⁶ Dieser Rückzug erfolgte einzig angesichts der vom System erzeugten Not, war somit Quittung für dessen Erfolglosigkeit. Keineswegs entsprach diese vermeintliche „Entnazifizierung“ einem moralischen Impuls angesichts der Schuld des nationalsozialistischen Deutschland am Ausbruch des Weltkrieges oder der Einsicht in die verbrecherische Dimension des Nationalsozialismus, die man nicht erkennen wollte.

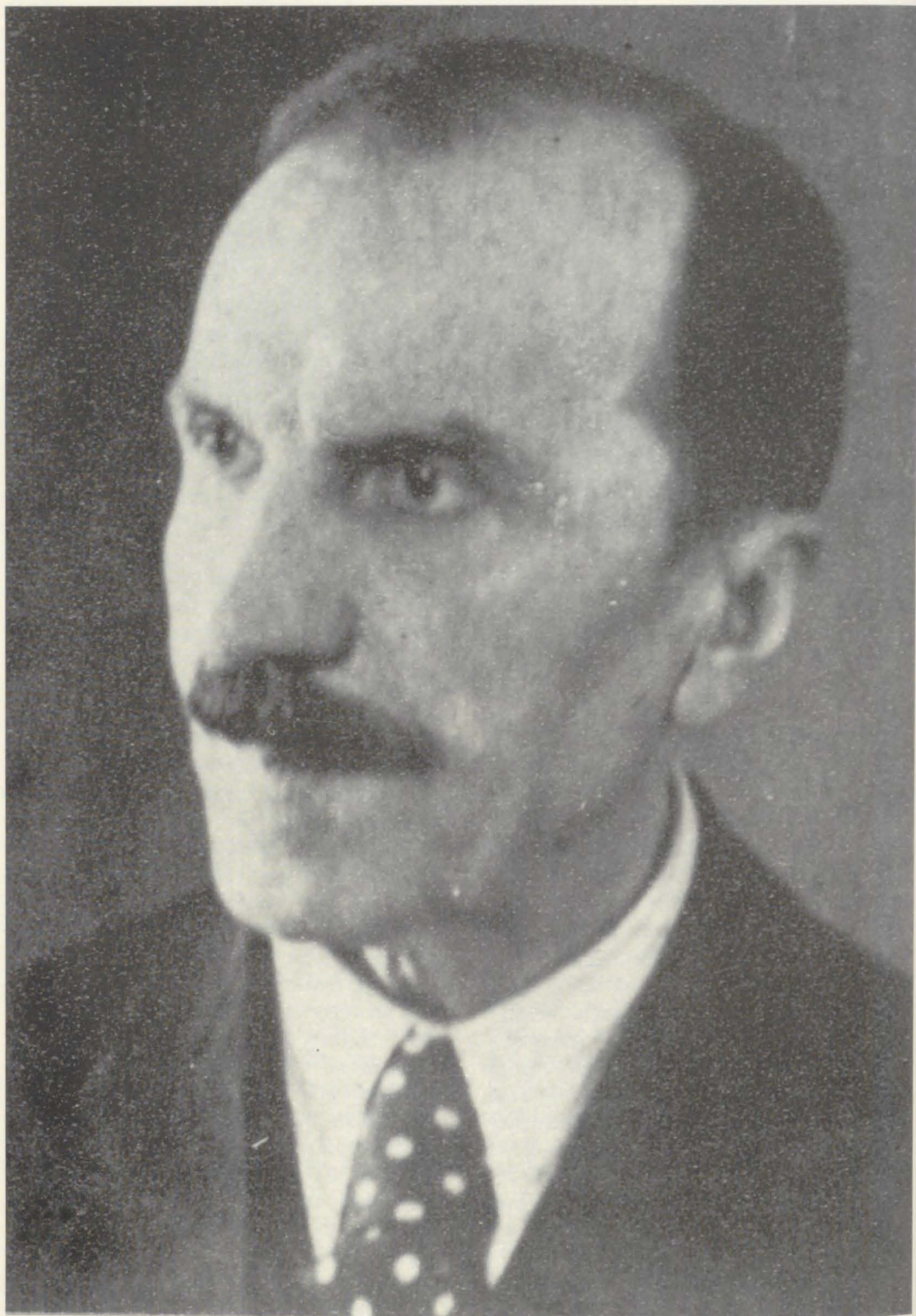
ERSTE POLITISCHE SÄUBERUNGEN DURCH DIE FRANZOSEN

Die auch von den Alliierten beobachtete Abkehr der Deutschen vom Nationalsozialismus bei Kriegsende brachte keinen allgemeinen anti-nationalsozialistischen Volkszorn hervor.¹⁷ „Der Ausbruch einer spontanen Wut des deutschen Volkes gegen all diejenigen, die als prominente Vertreter des Naziregimes bekannt waren“, wäre die „einzig denkbare Alternative zum Entnazifizierungsprogramm“ der Alliierten gewesen. „Doch die Revolution blieb aus“, hatte Hannah Arendt 1950 bitter kommentiert.¹⁸ So blieb die Entnazifizierung zwangsläufig Aufgabe der Siegermächte. Diese hatten im Februar in Jalta noch ohne französische Beteiligung ihre „unbeugsame Absicht“ bekundet, „den deutschen Militarismus und Nazismus zu vernichten . . .; alle nazistischen und militärischen Einflüsse aus öffentlichen Einrichtungen, dem Kultur- und Wirtschaftsleben des deutschen Volkes zu entfernen . . .“.¹⁹ Wie dies im Einzel-

nen geschehen sollte, darüber hatten sich die Amerikaner am ausführlichsten Gedanken gemacht.²⁰ Eingenommen wurde Karlsruhe aber am 4. April von den Franzosen, denen im Februar 1945 in Jalta eine Besatzungszone zugestanden worden war. Da sie über keine Konzepte zur Entnazifizierung verfügten, blieben die politischen Säuberungen in der französischen Zone in den ersten Wochen und Monaten weitgehend unkoordiniert und improvisiert.²¹

Entnazifizierungsmaßnahmen wie die Aufhebung von NS-Gesetzen und das Verbot von NS-Organisationen waren durch Anordnungen der Militärregierung ohne Probleme zu bewerkstelligen. Das galt auch für die Änderung der Benennung von Schulen und von allen 22 nationalsozialistischen Straßennamen, die im Juni verfügt wurde. Aufschlußreich für die anti-nationalsozialistische Stimmung des Jahres 1945 sind die zahlreichen weitergehenden Vorschläge aus der Bevölkerung zur Umbenennung all jener Straßen, die nach Militaristen, Kapitalisten, Schlachten und Fürsten benannt waren. Unter den vorgeschlagenen Neubenennungen befanden sich die Namen von Vorkämpfern und -kämpfern der Arbeiterbewegung von Marx über Luxemburg bis zu Lenin. Aber auch Namen von Widerstandskämpfern aus allen weltanschaulichen Lagern wurden genannt.²²

Schwieriger gestaltete sich dagegen der Umgang mit dem „Personal“, das das „Dritte Reich“ hinterlassen hatte. Ziel der ersten Säuberungen der Franzosen war, die vorrückenden Einheiten vor befürchteten Werwolfaktionen zu schützen.²³ Versprengte Wehrmachtangehörige und alle Karlsruher Polizisten wurden deswegen als Kriegsgefangene nach Frankreich abtransportiert. Wenige Tage nach der Einnahme der Stadt versuchten die Franzosen dann, mit einer systematischen Erfassung der männlichen Bevölkerung aller Nationalsozialisten habhaft zu werden. Ab Mitte April mußten sich alle 14–60 jährigen Männer zur Ausstellung eines Ausweises in der Knielinger Kaserne melden.²⁴ Mit einer nächtlichen Razzia wurde dieser Aufforderung Nachdruck verliehen.²⁵ Angehörige der NSDAP oder anderer NS-Organisationen wurden sofort interniert. In Zweifelsfällen sollten zwei anwesende deutsche Gegner des NS-Regimes eingreifen. Eingeteilt



Die französische Besatzungsbehörde bestätigte am 4. April den 66jährigen Josef Heinrich als Bürgermeister der Stadt. Sie billigte damit eine Entscheidung des geflohenen NS-Oberbürgermeisters Hüßy.

INFORMATIONS

du Gouvernement Militaire pour l'arrondissement de Karlsruhe-Ville

MITTEILUNGSBLATT

der Militärregierung für den Kreis Karlsruhe-Stadt

No 1

Karlsruhe, le 28 juin 1945

Sommaire:	Page	Inhaltsverzeichnis:	Seite
1) Révocations et suspensions (par l'Administration Municipale de Karlsruhe, la Caisse d'Épargne de Karlsruhe, la Banque du Reich, la Badische Beamtenbank, la Badischer Gemeinde-Versicherungsverband)	1-3	1. Entlassungen und vorläufige Dñmstenthebungen (Stadtverwaltung Karlsruhe, Städtische Sparkasse Karlsruhe, Reichsbank, Badische Beamtenbank, Badischer Gemeinde-Versicherungsverband)	1-3
2) Circulation dans le Kreis de Résidence — Répartition des aliments	9	2. Verkehr im Kreise des Wohnsitzes — Lebensmittelzuteilungen	9
3) Lieu de distribution de cartes alimentaires — Division des districts de Karlsruhe	10	3. Lebensmittelkartenstelle — Einteilung der Karlsruher Stadtbezirke	10
4) Logements et Cantonnements — Office du Travail et de l'Assistance Publique	11	4. Quartier- und Wohnungsstelle — Städtische Arbeits- und Wohlfahrtsverwaltung	11
5) Chambre de Commerce de Karlsruhe et Chambre Economique de Bade — Caisse d'Épargne de Karlsruhe	12	5. Handelskammer Karlsruhe und Wirtschaftskammer Baden — Städtische Sparkasse Karlsruhe	12
6) Sommatton — Enlèvement d'ordures ménagères	13	6. Aufforderung — Müllbeseitigung — Warenbestandsaufnahme	13
7) Entreprises municipales — Caisse de secours — Service de transport de la Croix Rouge — Service de transports funéraires — Etat civil et Service d'Enterrements — Avis aux Banques	14	7. Städtische Betriebe — Städtische Betriebskrankenkasse — Krankentransportwagen — Leichtertransportwagen — Standes- und Bestattungsamt — Anordnung — Benachrichtigung an alle Banken und ähnliche Institute	14
8) Tribunaux du Gouvernement Militaire — Répondez exactement aux questions du Fragebogen — Office d'assurance immobilière Badolse. Médecins pratiquants	15	8. Gerichte des Militärregiments — Beantworten Sie genau den Fragebogen — Badische Gebäudeversicherungsanstalt — Praktizierende Aerzte	15
9) Heures d'ouverture des Pharmacies	16	9. Dienstzeiten der Karlsruher Apotheken	16

GOVERNEMENT MILITAIRE DE CARLSRUHE

Avis

D'après les lois en vigueur et par ordre du Gouvernement Militaire les révocations suivantes ont été ordonnées:

Ont été révoqués définitivement:

1. Dr. Hüßy, premier bourgmestre
2. Sauerhöfer, Heinrich, bourgmestre commiss.
3. Riedner Peter, cons. municip.
4. Acker Friedrich, secrét. princ.
5. Ade Emil, employé
6. Adolph Karl, secrét. de bureau
7. Albinus Bruno, employé
8. Dr. Albrecht Ernst, médecin assist.
9. Allgaier Otto, serrurier
10. Allion Otto, inspect. d'administration
11. Amann Karl, assist. techn.
12. Amann Robert, direct. du service des bâtiments
13. Abfalß Alfred, secrét. d'administration
14. Auer Heinrich, concierge
15. Aurich Richard, menuisier
16. Banspach Karl, intendant du service des bâtiments
17. Batz Wilhelm, contrôleur des compteurs à gaz
18. Baucks Ludwig, employé
19. Bauer Albert, ouvrier
20. Baum Maria, employé
21. Dr. Beck Fridolin, ingénieur en chef
22. Beck Otto, huissier
23. Becker Heinrich, premier conducteur
24. Beetz Michael, serrurier
25. Bender Johannes, conseiller municip.
26. Berg Josef, conducteur

MILITARREGIERUNG KARLSRUHE

Bekanntmachung

In Ausführung der Gesetze und auf Befehl der Militärregierung wurden folgende Entlassungsmaßnahmen getroffen:

Ihres Dienstes wurden endgültig enthoben:

1. Dr. Hüßy Oskar, Oberbürgermeister, Scheffelplatz 1
2. Sauerhöfer Heinrich, komm. Bürgermeister, Moltkestr. 4
3. Riedner Peter, Stadtrat, Vorholzstr. 8
4. Acker Friedrich, Obersekretär, Sternbergstr. 17
5. Ade Emil, Angestellter, Markgrafenstr. 24
6. Adolph Karl, Kanzleisekretär, Neureut, Bahnhofstr. 6
7. Albinus Bruno, Angestellter, Weltzienstr. 19
8. Dr. Albrecht Ernst, Assistenzarzt, Moltkestr. 115
9. Allgaier Otto, Schlosser, Durlach, Reichenbacher Str. 22
10. Allion Otto, Verwalt.-Inspektor, Pforzheim, Untere Au 35
11. Amann Karl, techn. Assistent, Durlach, Grötzingenstr. 18
12. Amann Robert, Baudirektor, Zehntr. 1
13. Abfalß Alfred, Verw.-Sekretär, Essenweinstr. 30
14. Auer Heinrich, Hausmeister, Hagsfeld, Brückenstr. 7
15. Aurich Richard, Schreiner, Lessingstr. 40
16. Banspach Karl, Baumamtman, Nördl. Hildaprom. 20 (Fragebogen vorgelegt am 28. 5. 45)
17. Batz Wilhelm, Uhrenableser, Nebenaustr. 17
18. Baucks Ludwig, Angestellter, Eichenweg 6
19. Bauer Albert, Hilfsarbeiter, Kapellenstr. 32
20. Baum Maria, Aush.-Angestellte, Dammstockstr. 23 (28. 5. 45)
21. Dr. Beck Fridolin, Oberbaurat, Zehntr. 6
22. Beck Otto, Gemeindevollzieher, Hauptstr. 49
23. Becker Heinrich, Oberwagenführer, Wilhelmstr. 44 (28. 5. 45)
24. Beetz Michael, Schlosser, Werderstr. 14 (28. 5. 45)
25. Bender Johannes, Amtsrat, Amalienstr. 77 (28. 5. 45)
26. Berg Josef, Wagenführer, Durlach, Hauptstr. 9

Im ersten Mitteilungsblatt für Karlsruhe veröffentlichte die französische Militärregierung eine lange Liste mit Namen der dienstenthobenen Mitarbeiter verschiedener Verwaltungen und Institutionen.

in vier Kategorien, je nach Grad der Aktivität in den NS-Organisationen, blieben drei Gruppen in der Knielinger Kaserne und eine vierte, SS-Angehörige und höhere Parteifunktionär, kam in das nahegelegene „Russenslager“. Dies war ein Barackenlager, in dem zuvor russische Zwangsarbeiter hausen mußten.²⁶

Zu den Ungereimtheiten der Internierungspraxis gehörte, daß der höchstrangige Funktionär, der Ministerpräsident Walter Köhler – er war in Karlsruhe geblieben –, nicht im „Russenslager“ einsaß.²⁷ Dazu zählte auch die etwa zweiwöchige Internierung des Regimegegners und späteren Oberbürgermeisters von Karlsruhe, Hermann Veit, in Knielingen.²⁸

Etwa 300 Internierte aus Knielingen wurden vom 21.–23. April in Fußmärschen nach Offenburg gebracht, wo sie als Geiseln für etwaige Werwolfaktionen gefangen blieben. Sie wurden bis Anfang Juli nach und nach entlassen.²⁹ Mit etwa 700 Internierten, darunter rund 15 Frauen, war das Knielinger Lager maximal belegt. Weitere etwa 525 politische Gefangene – 427 Männer und 98 Frauen – saßen am 12. Juli im Gefängnis in der Riefstahlstraße und im Frauengefängnis Akademiestraße. Die Gesamtzahl der von den Franzosen von April bis Juli aus politischen Gründen verhafteten Personen beträgt somit etwa 1 500.³⁰ Die Bewachung durch die Franzosen im Gefängnis Riefstahlstraße scheint nicht sehr streng gewesen zu sein, denn hier konnten etwa 50 Häftlinge entkommen. Die Gefangenen in Knielingen, die zu Aufräumarbeiten herangezogen wurden, konnten Kontakte zu ihren Angehörigen aufnehmen. Schärfere Bewachung und gelegentlich auch Mißhandlungen erfuhren die im „Russenslager“ internierten höheren SS- und NSDAP-Mitglieder.³¹

Eine über den Sicherheitsaspekt ausgreifende gezielte politische Säuberung der Verwaltungen ist aus den französischen Maßnahmen der ersten Wochen nur bedingt abzulesen. Im Blick auf ihren Umgang mit der Stadtverwaltung, auf die ich mich im Folgenden konzentrieren möchte, ist eine Ausschaltung der Repräsentanten des nationalsozialistischen Systems von den Schaltstellen der staatlichen und politischen Exekutive über die Fluchtbewegung und die Verhaftungswelle hinaus kaum feststellbar. Die Franzosen akzeptierten

den noch von dem NS-Oberbürgermeister bestellten kommissarischen Bürgermeister, den vormaligen Chef des Amtes für Versorgung und Verteidigungsfragen Josef Heinrich, und seine ebenfalls langjährigen Führungskräfte u. a. im Rechts- und Finanzreferat, bei den Versorgungsbetrieben, im Hochbauamt und in der Stadtplanung.³² Nur fünf Männer der neuen Verwaltung waren als Regimegegner anzusehen. Darunter der spätere Oberbürgermeister Friedrich Töpper und der spätere Bürgermeister Fridolin Heurich.³³ Wiedereingestellt wurde im Mai der 1933 aus politischen Gründen entlassene, als Fachmann benötigte Leiter der Stadtwerke Dr. Karl Möhrle. Nicht wieder eingestellt wurde dagegen die ebenfalls 1933 entlassene Leiterin des Jugendamtes Elisabeth Großwendt.³⁴

Ein Selbstreinigungsprozeß in der Stadtverwaltung oder Säuberungen durch antifaschistische Komitees wie z. B. im Landkreis Rastatt haben in Karlsruhe nicht stattgefunden.³⁵ Hier standen gesellschaftliche Hemmnisse einer zielgerichteten Säuberung wirksam entgegen. Das dichte soziale Geflecht lokaler und kollegialer Bindungen und Verpflichtungen verband Belastete und Mitläufer zu einer „Schutzgemeinschaft“ gegen die Entnazifizierung.³⁶ Zudem benötigte das komplexe System einer Stadtverwaltung gerade in Notzeiten jeden mit der Verwaltungsarbeit vertrauten Mann. Diese „Dämmschicht“ gegen die Entnazifizierung konnten auch die ehemaligen NS-Gegner nicht entscheidend aufbrechen. Vor allem die Verwaltungschefs der 16 Bezirke, in die Karlsruhe zur größeren Flexibilität und Effizienz der Verwaltung des Mangels und der Not eingeteilt war, übten Kritik an der städtischen Hauptverwaltung, in der sie zu viele NS-Belastete beschäftigt sahen. Sie selbst waren durchweg Mitglieder der SPD und der KPD und leisteten auf ihre Weise einen Beitrag zur Entnazifizierung. Bei Beschlagnahmungen von Einrichtungsgegenständen für die Besatzungsmacht oder bei Bereitstellung von Arbeitskommandos für Aufräumarbeiten hielten sich die Bezirksverwaltungen zuerst an die ehemaligen NSDAP-Mitglieder.³⁷

Sie kamen damit auch einer verbreiteten Stimmung entgegen, die sich über die aus politischen Gründen entlassenen sogenannten



Am 3. August 1945 wurde Hermann Veit auf Befehl von Major Maxwell S. Pullen zum neuen Oberbürgermeister Karlsruhes ernannt.

„Spaziergänger“ erregte, die ab Juni zu beobachten waren. Sie sind Ergebnis der systematischeren Säuberungen der Verwaltungen, die ab Ende Mai auf Druck der Amerikaner auch von den Franzosen betrieben wurde. Die Militärkommandanten wurden nun aufgefordert, die automatischen Entlassungen nach den

Richtlinien der Amerikaner vorzunehmen. Alle „Nazi-Elemente“ sollten ohne Rücksicht auf die Funktionsfähigkeit der Verwaltungen entfernt werden.³⁸ Nun waren von allen Mitarbeitern Fragebögen auszufüllen, und damit begannen die Versuche zur Selbstentnazifizierung. Die Militärverwaltung sah sich deshalb genötigt,

am 28. Juni öffentlich auf die Strafbarkeit falscher Angaben hinzuweisen und entsprechende Militärgerichtsurteile bekannt zu geben.³⁹ Diese Selbstüberungen setzten sich übrigens nach Abschluß der Entnazifizierung fort, indem einzelne Personalakten von belastenden Inhalten gesäubert wurden oder bis auf wenige Blätter ganz verschwanden.⁴⁰ Nun wurden aber auch persönliche Rechnungen beglichen, das von der Gestapo bei der Verfolgung von Systemgegnern so erfolgreich geförderte Denunziantentum fand ein neues Betätigungsfeld. Die Amerikaner nutzten dieses Verhalten und forderten öffentlich dazu auf, frühere Nazis und Militaristen anzuzeigen.

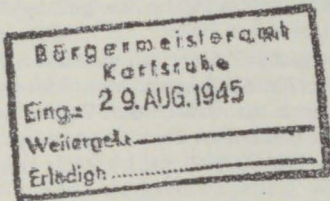
In der Stadtverwaltung kam es bis zum Ende der französischen Besatzungszeit zu 449 Entlassungen oder einstweiligen Suspendierungen, darunter knapp 2% Frauen.⁴¹ Entlassen wurden Ende Mai auch fünf Chefärzte der Städtischen Krankenanstalten.⁴² Die Namenslisten der Entlassenen wurden als zusätzliche Strafmaßnahme an Plakatsäulen veröffentlicht. Allerdings hatten die Franzosen schnell Probleme mit der schematischen Umsetzung der Anordnungen, da sie einen Zusammenbruch der deutschen Verwaltungen befürchteten. Sie prüften daher nach einer neuen Weisung genauer, „wobei das Eintrittsdatum in die Partei, die tatsächliche Betätigung des Betroffenen und Informationen über seine persönliche Einstellung“ berücksichtigt werden sollten.⁴³ So konnten denn, weil sie als unentbehrliche Fachleute vom kommissarischen Bürgermeister reklamiert wurden, eine Reihe von NSDAP-Angehörigen auch solche in leitender Position in der Stadtverwaltung die französische Besatzung unbehelligt überstehen.

WEITERGEHENDE ENTNAZIFIZIERUNGEN ZU BEGINN DER AMERIKANISCHEN MILITÄRVERWALTUNG

Als am 8. Juli die Amerikaner die Besatzungsgewalt in Karlsruhe übernahmen, mußten die Karlsruher und Karlsruherinnen die Fragebogen erneut ausfüllen, weil die Franzosen die bereits eingesammelten mitgenommen hatten. Da die Amerikaner ihre Entnazifizie-

rungskriterien strikter einhielten und sie auch im Hinblick auf die Forderungen und die Kritik aus den USA mehrfach verschärften⁴⁴, mußten bis zum November 1945 nocheinmal 540 Mitarbeiter der Stadtverwaltung ihren Arbeitsplatz verlassen, und weitere folgten bis ins Jahr 1946. Darunter befanden sich jetzt mehrere Führungskräfte, wie der Finanzreferent, der Chef des Hochbauamtes, der Kulturbeauftragte, der verantwortliche Stadtplaner und der Chef des Rheinhafens.⁴⁵ Vor allem aber haben die Amerikaner Anfang August einen neuen, als Antifaschisten ausgewiesenen Oberbürgermeister und zwei ebensolche Bürgermeister eingesetzt: den Sozialdemokraten Hermann Veit, den Christdemokraten Fridolin Heurich und den Kommunisten Berthold Riedinger. Weiter wurde Ende August ein Gemeinderat ernannt, dessen Mitglieder alle als Gegner des Nationalsozialismus gelten konnten.⁴⁶

Die Haltung der Karlsruher und Karlsruherinnen zu den politischen Säuberungen war je nach Standpunkt unterschiedlich. Viele Angehörige der Internierten der ersten Wochen und Monate baten in Briefen an den kommissarischen Bürgermeister um die Freilassung der Internierten. Dabei wurde entweder die Verstrickung mit dem Nationalsozialismus völlig in Abrede gestellt oder verharmlost. Eingeständnisse von Schuld wurden nicht artikuliert. Die Industrie- und Handelskammer, die Badische Bank und die Badisch-Pfälzische Flugzeugreparaturwerkstatt z. B. baten wegen der Unentbehrlichkeit ihrer Führungskräfte um deren Freilassung. Der kommissarische Bürgermeister hat die Gesuche in der Regel an die Militärregierung weitergegeben mit der Bitte um wohlwollende Prüfung, zumeist ohne erkennbaren Erfolg.⁴⁷ Der neue Oberbürgermeister verfuhr deutlich zurückhaltender. Er bemühte sich auch, die Notwendigkeit der Entnazifizierung zu vermitteln: „Die Entlassungsmaßnahmen sind unverkennbar schwer, aber man muß bedenken, wie teilnahmslos das deutsche Volk zugesehen hat, als ein großer Volksteil in die Konzentrationslager geschickt und dort unmenschlich behandelt wurde“, stellte er im September fest. Er forderte seine Verwaltungschefs zudem dazu auf, auch einmal überzeugte Nazianhänger zu benennen, die nicht unter die bisherigen Richtlinien fielen. Und er



28 August, 1945

SUBJECT: Authority to Form and Utilize the City Council.

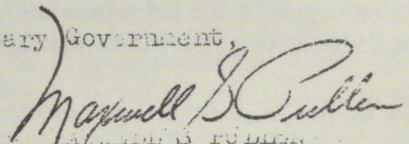
TO : Oberbürgermeister of Stadtkreis Karlsruhe.

1. You are hereby authorized to organize the city council requested by your office. This council will consist of the following members:

1. Fritz Aschinger, Geranienstr. 9
2. Karl Deck, Bachstrasse 56
3. Josef Deissler, Erbprinzenstr. 34
4. August Franz Hoffmann, Wehrstr. 12
5. Karl Konz, Markgrafenstrasse 3 a
6. Dr. Siegfried Kühn, Eisenlohnstr. 10
7. Albert Kessler, Hindenburgstr. 7
8. Emil Leppert, Lachnerstr. 2
9. Karl Ramstein, Kaiser Allee 119
10. Karl Seib, Karlsruhe-Daxlanden
11. Franz Sprauer, Lehmanstr. 1
12. Fritz Tüpper, Kriegstr. 3 a
13. Christian Pfalzgraf, Reihewiesenstr. 4
14. Dr. Karl Trautwein, Karlsburgstr. 4

2. This council will function only in an advisory capacity. It's use as such will in no way relieve you from full responsibility for the government of the Stadtkreis Karlsruhe.

By Order of Military Government,


MAXWELL S. RUBIN
Major Infantry
Commanding

14 als Nazi-Gegner bekannte Stadträte konnte OB Hermann Veit mit Genehmigung der Militärregierung vom 28. August 1945 ernennen.

fügte noch hinzu, „in der Bevölkerung würde es nicht verstanden werden, wenn man den kleinen Arbeiter entlassen und etwa Abteilungsleiter, von denen man billigerweise einen höheren politischen Verstand erwarten könne, zu halten versuchen würde.“⁴⁸

Solche Bereitschaft des Oberbürgermeisters zu nicht rein formalen politischen Säuberungen teilte sicher der kleine Kreis von NS-Gegnern, der in den Bezirksverwaltungen und in der Betreuungsstelle für politisch und rassistisch Verfolgte eine institutionelle Veranke-

rung hatte.⁴⁹ In breiteren Bevölkerungskreisen war bei Kriegsende, wie eingangs erörtert, eine Akzeptanz von politischen Säuberungen als Bestrafungsmaßnahmen für Naziaktivisten sicher auch vorhanden. Sie wurde jedoch nicht gefördert durch die anfangs konzeptlose Säuberung der Franzosen, bei der es auch etliche Mißgriffe gab. Sie wurde untergraben durch die rigorose, sehr schematische und als ungerrecht empfundene Vorgehensweise der Amerikaner. Diese zeitgenössische Einschätzung spiegelt das Gutachten wider, das Hermann Hagen, Leiter des städtischen Wirtschafts- und Versorgungsamtes, im Oktober 1945 formulierte. Er beklagte mit bezeichnenden Argumenten vor allem aus der Sicht der mittelständischen Wirtschaft u.a., das Gesetz zur Entnazifizierung der Wirtschaft vom 26. September bereite „durch die einseitige Bestrafung der besitzenden Klasse und durch das straffreie Ausgehen der Arbeiterschaft zwangsläufig dem Kommunismus den Weg“.⁵⁰ Um der zunehmenden Ablehnung der politischen Säuberungen vorzubeugen, wurden auch in der Stadtverwaltung Überlegungen zu einer Verbesserung des Entnazifizierungsverfahrens angestellt. Verschiedene Stellungnahmen plädierten für Prüfungen der Verstrickung mit dem Nationalsozialismus in jedem Einzelfall. 1946 wurde dieses dann auch mit der Schaffung der deutschen Spruchkammern erreicht. Erreicht wurde damit aber auch, daß der schwach entwickelte „Säuberungswille“ der Deutschen in einer Flut von Bagatelldfällen zerschlagen wurde.⁵¹

Anmerkungen

1. Vgl. dazu die Lokalstudie von Herfried Münkler: *Machterfall. Die letzten Tage des Dritten Reiches am Beispiel der hessischen Kreisstadt Friedberg*, Berlin 1985; Zum Zerfall des Hitler-Mythos vgl. die frühere Studie von Ian Kershaw: *Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich*, Stuttgart 1980; Zur Stimmung in der Bevölkerung am Kriegsende in den von den Amerikanern besetzten Gebieten vgl. jetzt auch Klaus-Dietmar Henke: *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, S. 78 ff. und S. 813 ff.
2. Die Studien über die Nachkriegszeit aus dem Institut für Zeitgeschichte in München stellen die Epochenwelle 1945 in den Zusammenhang der Jahre zwischen Stalingrad und der Währungsreform. Da-

mit werden Einsichten in Brüche und Kontinuitäten der gesellschaftlich-politischen Entwicklung ermöglicht. Vgl. Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke, Hans Woller (Hrsg.), *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1989.

3. Als Quellengrundlage diente dafür vor allem eine umfangreiche Aktenablieferung des städtischen Personalamtes an das Archiv, deren Verzeichnung vor kurzem abgeschlossen werden konnte. Vgl. die Findbücher 1/POA 2 (1992) und 1/POA 2/ Folge 2 (1994).
4. Vgl. John G. Korman: *U.S. Denazification Policy in Germany, 1944–1950*, Bad Godesberg 1952, S. 21 (zitiert nach Hans Woller: *Gesellschaft und Politik in der amerikanischen Besatzungszone. Die Region Ansbach und Fürth*, München 1986, S. 97).
5. Zitiert nach: *Der deutsche Südwesten zur Stunde Null. Zusammenbruch und Neuanfang im Jahre 1945 in Dokumenten und Bildern*. Hrsg. vom Generalandesarchiv Karlsruhe in Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, Karlsruhe 1975, S. 38–42, hier S. 41.
6. So Kurt Kranich: *Karlsruhe – Schicksalstage einer Stadt*, Karlsruhe 1973, S. 151.
7. Vgl. ebenda aus einem anonymen Tagebuch zitiert, S. 152.
8. Vgl. die Abbildung auf Seite 188.
9. Wie Anm. 5, S. 42.
10. Vgl. Norbert Frei: *Der totale Krieg und die Deutschen*, in: ders./Hermann Kling (Hrsg.): *Der nationalsozialistische Krieg*, Frankfurt 1990, S. 296.
11. Wie Anm. 6, S. 160.
12. Adolf von Grolmann: *Karlsruhe in den Jahren 1945–1954*, S. 81 (Manuskript im StadtAK).
13. Vgl. StadtAK 1/TBA/250.
14. Vgl. dazu die zahlreichen Mitteilungen in den Interviews von Josef Werner zu seinem Buch: *Karlsruhe 1945. Unter Hakenkreuz, Trikolore und Sternbanner*, Karlsruhe 1945, die im Stadtarchiv ebenso wie Tagebücher und private Aufzeichnungen aufbewahrt sind, StadtAK 8/StS 17/103–106 und 8/StS 17/79, 80, 97, 142, 143. Zur Flucht des Oberbürgermeisters und 20 weiterer Mitglieder der Stadtverwaltung im „Stoßtrupp Stadt“ und der Kreisleitung vgl. den auch von Rechtfertigungsdrang geprägten Bericht des Hauptverwaltungsdirektors Adolf K. Fr. Supper vom August 1945, StadtAK 8/StS 11/67.
15. Vgl. dazu mit vielen Beispielen auch Henke (wie Anm. 1), S. 824–834.
16. Vgl. ebenda, S. 86 f.
17. „Es kann nicht mehr die Rede von Überzeugung sein oder von einem fanatischen Willen, das Land zu verteidigen, oder von einem blinden Glauben an Hitler oder die Partei.“ So formulierte es Ende März 1945 das General Intelligence Bulletin der European Civil Affairs Division, zitiert nach Henke (wie Anm. 1), S. 841.
18. Vgl. Hannah Arendt: *Besuch in Deutschland*, Berlin 1993, S. 49.

19. Vgl. den Auszug aus der Amtlichen Verlautbarung über die Konferenz von Jalta vom 3. bis 11. Februar 1945 in: Clemens Vollnhals: Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitierung in den vier Besatzungszonen 1945–1949, München 1991, S. 96 ff.
20. Zur Planung und Durchführung der amerikanischen Entnazifizierungspolitik vgl. Lutz Niethammer: Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns, 2. Aufl. Berlin/Bonn 1982.
21. Vgl. Vollnhals (wie Anm. 19), S. 34 und Reinhard Grohnert: Die Entnazifizierung in Baden 1945–1949. Konzeption und Praxis der „Eputation“ am Beispiel eines Landes der französischen Besatzungszone, Stuttgart 1991, S. 11 ff. und S. 19. Es kann bei der hier vorgelegten Skizze der politischen Säuberungen der ersten Monate unter französischer Besatzungsmacht nur darum gehen, deren Wirkung vor Ort zu schildern. Die Beurteilung der gesamten französischen Entnazifizierungspolitik ist in der jüngeren Forschung noch umstritten, vgl. Cornelia Rauh-Kühne: Forschungen zur französischen Zone: Geschichte der Besatzungspolitik oder Geschichte der Besatzungszeit?, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte, Heft 2, 1994, S. 16 ff.
22. Vgl. Stadt Karlsruhe, Vermessungs- und Liegenschaftsamt, Straßenbenennungsakten.
23. Vgl. dazu Grohnert (wie Anm. 21), S. 17.
24. Vgl. StadtAK 8/StS 17/103 Zeitzeugeninterview Ernst Göhringer, geführt von Josef Werner. Vgl. dazu und zum Folgenden auch Werner (wie Anm. 14), S. 118 ff.
25. Vgl. StadtAK 1/H-Reg/ 752.
26. Wie Anm. 24.
27. Vgl. StadtAK 8/StS 17/104 Zeitzeugeninterview Walter Köhler geführt von Josef Werner.
28. Vgl. StadtAK 8/StS 17/105 Zeitzeuginneninterview mit Erika Veit geführt von Josef Werner.
29. Vgl. StadtAK 1/H-Reg/752.
30. Die Summe ergibt sich aus den Angaben von Ernst Göhringer (wie Anm. 24) sowie aus den Listen der politischen Gefangenen und den Angaben über die nach Offenburg verbrachten Internierten in StadtAK 1/H-Reg/752.
31. Hinweise dazu in den in Anm. 30 genannten Unterlagen.
32. Zu personellen Kontinuitäten und Neuerungen auf kommunaler Ebene in der französischen Zone bis Herbst 1945, die keine einheitliche Beurteilung der französischen Entnazifizierungspolitik zulassen, vgl. Grohnert (wie Anm. 21), S. 20 ff.
33. Zur Stellenbesetzung der Ämter im April und Mai 1945 vgl. StadtAK 1/H-Reg/2894.
34. Vgl. StadtAK 1/POA 1/2241 und 1011. Zum Fall Elisabeth Großwendt vgl. Susanne Asche, Barbara Guttman u. a.: Karlsruher Frauen 1715–1945. Eine Stadtgeschichte (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Band 15), Karlsruhe 1992, S. 308 ff.
35. Zu den Antifa-Kommittees im Landkreis Rastatt vgl. Grohnert (wie Anm. 21), S. 41 ff.
36. Vgl. Klaus-Dietmar Henke: Die Grenzen der politischen Säuberung in Deutschland nach 1945, in: Ludolf Herbst (Hrsg.): Westdeutschland 1945–1955. Unterwerfung, Kontrolle, Integration, München 1968, S. 130 f.
37. Zur Einrichtung und Arbeit der Bezirksverwaltungen vgl. StadtAK 1/H-Reg/36, 852, 2894 und den Bestand 1/Bez.VerwAmt.
38. Vgl. Grohnert (wie Anm. 21), S. 20.
39. Vgl. Mitteilungsblatt der Militärregierung für den Kreis Karlsruhe-Stadt, Nr. 1, 28. Juni 1945, S. 15 (in: StadtAK 1/POA 2/1521).
40. Vgl. z. B. StadtAK 1/POA 1/1026 und 4554.
41. Vgl. die Listen in StadtAK 1/POA 2/502.
42. Vgl. StadtAK 1/H-Reg/2027.
43. Vgl. Grohnert (wie Anm. 21), S. 22.
44. Erste Hinweise mit weiterführender Literatur bei Vollnhals (wie Anm. 19), S. 9 ff..
45. Vgl. die Listen in StadtAK 1/POA 2/502.
46. Zur Zusammensetzung des Gemeinderates im August 1945 vgl. StadtAK 1/H-Reg/2896.
47. Vgl. StadtAK 1/H-Reg/752.
48. Vgl. Niederschrift über die Besprechung mit den Respizienten und Amtsvorständen am Mittwoch, den 26. September 1945, 8 Uhr, im Sitzungssaal des Neuen Rathauses, StadtAK 1/POA 2/1866.
49. Vgl. Manfred Koch: „Wir wollen sie gemeinsam ehren“. Vom Umgang mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Karlsruhe, in: Formen des Widerstandes im Südwesten 1933–1945, hrsg. von Thomas Schnabel unter Mitarbeit von Angelika Hauser-Hauswirth, Ulm 1994, S.284 ff.
50. Vgl. die verschiedenen Stellungnahmen zur Entnazifizierung in: StadtAK 1/POA 2/526.
51. Vgl. Clemens Vollnhals: Entnazifizierung. Politische Säuberung unter alliierter Herrschaft, in: Hans-Erich Volkmann (Hrsg.): Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau, München, Zürich 1995, S. 378.



Wenn Ihre Bank Sie wachhält, sollten Sie nicht an ihr festhalten. Unsere Kundenbetreuer sorgen dafür, daß Ihr Finanzierungskonzept oder Ihre Anlagestrategie Sie beruhigt schlafen läßt.

IHRE BANK
SOLLTE SIE NICHT UM IHRE
TRÄUME BRINGEN.



Die Baden-Württembergische Bank

Kriegsende in Freiburg, Endkampf oder Rückzug — Probleme des Volkssturms

Lange Zeit glaubte Hitler, den selbst entfesselten Zweifrontenkrieg ohne umfangreiche Hilfe von Verbündeten und ohne völlige Ausschöpfung aller personellen Reserven und materiellen Ressourcen führen und zudem rasch gewinnen zu können. Mehrmals äußerte er in seinen „Tischgesprächen“ während des Krieges die Befürchtung, eine totale Mobilisierung im Reich sowie kriegsbedingte Einschränkungen bei der Versorgung der Zivilbevölkerung könnten zu Unruhen gegen sein Regime führen. Revolution und Waffenstillstand des Jahres 1918 bezeichnete er wiederholt als warnendes Beispiel.¹ Auch in seiner Neujahrsansprache vom 1. Januar 1945 bekräftigte Hitler, daß er keinesfalls an Waffenstillstand oder Kapitulation denke.

Nach den geglückten Offensiven der Alliierten in der Normandie und im Mittelabschnitt der Ostfront sowie deren Vorstöße zur Reichsgrenze — am 21. Oktober 1944 fiel Aachen in die Hände der Amerikaner, und die sowjetischen Truppen erreichten Ostpreußen — mußte Hitler im Herbst 1944 jedoch auf weiteres militärisches Potential in der Heimat zurückgreifen; denn hunderttausende deutscher Soldaten waren mittlerweile gefallen oder in Kriegsgefangenschaft geraten. Viele Wehrmachtseinheiten waren personell und materiell völlig unzureichend ausgestattet, um den alliierten Angriffen widerstehen zu können.

Angesichts der großen Personalverluste an allen Fronten besann man sich im „Führerhauptquartier“ auf die Möglichkeit, gemäß dem Wehrgesetz von 1935 den Kreis der Wehrpflichtigen in Kriegs- und Notzeiten auch über

das 45. Lebensjahr ausdehnen zu können.² Schon ab Anfang September 1944 war die Zivilbevölkerung zu Schanzarbeiten für die Wiederherstellung der alten Befestigungsanlagen an der Ost- und Westgrenze (Westwall) zwangsverpflichtet worden. Mit der Durchführung dieser Schanz- und Baumaßnahmen waren allerdings die NSDAP-Gauleiter als Reichsverteidigungskommissare beauftragt worden. Allein NSDAP-Leiter konnten danach über Ausnahmen von dieser Zwangsverpflichtung entscheiden. Im Auftrage des badischen Gauleiters Robert Wagner mußten dabei die „Leistungen der elsässischen und badischen Grenzbevölkerung zur Reichsverteidigung“ besonders dokumentarisch festgehalten werden, um „späterhin eines der ruhmvollen Kapitel des großdeutschen Freiheitskampfes“ bezeugen zu können.³ Viele Zivilisten kamen bei diesem Zwangseinsatz in der Rheinebene und in den Vogesen durch US-Jagdbomberangriffe ums Leben.

Um die Grenzbefestigungen personell besetzen zu können, wurde schließlich der „Deutsche Volkssturm“ als eine Art Landsturm früherer Zeit aufgestellt. Da Hitler den militärischen Dienststellen schon seit langem mißtraute, beauftragte er den „Sekretär des Führers“, den neuen mächtigen Mann in der Parteizentrale, NSDAP-Reichsleiter Martin Bormann⁴, mit der Aufstellung des Deutschen Volkssturms im gesamten Reichsgebiet. Fanatischer Wille war Hitler bei der Reichsverteidigung wichtiger als militärische Erfahrung. Die Führer des neuen Volkssturms sollten sich dann auch in erster Linie nicht durch militärisches Wissen und Können, sondern durch „Treue zum Führer

und nationalsozialistische Standhaftigkeit“ ausweisen.⁵

Zum Einsatz im Deutschen Volkssturm wurden alle wehrfähigen Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren aufgerufen. Nach den Plänen der Partei wurden vier altersmäßig und wehrtauglich bedingte Aufgebote des Volkssturms aufgestellt. Die aus dem ersten Aufgebot gebildeten Volkssturmbataillone aller tauglichen und wehrfähiger Männer der Jahrgänge 1884 bis 1924 konnten auch außerhalb des Heimatgaus eingesetzt werden. Die übrigen drei Aufgebote betrafen ältere Jahrgänge und bislang noch am Arbeitsplatz in der Heimat verbliebene sogenannte „unabkömmlich-gestellte“ sowie bisher zum Wehrdienst untaugliche Männer.⁶ In der Regel wurden nur die beiden ersten Aufgebote gebildet. Zudem sollte der Jahrgang 1928 (d. h. 16jährige Jugendliche) bis zum 31. März 1945 in den Wehrrüchtigungslagern der Hitlerjugend und des Reichsarbeitsdienstes militärisch ausgebildet werden.

Hitlers Volkssturm-Erlass vom 25. September 1944 wurde aus Propagandagründen erst anlässlich des Jahrestages der Völkerschlacht von Leipzig am 18. Oktober 1944 publik gemacht und zwei Tage später offiziell verkündet, als bereits die ersten Volkssturmverbände wirksam in Erscheinung treten konnten; denn auf die Propaganda kam es den Nationalsozialisten sehr an.⁷ Sowohl die Deutsche Reichspost als auch die Ufa-Filmgesellschaft unterstützten die Aufstellung des Volkssturmes propagandistisch durch eine Sonderbriefmarke mit dem besonderen Motto „Ein Volk steht auf“ bzw. durch den Durchhaltefilm „Kolberg“, der den verzweifelten Endkampf der Zivilbevölkerung einer eingeschlossenen Stadt heroisierte.

Die NS-Führer Bormann, Himmler und Sauckel propagierten in ihren Aufrufen den Volkssturm sogleich als „letztes und entscheidendes Aufgebot“⁸ für den seit Kriegsbeginn von 1939 nunmehr anstehenden „zweiten Großeinsatz“. Der Kampf der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“ sollte „mehr und mehr den Charakter eines geschichtlich beispiellosen Volkskrieges annehmen“, wie NSDAP-Gauleiter Robert Wagner anlässlich des Verteidigungsappells des ersten Volkssturmbataillons aus Baden-Elsaß in Straßburg am 12. November 1944 erklärte.⁹

Insbesondere Reichsleiter Bormann wachte eifersüchtig darüber, daß der Volkssturm eine Angelegenheit der Partei und deren Gliederungen blieb. Die einzelnen NSDAP-Gauleiter, die SA-Führung unter SA-Stabschef Wilhelm Schepmann und die Führung des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps unter NSKK-Korpsführer Werner Kraus hatten die Aufstellung und Ausbildung durchzuführen. Der jeweilige Gauleiter war „unbeschränkter Herr“ und „oberster Gerichtsherr“ der Volkssturmbataillone seines Gaues.¹⁰ Dem Reichsführer SS, Heinrich Himmler, der nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 von Hitler als neuer Befehlshaber des Ersatzheeres eingesetzt worden war, oblag Bewaffung, Ausrüstung und Kampfeinsatz. Erst im letzten Moment des Einsatzes sollten die Volkssturmeinheiten unter den Kampfauftrag der Wehrmacht treten.

Mit der Bewaffung des Volkssturms war es allerdings nicht weit her. Es war zum Jahresende 1944 unmöglich, die fast sechs Millionen volkssturmpflichtigen Männer ausreichend auszurüsten. Zahlreiche Volkssturmeinheiten waren nur mit Jagd- und Sportflinten oder mit veralteten Beute-Waffen aller Art ausgestattet. Munition und schwere Infanteriewaffen fehlten fast völlig, zum Teil standen nur fünf bis zehn Schuß Munition pro Mann zur Verfügung. Relativ günstig war die Ausstattung mit den neu entwickelten Panzernahbekämpfungsmitteln „Panzerfaust“ und „Ofenrohr“. Der Volkssturm wurde dann auch in der Propaganda als spezielles Panzerjägerkommando herausgestellt: Mut und Panzerfaust würden jeden Panzer besiegen, so ließ Goebbels großsprecherisch verkünden.

Weil zudem keine Uniformen mehr vorhanden waren, mußten viele Volkssturmsoldaten ihren Dienst – auch im Kampfeinsatz – in Zivil versehen. Durch eine Armbinde mit dem Aufdruck „Deutscher Volkssturm – Wehrmacht“ waren sie wenigstens als Kombattanten im Sinne des Kriegsvölkerrechts entsprechend der Haager Landkriegsordnung von 1907 gekennzeichnet und konnten im Falle einer Gefangennahme die vertragsgemäße Behandlung nach dem Völkerrecht erwarten.

In der Bevölkerung des Westens und Südwestens stieß der Volkssturm-Aufruf auf zwiespältige, die unzureichende Bewaffung überwie-

Deutsche Männer und Frauen!

Zur Sicherung der deutschen Heimat hat der Führer neben dem Ausbau einer **Vogesen-Reservestellung** auch die Herstellung der

Verteidigungsbereitschaft des Westwalles

befohlen.

Unser frontbewährter Grenzgau Baden-Elsaß wird die gestellte Aufgabe mit gewohnter Tatkraft und Entschlossenheit unverzüglich in Angriff nehmen. Ab **Dienstag, 5. Sept., 7 Uhr**, wird durch das hiermit verkündete

allgem. Volksaufgebot am Oberrhein

mit der Arbeit begonnen.

Als aufgerufen gelten

die gesamte männl. Bevölkerung vom vollendeten 14.-65. Lebensjahr
die gesamte weibl. Bevölkerung vom vollendeten 16.-50. Lebensjahr

Dieser Aufruf gilt gleichzeitig als gesetzliche Notdienstverpflichtung für die oben genannten Jahrgänge in allen Gemeinden, in denen diese Verkündung erfolgt.

Arbeitsgeräte (Spaten, Schaufeln, Pickel, Äxte, Beile, Sägen) hat jeder Aufgerufene selbst mitzubringen. Verpflegung ist selbst zu stellen.

Der Ausmarsch zu den Arbeitsplätzen am Westwall erfolgt nach den Weisungen der Hoheitsträger der NSDAP.

Volksgenossen, Volksgenossinnen, deutsche Jugend!

In den entscheidenden Wochen unseres Kampfes um die deutsche Zukunft haben wir unsere unbeugsame Einsatzbereitschaft erneut unter Beweis zu stellen. Die gestellte Aufgabe dient unserem unmittelbaren Schutz. Hier gibt es kein Zögern und Zagen, sondern nur entschlossenes Mitpacken!

Dem Vorbild der Ostpreußen folgend, wollen wir in altbewährter Treue unsere ganze Ehre daran setzen, alles in kürzester Zeit geschafft zu haben.

Der Generalanstorm des Feindes muß am heiligen Volkskrieg der deutschen Nation zerbrechen. Dann wird die Stunde kommen, da wir wieder zurückschlagen werden.

Unser Entschluß heißt: Kampf bis zum Sieg! Es lebe der Führer!

gez.: **Robert Wagner**

Gauleiter und Reichstatthalter
Reichsverteidigungskommissar Baden/Elsaß

Volksgenossen und Volksgenossinnen, meldet Euch sofort auf der Dienststelle Eurer Ortsgruppe der NSDAP. SchülerInnen der höheren Schulen, Handels- und Privatschulen melden sich auf der Bannführung der Hitler-Jugend, Bahnhofstraße 24.

Altenmannedruck, Freiburg i. Br.

Der Kreisleiter

gend auf kritische Reaktion. Ironisch erzählte man sich unter der Hand, daß mit dem Taschenmesser oder der Sense wohl kaum erfolgreich gegen moderne Kampfpanzer oder viermotorige Bomber zu kämpfen sei. Der Volkssturm konnte gegen die hohe Schlagkraft der modern ausgerüsteten alliierten Truppen wenig ausrichten. Bedingt durch die mangelhafte Bewaffnung, Ausrüstung und viel zu kurze Ausbildung war sein Kampfwert relativ gering. Die Mobilisierung von Kranken, Jugendlichen und Unausgebildeten war keine Kriegführung im bisherigen Sinne mehr, eher ein unverantwortliches Hinführen zur „Schlachtbank“ des Krieges. Die NS-Führung ging jedoch bei ihrer Vorstellung von „Volkskrieg“ nach wie vor von dem Wunschenken aus, den bereits verlorenen Kampf weiterführen zu können. Zudem konnten die waffenfähigen Männer durch die Einberufung zum Volkssturm als Potential für einen Umsturzversuch gegen das NS-Regime in der Heimat „neutralisiert“ und vielmehr für eigene Zwecke gebunden werden.

Wie in vielen anderen Städten auch wurde der Volkssturm in Freiburg ab 18. Oktober 1944 offiziell aufgestellt.¹¹ Der Freiburger NSDAP-Kreisleiter Karl Neuscheler meldete am 14. November der Parteikanzlei in München pathetisch, daß dabei eine große Aufbruchstimmung zu registrieren war: Die Erfassungsaufappelle besaßen danach „geradezu einen erfrischend revolutionären Charakter und zwar mit wenigen Ausnahmen überall. Die Bauern setzten sich anschließend spontan zusammen und singen vaterländische Lieder und bringen in Reden und in privaten Äußerungen ihren Stolz und ihre Freude zum Ausdruck, daß sie nun auch noch als Soldaten zu Wort kommen.“ In der Stadt allerdings würden „kleine verweichelichte bürgerliche Intelligenzkreise“ Kritik äußern und sich dem Volkssturmdienst zu entziehen suchen.¹²

Als der erste Erfassungsaufappel Freiburger Volkssturmmänner am 25. Oktober 1944 und deren Vereidigungen am 12. und 26. November im Universitätsstadion durchgeführt wurden, veranstaltete die NSDAP dabei die übliche Propaganda-Kundgebung mit Durchhaltereden für den „Endsieg“. Bis Anfang November wurden in Freiburg zwei Kompanien eines Volkssturmbataillons aufgestellt.¹³ Als dieses Bataillon am

24. November kaserniert zusammengezogen und zur Aushebung von Panzergräben und Schützenstellungen nach Breisach und Neubreisach verlegt wurde, begann man, noch ein 2. Bataillon aufzustellen, das am 26. November vereidigt wurde. Durch den schweren alliierten Luftangriff auf Freiburg vom 27. November 1944 bestand dann jedoch bis Januar 1945 keine Ausbildungsmöglichkeit mehr für den Freiburger Volkssturm. Viele Personalunterlagen des Volkssturmes gingen beim Brand des Parteigebäudes am 27. November verloren, so daß sich nicht wenige dem Dienst entziehen konnten. Erst Anfang März 1945 konnte der Freiburger Volkssturm wieder in Kampfeinheiten zusammengestellt werden.¹⁴

Während die Volkssturmeinheiten im Osten wesentlich dazu beitragen konnten, den raschen Durchbruch der Sowjetarmee auf Berlin zu verhindern, wirkte sich ihr Einsatz im Westen in keiner Weise verzögernd auf die Operationen der Alliierten aus, obwohl den Volkssturmeinheiten hier längere Ausbildungszeiten zur Verfügung gestanden hatten und sie frühzeitig in die Heeresverbände eingegliedert worden waren. Angesichts der offenkundigen Material- und Personalüberlegenheit der Anglo-Amerikaner wurde besonders im Westen die weitere Zerstörung der Heimat durch fortgeführte Kampfhandlungen als sinnlos und der rasche Einmarsch der Westalliierten sogar als wünschenswert angesehen. Viele Volkssturmeinheiten lösten sich beim Erscheinen des Feindes und nach Verlust des heimatlichen Wohngebietes auf. Denn in den letzten Kriegswochen ließ im gesamten Reichsgebiet die Begeisterung für den „fanatischen Endkampf“ rasch nach. Der Sicherheitsdienst der SS konstatierte in seinen letzten Stimmungsberichten von Ende März 1945 „ein Umsichgreifen der Vertrauenskrise zur Führung“.¹⁵ Andere Quellen zeigen, daß diese Krise auch in SS-Kreisen an der Westfront zu beobachten war.¹⁶

Ohne Rücksicht auf mangelnde Ausrüstung und Bewaffnung ließ Hitler immer neue, eilig zusammengeraffte Kampfeinheiten bilden, die er als Volksdivisionen, Volkswerfer-Brigaden und Volksartilleriekorps bezeichnete. Insbesondere bei der vor dem Freiburger Raum stationierten 19. deutschen Armee und deren XVIII. SS-Armee Korps war der Zustand der

Erlaß des Führers

über die Bildung des deutschen Volkssturmes

Nach fünfjährigem schwerstem Kampf steht infolge des Versagens fast aller unserer Verbündeten der Feind an einigen Fronten in der Nähe oder an den deutschen Grenzen. Er strengt seine Kräfte an, um unser Reich zu zerschlagen, das deutsche Volk und seine soziale Ordnung zu vernichten. Sein letztes Ziel ist die Ausrottung des deutschen Menschen. Trotzdem ist unsere Lage keine andere, als sie im Herbst 1939 war. Damals standen wir ganz allein der Front unserer Feinde gegenüber. In wenigen Jahren ist es uns gelungen, durch einen ersten Großeinsatz unserer deutschen Volkskraft die wichtigsten militärischen Probleme zu lösen, den Bestand des Reiches und damit Europas für Jahre hindurch zu sichern. Während nun der Gegner glaubt, zum letzten Schlag ausholen zu können, sind wir entschlossen, den zweiten Großeinsatz unseres Volkes zu vollziehen. Es muß und wird uns gelingen, wie im Jahre 1939 ausschließlich auf unsere eigene Kraft bauend, nicht nur den Vernichtungswillen der Feinde zu brechen, sondern sie wieder zurückzuwerfen und so lange vom Reich abzuhalten, bis ein die Zukunft Deutschlands und seiner Verbündeten und damit Europas sichernder Friede gewährleistet ist. Dem uns bekannten totalen Vernichtungswillen unserer jüdisch-internationalen Feinde setzen wir den totalen Einsatz aller deutschen Menschen entgegen.

Zur Verstärkung der aktiven Kräfte unserer Wehrmacht und insbesondere zur Führung eines unerbittlichen Kampfes überall dort, wo der Feind den deutschen Boden betreten will, rufe ich daher alle wehrfähigen deutschen Männer zum Kampfeinsatz auf.

Ich befehle:

1. Es ist in den Gauen des großdeutschen Reiches aus allen wehrfähigen Männern im Alter von 16 bis 60 Jahren der deutsche Volkssturm zu bilden. Er wird den Heimatboden mit allen Waffen und Mitteln verteidigen, soweit sie dafür geeignet erscheinen.
2. Die Aufstellung und Führung des deutschen Volkssturmes übernehmen in ihren Gauen die Gauleiter. Sie bedienen sich dabei vor allem der fähigen Organisatoren und Führer der bewährten Einrichtungen der Partei, SA, SS, des NSKK und der HJ.
3. Ich ernenne den Stabschef der SA Schepmann zum Inspekteur für die Schießausbildung und den Korpsführer des NSKK Kraus zum Inspekteur für die motortechnische Ausbildung des deutschen Volkssturmes.
4. Die Angehörigen des deutschen Volkssturmes sind während ihres Einsatzes Soldaten im Sinne des Wehrgesetzes.
5. Die Zugehörigkeit der Angehörigen des deutschen Volkssturmes zu außerberuflichen Organisationen bleibt unberührt. Der Dienst im deutschen Volkssturm geht aber jedem Dienst in anderen Organisationen vor.
6. Der Reichsführer SS ist als Befehlshaber des Ersatzheeres verantwortlich für die militärische Organisation, die Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung des deutschen Volkssturmes.
7. Der Kampfeinsatz des deutschen Volkssturmes erfolgt nach meinen Weisungen durch den Reichsführer SS als Befehlshaber des Ersatzheeres.
8. Die militärischen Ausführungsbestimmungen erläßt als Befehlshaber des Ersatzheeres Reichsführer SS Himmler, die politischen und organisatorischen in meinem Auftrage Reichsleiter Bormann.
9. Die Nationalsozialistische Partei erfüllt vor dem deutschen Volk ihre höchste Ehrenpflicht, indem sie in erster Linie ihre Organisationen als Hauptträger dieses Kampfes einsetzt.

Adolf Hitler

Erlaß über die Bildung des Volkssturms

Aufruf zum Volksaufgebot vom September 1944 (StadtAF)

Verbände sehr schlecht. Für den Erdkampf kaum ausgebildetes Luftwaffen- und Marinepersonal, volksdeutsche und freiwillige russische Soldaten sowie die älteren Männer des Volkssturmes konnten nur mit Mühe zum Abwehrkampf an der Oberrheinfront motiviert werden.¹⁷ Gleichwohl hielt die Heeresgruppe „Oberrhein“ (später als „G“ bezeichnet) einen Brückenkopf um Colmar bis Ende Januar, obwohl Straßburg schon am 23. November von den Westalliierten erobert worden war. Am 9. Februar mußte sich die 19. Armee dann aber doch auf die rechte Rheinseite bei Breisach und Neuenburg zurückziehen. Nur notdürftig konnten danach die Einheiten der Division Nr. 805, der Brigade Nr. 1005 und der 159. Volksgrenadierdivision westlich von Freiburg neue Abwehrlinien aufbauen.¹⁸

Ab Februar 1945 häuften sich die fanatischen Durchhalteappelle der NS-Führung. Am 15. Februar wurden auf Befehl Hitlers durch Reichsjustizminister Otto Thierack in den feindbedrohten Gebieten Standgerichte gebildet.¹⁹ Sie waren für alle Straftaten zuständig, „durch die die deutsche Kampfkraft oder Kampfschlossenheit gefährdet“ wurde. Himmler ließ ab 26. Februar noch zusätzliche „Sonderstandgerichte zur Bekämpfung von Auflösungserscheinungen“ einrichten. Am 9. März setzte Hitler zudem ein besonderes „Fliegendes Standgericht“ unter General Hübner ein, das ihm direkt unterstellt war und die „Aufträge“ von ihm persönlich erhielt.²⁰ Tausende Zivilisten und Soldaten fanden durch diese Nazi-Gerichte, die kaum etwas mit Recht und Gerechtigkeit zu tun hatten, noch bis zum Kriegsende den Tod. Unter den Ermordeten befanden sich auch viele Volkssturmmänner, die den weiteren Kampf und die unnötige Zerstörung ihrer Heimatorte angesichts der heranrückenden Alliierten zu verhindern suchten. In einigen Fällen – wie z. B. im Falle von Brettheim – wurden sie noch wenige Tage vor dem Kriegsende von fanatischen SS-Angehörigen durch solche Standgerichte zum Tode verurteilt. Die Auflösungserscheinungen konnten damit jedoch nicht unterbunden werden. Der Oberbefehlshaber der 19. Armee, General Erich Brandenberger, bestätigte rückblickend, daß von dem Volkssturmaufgebot für seine Armee „in diesem Stadium des Krieges nichts mehr zu

erhoffen war. Diese Einheiten beseelte nicht mehr vaterländische Begeisterung.“ Er stellte fest: „1945 wollte keiner mehr Leben und Gut verlieren“.²¹

Auch in den letzten Kriegsmonaten wurde Freiburg nach dem schweren Luftangriff vom 27. November 1944 wiederholt durch US-Jagdbomber aus der Luft angegriffen. Kennzeichnend für die Haltung und Stimmung war die Klage von Oberbürgermeister Kerber, daß sich die Bevölkerung bei diesen Angriffen äußerst passiv verhalte, man sehe zu, „wie die Häuser abbrennen und rühre keinen Finger“.²²

Ab März wurde der Freiburger Volkssturm zur „Rundumverteidigung“ der Stadt herangezogen. Allerdings weist ein Stimmungsbericht eines Volkssturmmannes auf den begrenzten Kampfwert dieser Einheiten hin. Man war sich bewußt, „daß dies alles mit einer ordentlichen Kriegführung nichts mehr zu tun hatte. Die Einheit sollte auf eigene Faust Krieg führen. Irgendeine Verbindung mit einer Nachbargruppe ‚Irgendwo‘ bestand nicht . . . Von (regulärem) Militär weit und breit keine Spur“.²³ Im gleichen Monat wurden öffentlich in der Zeitung „Der Alemanne“ Gebrauchsanweisungen für die Handhabung der Panzerfaust durch die Zivilbevölkerung abgedruckt.²⁴ Goebbels verlangte im Rundfunk und in der NS-Presse von der Front und in der Heimat „fanatische Kampfschlossenheit“, dann werde auch die militärische Krise gemeistert.²⁵ Die Begeisterung für den „fanatischen Endkampf“ nahm aber im März/April rapide ab.

Als sich die amerikanischen und französischen Verbände nach der Einnahme von Karlsruhe am 4. April von Norden aus dem Raum Freiburg näherten, mußten sich die kommunalen Führungsstellen auf sogenannte „Frontstadt“-Belange einstellen. Es war kein gutes Zeichen, daß der bisherige NSDAP-Kreisleiter Wilhelm Fritsch noch Ende März gegen den NSDAP-Chef des mittlerweile feind-besetzten Mannheim Karl Neuscheler ausgewechselt worden war. Ebenso half es für die Stimmung wenig, daß mit Generalmajor Rudolf Bader ab 1. April 1945 ein „Kampfkommandant“ des „Ortsstützpunktes“ Freiburg eingesetzt wurde.

In einer entscheidenden Besprechung mit den unterstellten Einheitsführern von Polizei und Volkssturm Mitte April 1945 gewann Gene-

ral Bader die Einsicht, daß Freiburg mit den wenigen zur Verfügung stehenden Kräften gegen die heranrückenden französischen Divisionen nicht verteidigt werden konnte. Es hätten dafür mindestens 10–15 neue kampfstärke Bataillone herangeführt werden müssen;²⁶ dies war unmöglich. Baders Haltung wurde zudem durch die Vorsprache von Oberbürgermeister Kerber und einer beherzten Einwohnerin, Frau Philomene Steiger, beeinflusst, die ihn persönlich aufforderten, die Stadt angesichts der bereits starken Zerstörung nicht zu verteidigen. Als „Kampfkommandant“ konnte Bader die Stadt jedoch nicht kampfflos und „aus eigenem Entschluß aufgeben“.²⁷

Am 16. April errichtete die Stadtverwaltung aus vorwiegend unpolitischem Verwaltungspersonal der eigenen Reihen eine „Notverwaltung“ für den Fall der Feindbesetzung. Als die französischen Panzer am 20. April vor Freiburg auftauchten, kam es zwar zu vereinzelt Schußwechsel im Norden der Stadt mit Toten und Verletzten, gleichwohl lösten sich die auf sich allein gestellten Freiburger Volkssturmeinheiten – wie bei vielen anderen Orten auch – trotz der NS-Durchhalteappelle und der Androhung von Standgerichtsmaßnahmen sehr rasch auf, so daß die Franzosen die Stadt ohne nennenswerte Gegenwehr am 21. April 1945 einnehmen konnten. General Bader gab keinen besonderen Befehl, den Kampf fortzusetzen. Zudem fiel der Fall Freiburgs mit dem ab 21. April eingeleiteten Rückzug des XVIII. SS-Armee Korps von der Oberrheinfront durch den Südschwarzwald nach Osten Richtung Stokach zusammen. Als Grund für die weitgehend kampfflose Aufgabe der Stadt gab General Bader nachträglich die völlig unzureichende Bewaffnung des aufgestellten Volkssturms an. Sinnlose Brückensprengungen über die Dreisam konnten dadurch verhindert werden. Eine regelrechte Kapitulation Freiburgs kam aber nicht zustande.

Die Befehle zum Einsatz des unzulänglich bewaffneten und ausgebildeten Freiburger Volkssturmes zeigen – wie in anderen Orten auch –, daß die NS-Stellen bis zuletzt versuchten, den Krieg ohne Rücksicht auf die Belange des eigenen Volkes in verbrecherischer Weise fortzuführen. Freiburg ist aber auch ein Beispiel, daß örtliche Gegebenheiten und mutige

Einsichten einzelner besonnener Frauen und Männer in manchen Orten die von den Nationalsozialisten geforderte Zerstörung der eigenen Heimat verhindern konnten, wenn man es trotz zahlreicher Durchhalteappelle ablehnte, bis zum befohlenen „Endkampf“ weiterzukämpfen; sie vermochten es damit, die weitere sinnlose Zerstörung vieler Städte und Orte noch rechtzeitig abzuwenden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Henry Picker: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier. Vollständig überarbeitete und erweiterte Neuausgabe, Stuttgart 1977, S. 346 (2. 6. 1942); siehe auch Dörte Winkler: Frauenarbeit im <Dritten Reich>, Hamburg 1977, S. 118 und Ludolf Herbst: Der Totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda 1919–1945, Stuttgart 1982, S. 109.
- 2 Wehrgesetz v. 21. 5. 1935, in: Reichsgesetzblatt 1935, Teil I, Nr. 52 v. 22. 5. 1935, S. 609ff.
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe 465d/53: Der Gaupropagandaleiter v. 13. 10. 1944.
- 4 Vgl. Jochen von Lang: Der Sekretär. Martin Bormann, der Mann der Hitler beherrschte. Unter Mitarbeit von Claus Sibyll, Stuttgart 1977.
- 5 Vgl. Hans Kissel: Der Deutsche Volkssturm 1944/45. Eine territoriale Miliz im Rahmen der Landesverteidigung, Berlin/Frankfurt 1962, S. 25, 99.
- 6 Proklamation des Erlaßes vom 25. 9. 1944 in: Reichsgesetzblatt 1944, Teil I, Nr. 53 v. 20. 10. 1944, S. 253ff. Das zweite Aufgebot bildeten die bisher noch am Arbeitsplatz in der Heimat verbliebenen sogenannten „uk (unabkömmlich)-gestellten“ Männer von 25 bis 50 Jahren. Das dritte Aufgebot betraf die Jahrgänge 1925 bis 1928, soweit deren Angehörige nicht schon bei der Wehrmacht oder Waffen-SS Dienst taten. Das vierte Aufgebot umfaßte alle Männer, die zum Waffendienst untauglich waren, jedoch für Wach- und Sicherungsaufgaben herangezogen werden sollten. Vgl. dazu Kissel (wie Anm. 5); Klaus Mammach: Der Volkssturm. Das letzte Aufgebot 1944/45, Köln 1981; Franz W. Seidler: „Deutscher Volkssturm“. Das letzte Aufgebot 1944/45, München 1989. Proklamation des Erlaßes vom 25. 9. 1944 in: Reichsgesetzblatt 1944, Teil I, Nr. 53 v. 20. 10. 1944, S. 253f.
- 7 Mit nationalem Pathos proklamierte Goebbels dann auch die dem Dichterwort von Theodor Körner entnommene Lösung: „Nun Volk steh auf, Sturm brich los!“
- 8 Mammach (wie Anm. 6), S. 32ff., hier S. 41.



Fahrt eines französischen Militärkonvois durch das Freiburger Martinstor in das Stadtzentrum (E.C.P Armées, Fort d'Ivry).



Nach dem Einmarsch der Franzosen wurde in der ganzen Stadt nach deutschen Soldaten gesucht. Bei der Schwabentorbrücke wurde ein deutscher Polizist verhaftet (Bild). Die Franzosen beherrschten das Stadtbild.

- 9 Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, München: MA-138.
- 10 Vgl. Seidler (wie Anm. 6), S. 245ff.
- 11 Vgl. Proklamation in: Der Alemanne Nr. 279 v. 19. 10. 1944; Stadtarchiv Freiburg B 1/328: Kriegschronik 1940–1945, Teil II.
- 12 Generallandesarchiv Karlsruhe 465d/47 und Archiv Institut für Zeitgeschichte München, MA-138.
- 13 Vgl. Der Alemanne Nr. 285 v. 26. 10. 1944, S. 3; es waren eine Schützen- und eine motorisierte Transportkompanie aufgestellt worden.
- 14 Vgl. Stadtarchiv Freiburg B 1/328: Kriegschronik 1940–1945, Teil I.
- 15 Meldungen aus dem Reich 1938–1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938–1945. Hrsg. v. Heinz Boberach, Herrsching 1984, hier Bd. 17: 4. Mai 1944–28. März 1945. Herrsching 1984, S. 6732 und 6733.
- 16 Siehe den Schriftwechsel zwischen dem Persönlichen Stab-Reichsführer SS und der SS-Standarte „Kurt Eggert“ bzw. dem Stabsoffizier für den Propaganda-Einsatz der Heeresgruppe Oberrhein über die psychologische Situation der Truppe am Oberrhein v. 26.–30. 1. 1945, in: BA Koblenz NS 19/2454. Dabei gab Himmler als Reaktion auf die schlechte Stimmung den Hinweis, ein SS-Mann habe weiter seine Pflicht zu tun. Man sei „nur dann am Ende“, „wenn man im Herzen geschlagen ist“.
- 17 Vgl. dazu die überlieferte Leserzuschrift aus Neuenburg an das „Schwarze Korps“ in Berlin v. 16. 9. 1944 in: BA Koblenz NS 19/609, in der die schlechte Moral und der Defätismus der aus Frankreich zurückgehenden Soldaten beklagt wurden.
- 18 Vgl. Thomas Schnabel/Gerd R. Ueberschär: Endlich Frieden! Das Kriegsende in Freiburg 1945. (= Heft 7 Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br.), Freiburg 1985.
- 19 Vgl. Reichsgesetzblatt 1945, Teil I, Nr. 6 v. 20. 2. 1945, S. 30, auch zum Folgenden.
- 20 Siehe dazu auch Manfred Messerschmidt/Fritz Wüllner: Die Wehrmächtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus. Zerstörung einer Legende. Baden-Baden 1987, S. 86, auch zum Folgenden. Ferner Franz W. Seidler: Die Militärgerichtsbarkeit der Deutschen Wehrmacht 1939–1945. Rechtsprechung und Strafvollzug, München 1991; Fritz Wüllner: Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung. Ein grundlegender Forschungsbericht, Baden-Baden 1991.
- 21 Zitiert nach Gerd R. Ueberschär: Krieg auf deutschem Boden – Der Vormarsch der Alliierten im Südwesten, in: Rolf-Dieter Müller/Gerd R. Ueberschär/Wolfram Wette: Wer zurückweicht wird erschossen. Kriegsalltag und Kriegsende in Südwest-Deutschland 1944/45. Freiburg 1985, S. 23ff.
- 22 Stadtarchiv Freiburg, C4/VI/21/2: Kerber in Dienstbesprechung v. 9. 2. 1945.
- 23 Philipp Riedinger: Die letzten Tage als Volkssturmmann, in: Freiburger Almanach Jg. 1975, S. 57–66.
- 24 Der Alemanne Nr. 58 v. 9. 3. 1945; abgedruckt in: Müller/Ueberschär/Wette, Wer zurückweicht wird erschossen, (wie Anm. 21), S. 98.
- 25 Der Alemanne Nr. 52 v. 2. 3. 1945.
- 26 BA-MA Freiburg, RH 20-19/180: Schreiben Gen. Kdo. XVIII. SS-Armee Korps an Armeekommando 19 v. 12. 4. 1945.
- 27 Vgl. ebda, RH 20-19/196: Befehl v. Generalfeldmarschall Kesselring an unterstellte Verbände v. 18. 3. 1945.

„Erschütterungen“ — Private Wahrnehmungen und politische Deutungen des Kriegsendes in Offenburg

Der folgende Beitrag beschäftigt sich nicht mit den großen Ereignissen, mit Entscheidungsschlachten und lokalen Heldengeschichten. Darüber haben unsere Medien ausgiebig berichtet. Über 80 Buchtitel sind in diesem Jahr zum Thema Kriegsende neu erschienen.¹

Zum 50. Jahrestag des Kriegsendes überfluten uns die Medien mit Zeitzeugenberichten, mit Druckerzeugnissen und Dokumentationen. Mit jeder Fernsehsendung und jedem Buch wissen wir ein Stück mehr oder gar weniger, wie es damals denn wirklich war. So wertvoll wie die Beiträge von Zeitzeugen für die Erweiterung des eigenen Wissens über die Vergangenheit zweifellos einzuschätzen sind, so konfrontieren sie uns doch mit der Tatsache, daß auch nach der hundertsten Zeitzeugenbefragung mehr Fragen offen als gelöst bleiben.

Beim Versuch der Aussagen von Zeitzeugen läßt sich ohnehin feststellen, daß die erzählte Wirklichkeit eines BDM-Mädels eine andere war als die eines Hitlerjungen, bzw. die Wirklichkeit eines KZ-Häftlings sich von der einer polnischen Zwangsarbeiterin stark unterscheidet. Man übersieht dabei, daß die Interpretation oder Bewertung von Geschichte nicht mit dem Erzählen von Geschichten gleichzusetzen und erst recht nicht eine Summierung aller erzählten Geschichten ist.

Die individuelle Erfahrungen von Zeitzeugen können wir als gegenwärtige Vergangenheit verstehen, „(. . .) deren Erlebnisse einverleibt worden sind und erinnert werden können. Sowohl rationale Verarbeitung wie unbewußte

Verhaltensweisen, die nicht oder nicht mehr im Wissen präsentiert sein müssen, schließen sich in der Erfahrung zusammen.“² Jede Lebensgeschichte bildet auf ihre Weise ein Ganzes, eine Einheit. Das autobiographische Erzählen schafft und erschließt das Selbst und die Welt eines Menschen in einer eigentümlichen und einzigartigen Weise als lebensgeschichtliche Wirklichkeit.

Im folgenden soll am Beispiel von Schilderungen des Kriegsendes in Offenburg verdeutlicht werden, wie unterschiedlich selbst zeitgenössische Chronisten ein und den selben historischen Sachverhalt wahrgenommen und bewertet haben.

Ich beschränke mich auf Archivalien der katholischen Pfarreien Elgersweier, Weingarten, Offenburg und Zunsweier, deren Schriftgut das Erzbischöfliche Archiv Freiburg dem Offenburger Stadtarchiv als Deposita anvertraut hat.

Für die historische Überlieferung sind diese Niederschriften, gerade wegen der besonderen gesellschaftlichen Stellung der Pfarrer in den überwiegend katholischen Gemeinden enorm wichtig. Die katholischen Pfarreien, insbesondere im ländlichen Raum, hatten fast teilweise als einzige Institution ihre moralische Integrität und ihren organisatorischen Aufbau im NS-System bewahrt. Angesichts des Machtvakuum nach dem Mai 1945 nahmen einzelne Geistliche provisorische Amtsfunktionen wahr.³ Im Gegensatz zur Führung der katholischen Kirche standen Teile der Basis bereits

relativ früh in Opposition zum NS-Regime. Für Offenburg stellt Martin Ruch fest, daß viele Geistliche Lehrverbot, Verhör und Haft ertragen mußten.⁴

DIE WENDE VON DER „BEFREIUNG“ ZUR „GROSSEN ENTTÄUSCHUNG“

Die folgende Passage stammt aus der Chronik der Pfarrei Hl. Kreuz zum 15. April 1945, dem Tag des Einmarsches der französischen Truppen in Offenburg:

„Der heutige Sonntag, ein strahlender Frühling, bringt die Besetzung der Stadt Offenburg durch alliierte Truppen, an der Spitze schwere Panzer (. . .) Ratschreiber Isenmann soll sie übergeben, nachdem der OB Dr. Rombach und viele andere Persönlichkeiten der Partei die Stadt bereits verlassen haben (. . .) Das Gefühl der ‚Befreiung‘ bemächtigte sich vieler Menschen, der sinnlos gewordene Krieg braust vorüber und enthebt uns der ständigen Angst und Sorge. Ich sehe den ersten schweren Panzer von der Pfarrstraße aus die Hauptstraße durchrollen und uns erfaßt ein tiefes Gefühl von Traurigkeit: so mußte das alles enden! Welch ein Meer von Entsetzen, Grauen und Elend schlägt seine letzten Wellen an die Mauern unserer Stadt! (. . .) Man sieht auch freudige Gesichter: Wir haben es überstanden!“⁵

Nur zwei Jahre später schreibt der gleiche Chronist:

„Das Gefühl der ‚Befreiung‘ aus der Not und dem Elend der langen Kriegsjahre weicht sehr rasch einer großen Enttäuschung. Die feindliche Soldateska plündert, manchmal vom deutschen „Mob“ unterstützt, die Geschäfte der Stadt. Die Ablieferung aller Radio- und Photoapparate, die dann von der Truppe an sich genommen bzw. wahllos zerstört werden, ernüchtert die Gemüter noch mehr. Da und dort finden Vergewaltigungen statt. 46 Frauen bzw. Mädchen suchen im I. Vierteljahr ärztliche Hilfe im hiesigen Krankenhaus. Vorstellungen bei der Kommandantur bleiben erfolglos: die Truppe sei undiszipliniert, durch den langen Krieg verrohrt und man habe keinerlei Einfluß auf sie. Es wird Vergeltung geübt unter dauernder Berufung auf das Treiben der SS.“⁶

Dieses drastische Urteil des Offenburger Pfarrers vom Januar 1947 entspricht der Haltung der damaligen öffentlichen Meinung, fällt also nicht „aus dem Rahmen“. Die Stimmung der Bevölkerung des Landkreises Offenburg, so ein politischer Stimmungsbericht Mitte 1947, sei „sehr pessimistisch und nahezu auf dem Nullpunkt angelangt (. . .)“⁷ Man spreche mehr von den Fehlern der Alliierten als von den nationalsozialistischen Verbrechen.

Die Irrtümer, Fehlleistungen und Mißgriffe der französischen Besatzungsmacht werden teilweise mit den Vergehen der Nationalsozialisten auf eine Stufe gestellt.⁸

Zwischen beiden Schilderungen liegt ein Ereignis, das die Stimmung zwischen der französischen Besatzungsmacht und der Bevölkerung verschärfte und eine Veränderung in der subjektiven Wahrnehmung und politischen Bewertung des Kriegsendes spürbar machte: die entsetzlichen Explosionen in der Offenburger Ihlenfeldkaserne am 4. Mai 1945.

DAS ENDE EINER KURZEN FREIHEIT

In den frühen Morgenstunden des 4. Mai (etwa um vier Uhr morgens) flogen unter gewaltigem Lärm in halbstündiger Unterbrechung Teile von drei Kompanie-Revieren der Ihlenfeldkaserne in der Brachfeldstraße in die Luft. Dort waren über 4000 ehemalige polnische und russische Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene (Displaced Person), darunter viele Frauen und Kinder untergebracht. 114 von ihnen starben bei der Explosion – 19 Tage nach dem Ende der Nazi-Herrschaft in Offenburg und vier Tage vor der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reichs. Viele wurden verletzt.

Niemand wußte zunächst, wer hinter dieser Tat steckte. Der von den französischen Militärs ernannte Bürgermeister Hess dachte zunächst an einen Sabotageakt der Nationalsozialisten. Es stellte sich bald heraus, daß die letzten deutschen Verteidiger, wie zuvor mehrere Offenburger Brücken, vor ihrem Abrücken auch in die Keller der drei Kasernengebäude Zeiminen eingelassen hatten. Damit nahmen die Minenleger bewußt die Tötung von Menschen in Kauf.⁹



Die Ihlenfeldkaserne um 1900.

Panik und Entsetzen brach in der Kaserne aus. Zur Ausgrabung der Toten und Verletzten aus den Trümmern zogen die Franzosen aus Karlsruhe und von anderwärts Inhaftierte heran, die in der Holderstockkaserne untergebracht waren. Die Displaced Persons aus der teilweise zertörten Ihnenfeldkaserne, so ein Augenzeuge, flohen aus Angst vor weiteren Detonationen in Richtung Zell-Weierbach. Nach einer Weile kamen sie zurück und besetzten die Wohnungen in der Weingartenstraße. Die Bewohner der Nachbarschaft mußten ihre Wohnungen räumen bzw. mit den obdachlos gewordenen Russen und Polen teilen und ihnen den Hausrat überlassen. Voller Sorge schrieb Bürgermeister Hess dem französischen Kommandanten: „Die Russenfrage spitzt sich immer mehr zu. Es ist ohne weiteres wahrzunehmen und wird mit auch täglich gemeldet, dass die Organisationen zur Plünderung systematisch aufziehen. Sie sammeln sich z. B. an bestimmten Stellen der Stadt und dringen in die Häuser ein, plündern Kleider, Lebensmittel etc. Das muß zu einer Katastrophe führen.“¹⁰

Panik und Entsetzen entstanden nun auf deutscher Seite. Der Anschlag ließ die französische Kommandantur das Schlimmste befürchten. Sie brachte umgehend Plakate an, die

Russen und Polen in der Stadt aufforderten, wenigstens die Lebensmittel zu verschonen, wenn sie als Antwort auf den Anschlag plünderten: „Russen und Polen, Kameraden! Plündern und verwüsten Sie keine Produktgeschäfte, (...)“¹¹

Eine Hilfsorganisation versuchte mit Spenden und Vermittlung von Wohnraum die Notlage der Betroffenen zu lindern.¹² Um ihren Hausrat und ihr Leben bangten auch Bauern der Umgebung, die sich nicht mehr auf ihre Felder wagten. Es kam zu Überfällen und Schlägereien. Ein ehemaliger Lageraufseher, den die befreiten Zwangsarbeiter identifizierten, wurde verfolgt und umgebracht. Aufgebrachte Russen töteten außerdem zwei Offenburger, die sich zufällig in der Nähe der Kaserne aufhielten.¹³

Der Krieg war fast zu Ende. Die historische Situation, in der sich die einheimische Bevölkerung einerseits und die Russen und Polen andererseits befanden, war ausweglos, fast tragisch.¹⁴ Keiner erwartete, daß die Situation friedlich geregelt werden konnte. Beide Parteien waren durch den Entzug der Kommunikation schwer behindert: Russen und Polen befürchteten weitere Detonationen und einen Rückfall in die Zeit vor dem 15. April. Die

Oststadtbewohner standen der Situation ohnmächtig gegenüber, beteuerten ihre Unschuld an der Explosion, verdrängten dabei das Geschehen zuvor. Ein Ausweichen kam nicht in Betracht.

Die Anwohner der Kaserne nahmen das Kriegsende in den Maitagen nicht mehr als Befreiung wahr. Sie standen unter Schock. Mußten sie nicht zusehen, wie die französische Besatzung Angehörige der Siegermächte, die zudem von der nationalsozialistischen Propaganda als „rassisch Minderwertige“ bezeichnet wurden, in der unmittelbaren Nachbarschaft einquartierte?

In den Straßen der Oststadt, so ein Tagebuchbericht, sollen an den Häusern italienische, polnische und russische Fahnen gehangen haben. Russische Männer nähten sich an ihre teilweise gestohlenen Anzügen den fünfzackigen Sowjetstern. Nachts tanzten Männer und Frauen auf der Straße und sangen russische Lieder.

Ein Gemisch aus Gerüchten und eigenen Vorurteilen heizte bereits vor dem Anschlag die angespannte Atmosphäre an. Im Kinzigtal hielt sich das Gerücht, alle Kinder würden nach Sibirien kommen und alle erwachsenen Männer zwangssterilisiert werden!¹⁵

Überhaupt dachte jede(r) erst einmal an das Durchkommen, an sein eigenes Schicksal, reduziert die Welt auf den eigenen Lebenshorizont.

Nur wenige Menschen aus der Oststadt kannten die Vorgeschichte der Displaced Persons. Nach dem Scheitern des Blitzkriegs gegen die Sowjetunion und der Wende zu einem Abnutzungskrieg zog das NS-Regime sowjet-russische Zivilisten zur Zwangsarbeit ein. Zunächst in der UdSSR, danach in Deutschland. Im Dezember 1941 kamen die ersten (100) Russen nach Offenburg als Arbeiter für das Reichsausbesserungswerk. Zuerst sperrte man die Arbeiter in einen Lagerschuppen ein, so Bernd Boll in seiner Studie über Zwangsarbeiter in Offenburg, später im „Gemeinschaftslager Ost“.¹⁶ 1943 lebten nahezu 1000 Ostarbeiter in Offenburg.

Ähnlich wie die Juden mußten sie als „Parias“ unter den Ausländern diffamierende Kennzeichen tragen: die Polen ein „P“ und die Russen ein Abzeichen mit der Aufschrift „Ost“,

das sie sofort als Ausländer erkennen ließ. Die Arbeiter waren permanent unterversorgt. Es gab nur unzureichende Mengen an Lebensmitteln von kaum genießbarer Qualität. Am 27. November 1944 zerstörten die alliierten Bombenangriffe das Ostarbeiterlager völlig. Mehrere Ausländer kamen dabei ums Leben. Etwa 300 Ostarbeiter verblieben in Offenburg.

DER BEFREIUNGSKOMPLEX

Für die Displaced Persons ging das Lagerleben, nun in der Ihlenfeldkaserne, auch nach dem Kriegsende weiter. 4000 Personen aus der ganzen Ortenau bewohnten im Juni 1945 die Gebäude.

Die schweren psychischen Schäden als Folge der Verschleppung, der teilweise grausamen Erlebnissen im Heimatland, des „Zwangsarbeiter-Daseins“, des Verlustes von Heimat, der Ungewißheit über die eigene Zukunft traten nach der plötzlichen Erlangung der Freiheit offen zum Ausbruch: Ein Gemisch aus Rache und Haß gegen die Unterdrücker, Hunger und Überschwang. Nach der Auflösung der unmenschlichen Lagerordnung kam nun das mentale Loch und organisatorische Vakuum, das das Kriegsende hinterließ.

Im Gegensatz zur nationalsozialistischen Zeit konnte sich die Offenburger Bevölkerung bei der Stadtverwaltung wieder offen beschweren. Zwei dicke Aktenbündel sind im Stadtarchiv erhalten, Beschwerdebriefe über das sog. „wüste“ Treiben der Russen und Polen.

Die Mehrzahl der Fälle bezog sich auf Eigentumsdelikte und Belästigungen: „2. Juni 1945. Die Russenplage gestaltet sich in den letzten Tagen so, daß tatsächlich eine große Ernährungsschwierigkeit eintritt. Die Russen überfallen die Kleingärten und plündern dieselben aus.“

Die Beschwerden beschränken sich keineswegs auf strafbare Delikte, sondern zeigen das Profil soziokultureller Konflikte: „5. Juni 1945. Schwester B. vom Weiblichen Lehr- und Erziehungsinstitut. Seitdem die Russen in der Weingartenstraße einquartiert sind, werfen sie ihren Schutt auf die Wiese, legen Teppiche auf das Gras und legen sich darauf. Ausserdem lassen sie die Kinder wahllos Blumen pflücken, wobei das Gras zertreten wird (. . .).“



Die Ihlenfeldkaserne nach der Detonation der Zeitminen. Überlebende suchen nach Verwandten und Freunden.

Mit einem verzweifelten Versuch, einem „Verbotszettel“, hatten die Anwohner bereits versucht, die Russen und Polen von weiteren Übergriffe abzuhalten.¹⁷

„17. Mai 1945. Bittschrift. Im Auftrage verschiedener Mitbewohner der Häuser Weingartenstraße trage ich dem Bürgermeister und den Stadträten folgende Bitte vor:

Es ist anzunehmen, daß die Russen und Polen, die zur Zeit unsere Wohnungen und unsere letzten Habseligkeiten an Mobiliar und Haushaltsgegenständen in Anspruch nehmen, beim Räumen dieser Wohnungen vor dem Abtransport alles kurz und klein schlagen. Es sollte deshalb an den französischen Kommandanten dringende Bitte gerichtet werden, daß man an jedem Hause einen gedruckten Zettel anklebt, wonach Beschädigungen und Wegnahme des Mobiliars, usw. strengstens verboten ist (. . .) (Es folgten die Unterschriften der Anwohner)“.

BRÜCHE IN DER ERINNERUNG

Im kollektiven Gedächtnis sind die Geschehnisse im Mai 1945 nur bruchstückhaft hängen-

geblieben.¹⁸ Viele erinnern sich wohl noch an die „Russensplage“. Der andere Teil der Wirklichkeit wird hingegen oftmals ausgeblendet, vergessen oder verdrängt. Mit Folgen: So erhalten die Gewaltausbrüche der ehemaligen Zwangsarbeiter einen völlig anderen Sinn: Russen seien von Natur aus kriminell, also „rassisch minderwertig“, wie die Nationalsozialisten dies propagierten. Als Kriminelle gehörten sie hinter Gitter. Aus einer solchen Logik betrachtet sei es im nachhinein richtig gewesen, sie in Lager einzusperren.¹⁹

Ebenso unerwähnt bleibt die Tatsache, daß sich an den Plünderungen und Ausschreitungen vielfach einheimische Deutsche beteiligt hatten. Andererseits kann es den Menschen aus der Oststadt niemand verdenken, wenn sie jene kollektive Bestrafung als Unrecht empfunden haben.

Die ausweglose historische Situation, in der sich Teile der Offenburger Bevölkerung und der Displaced Persons befanden, führte zu einer teilweisen Ausblendung der Realität, die sich in der Ereignisschilderung und Wahrnehmung der Chronisten niederschlug.²⁰ Mit der Folge, daß die Ereignisse nach der Besetzung eine betont negative Beurteilung erhielten.

Die ersten schriftlichen Dokumente nach Kriegsende bestehen deshalb fast ausschließlich aus Beschwerden über das eigene Schicksal. Der Grund für die Übergriffe, das Leid, das Schicksal der selbst aus ihrer Heimat und ihren Häusern vertriebenen Russen und Polen blieb den Beschwerdeführern unbegreiflich, wurde in den Briefen geflissentlich übersehen oder war angesichts der eigenen Schwierigkeiten nicht existent.

ZUR PRIVATEN WAHRNEHMUNG UND POLITISCHEN DEUTUNG DES KRIEGSENDES

Differenzen in der historischen Überlieferung des Kriegsendes begegnen uns in schriftlichen Zeugnissen, die unmittelbar nach Kriegsende verfaßt wurden. Die Serie von Pfarrchroniken, in denen die ortsansässigen katholischen Pfarrer das Kriegsende in Offenburg schilderten, lassen sich in vier unterschiedliche Erzählvarianten unterteilen.

Die unmittelbare Äußerung von Pfarrern erhalten wir durch Eintragungen in Pfarrverköndbüchern und Büchern, in denen katholische Geistliche Notizen über den Inhalt des kommenden Gottesdienstes festhielten.

Der erste Bericht stammt von einem Griesheimer Pfarrer:

„Am 15. April, Sonntag vormittags 5 Minuten vor 7 Uhr rollten die schweren Panzerwagen das Dorf herein, von Sand herkommend. Widerstand gab es keinen. Jedermann war damit einverstanden gewesen, daß das Dorf im letzten Augenblick nicht durch unnütze Manöver gefährdet würde. Es geschah dem so. Die Besetzung des Dorfes wickelte sich in größter Ruhe ab. Es fiel nicht ein einziger Schuß. Punkt 8 Uhr konnte wie üblich die Frühmesse gelesen werden.“

Mit diesen knappen Worten schildert der Pfarrer seine Sichtweise vom Ende des Zweiten Weltkrieges. Ganz unspektakulär, ohne Emotionen, als Akt eines Drehbuches, bei dem die Beteiligten stillschweigend über die Jahre 1933 bis 1945 hinwegsehen, gleich dem Aufwachen nach einem zu Ende gegangenen Traum. Ein Traum, auf den dreizehn Jahre zuvor, bei der

Reichstagswahl im Juli 1932, über die Hälfte der Bevölkerung ihre Hoffnung gesetzt hatte.²¹

Die für einen Geistlichen schwierige Aufgabe, zur aktuellen Lage Stellung zu beziehen und die geeigneten Worte an seine Gläubigen zu richten, darf nicht unterschätzt werden. Da wirken die Notizen des Pfarrers aus Zunsweier, die er für seine Predigt am 8. April festhält, fast ängstlich:²² „Sonntag vor dem drohenden Einfall der Franzosen „viele Leute im Wald“ Der Trost und der Schutz des guten Hirten 2–5 Minuten.“ Eine Woche später befindet er sich in einer Stimmungslage aus Hoffnung, Ungewissheit und Angst: „Nach der Occupation: Ihr seid traurig: Kirche leidet, abgeschnitten vom Erzbischof. Vaterland occupiert von fremden Mächten. Gehorsam, Achtung, Keuschheit. In Freude verwandelt: Jünger, Kirche, Vaterland (Wiedergeburt zu christl.), Familie „kleine Weile“, ich gehe heim zum Vater. Christenlehre: Eröffnung: Mohammed, Tunesier hier. Später Socialismus.“

VARIANTE 1: DER TYPUS DES NÜCHTERNEN UND KNAPPEN CHRONISTEN

Er hält sich mit wertenden, klagenden oder zukunftsorientierten Äußerungen zurück. Beispielsweise der Waltersweierer Pfarrer:

„Dem hochwürdigsten Erzb. Ordinariat teile ich nach Umfrage bei der Bevölkerung das Nachfolgende mit:

„Das Dorf Waltersweier war durch die Nähe Offenburgs zwar schwer gefährdet, hat aber nicht den geringsten Verlust erlitten (. . .) Die Besetzung vollzog sich am Sonntag, den 15. April, ohne besondere Ereignisse.“²³

VARIANTE 2: DIE APOKALYPSE BEGINNT

Einige Chronisten erwecken den Eindruck, als ob die Besetzung durch die Franzosen der Beginn der Apokalypse wäre. Vor allem der Einmarsch farbiger Truppen und die zahlreichen Requirierungen stoßen auf Unbehagen, nach dem Motto: „Bei allem Verständnis für die

Offenburger!

Die Bewohner der Oststadt, die infolge der Auswirkungen der in der Ihlenfeldkaserne erfolgten Explosionen ihre Wohnungen räumen mußten, sind in einen ganz besonderen Notstand geraten.

Die in Mitleidenschaft gezogenen Familien haben teilweise ihr ganzes Hab und Gut eingebüßt und stehen buchstäblich genommen vor dem Nichts.

Trotz der allgemeinen schwierigen Lage besteht kein Zweifel, daß hier eine ganz außerordentliche Notlage vorliegt, zu deren Milderung jeder beitragen soll und wird, der nur irgend hierzu in der Lage ist, sei es, daß er durch Sachspenden, sei es, daß er durch Hingabe von Geld helfen kann.

Spendet unseren so schwer getroffenen Mitbürgern so schnell und so viel ihr könnt!

Offenburg, den 7. Mai 1945.

Der Bürgermeister: **Hess**

Hilfsorganisation

Das Büro des Hilfsausschusses befindet sich im Nebenzimmer des Gasthauses „Laubenlindle,“ Ecke Friedrichstraße—Friedenstraße.

Die Hilfeleistung wird geleitet von den Wohlfahrtsorganisationen aller Konfessionen.

Das Büro ist geöffnet täglich von 10—12 Uhr.

Die Spenden der Bevölkerung sind in dieser Zeit dort abzugeben oder zur Abholung anzumelden.

Die betroffenen Mitbürger erhalten dort alle Auskünfte. Sie können dort auch die für sie in Betracht kommenden Hilfsmittel in Empfang nehmen.

Die Einrichtung einer Gemeinschaftsküche im „Laubenlindle“ für solche Betroffene, die nicht selbst kochen können, ist in Vorbereitung.

Wer Wohnräume mit oder ohne Kochgelegenheit zur Verfügung stellen kann, wird dringend gebeten, dies umgehend im Büro des Hilfsausschusses anzumelden.

Bürgermeister Hess ruft die Bevölkerung zu Spenden an den Hilfsausschuß auf.

Siegermacht, die Franzosen schießen über das Ziel hinaus. So wie die sich aufführen, waren wir nun aber wirklich nicht!“ Im nächsten Fall werden Taten gegeneinander aufgerechnet, wie im Fall Bohlsbach, das in der Nachbarschaft des Offenburger Kriegsgefangenenlagers lag:

„(. . .) die ganze Methode der Gefangenenbehandlung erregt Abscheu und Empörung. Es ist bedauerlich, daß dadurch in fast allen Kreisen der Bevölkerung Hass und Verachtung gegen die Franzosen entsteht.“²⁴

Gleichwohl mit einem drohenden Unterton schreibt der Pfarrer: „Es wäre wohl angebracht, den gutgesinnten und anständigen Franzosen klaren Wein einzuschenken, wenn nicht diese von blindem Revanche getriebene Methoden sich in der Zukunft an Frankreich selber rächen sollen.“

VARIANTE 3: DIE NIEDERLAGE ALS BESTRAFUNG GOTTES

Eine weitere, theologisch gefärbten Schilderung stammt aus der Pfarrei Weingarten. Für den dortigen Pfarrer erscheint die Besetzung als das gerechte Ende einer Katastrophe, als folgerichtige Bestrafung für die Abkehr vieler Gläubigen vom Christentum. Der Pfarrer hegt dabei keineswegs Sympathien mit den Besatzern, sondern interpretiert die damalige Lage als selbstverschuldet. Er verschweigt dabei keineswegs seine nachträgliche Genugtuung.

„Die Bevölkerung erkennt nun klar, daß der Pfarrer stets vor der Gottlosigkeit und Schlechtigkeit dieses Systems und seiner Folgen: Krieg, Verfolgung der Kirche und allgemeine Not gewarnt hatte, daß er durch mancherlei Bedrängnisse, durch systematische Hetze seitens der Nazis durch ununterbrochene Verfolgung durch die Gestapo viel zu leiden, aber wirklich recht behalten hatte mit seinen Warnungen und Mahnungen, (. . .)“²⁵

VARIANTE 4: DAS KRIEGSENDE ALS BEFREIUNG

Die seltenste, vierte Variante begrüßt das Ende von Nationalsozialismus und Krieg und

bewertet den Einmarsch der Franzosen wesentlich gemäßiger. Beispielsweise der Pfarrer von Zunsweier, der das Jahr 1945 eindeutig mit dem Jahr 1933 in Verbindung brachte.

„Vor der Machtübernahme war die Gemeindeverwaltung ganz in den Händen von Centrum. Der Nationalsozialismus wurde hauptsächlich eingeführt, hochgehalten und gezüchtet durch die Lehrerschaft, einige zweifelhafte Elemente tyrannisierten die Gemeinde (. . .). Von den französischen Kampftruppen wurden in 4 Häusern Zerstörungen und Plünderungen vorgenommen, etwa 4 Frauen belästigt. Die Schuldigen wurden nach Abweisung des Todesurteils durch die Frauen, vom Kommandanten geprügelt. Die Besetzung in späteren Wochen war sehr mässig, im Verhalten korrekt, erst seit 3–4 Wochen sehr anmassend und drückend (. . .)“²⁶

Im benachbarten Dorf Hofweier, einer Zentrumshochburg vor 1933, bringt der Pfarrer die antinationalsozialistische Gesinnung der Bewohner mit der relativ friedlichen Besetzung in Verbindung:²⁷

„Alles in allem sind wir in Hofweier im Vergleich zu anderen Gemeinden im Krieg und bei der feindlichen Okkupation am besten davongekommen und wir verdanken dies ohne Zweifel der tiefen Gläubigkeit und dem frommen Gebet der Pfarrangehörigen sowie der einmütigen Haltung der Dorfbewohner und jener tapferen Männer, die sich für die kampflose Übergabe des Dorfes so wacker einsetzen. Vergewaltigungen kamen hier nicht vor – nur 3 nächtliche Belästigungen. In einzelnen Fällen kam es zu Plünderungen von Wäsche und Lebensmitteln – besonders bei ehemaligen Parteigenossen (. . .)“²⁸

DER ERSTE SCHRITT ZUR ENTSORGUNG DER NS-VERGANGENHEIT

Aus den Chroniken geht hervor, daß sich in einigen Pfarrgemeinden ein begrenzter Widerstand gegen die letzten militärischen Aktionen vor Ort gebildet hatte. Als die Panzer vor der eigenen Haustür standen, ergriffen einige Bewohner die Initiative und leisteten teilweise, unter Todesgefahr, Sabotage. Obwohl die tota-

le Herrschaft des Nationalsozialismus viele Sinnzusammenhänge zerstörte und gleichzeitig der absurdesten Handlung bis zum bitteren Ende einen Sinn verlieh, finden wir Menschen, die die verbrecherische Logik des Nationalsozialismus erkannten und trotz Androhung der Todesstrafe bewußt Befehle mißachteten.

In Zell-Weierbach und Rammersweier leisteten beispielsweise einige Männer und Frauen Sabotage, entfernten Panzersperren, widersetzten sich militärischen Befehlen. Drei mutige Frauen aus Zell-Weierbach ließen sich nicht einschüchtern. Sie sagten, „man solle sie lieber erschießen als die Wallfahrtskirche in Gefahr bringen“.²⁹ Einige Männer hatten inzwischen vorzeitig die weiße Fahne auf dem Rathaus gehißt. Ihnen drohte ebenfalls die standrechtliche Erschießung. Doch daraus wurde glücklicherweise nichts mehr.

Während in der Pfarrei Weingarten sich lediglich ein Teil der Bevölkerung wehrte, stand im Fall Hofweier wohl die Mehrheit aktiv hinter einer Verweigerung: Dort hinderte die Bevölkerung den NS-Bürgermeister an der Flucht, holte ihn vom Fahrrad herunter und zwang ihn, mit einer Abordnung nach Höfen zu gehen und die kampflöse Übergabe des Dorfes anzubieten.

Die angedeuteten Aktionen und auch die oppositionelle Haltung vieler katholischer Pfarrer können nicht darüber hinweg täuschen, daß hinter nahezu allen Chroniken – dies zeigt auch die Haltung gegenüber den Displaced Persons – die unter der deutschen Bevölkerung allgemein verbreitete Haltung stand: „Man hat viele Opfer gebracht, hat den Krieg erlitten, war selbst unschuldig, weil man ja zu alledem, was einem die Siegermächte vorwerfen, befohlen war oder weil man selbst von nichts eine Ahnung hatte.“

Viele Zeitgenossen, auch die Pfarrer, waren zutiefst verunsichert. Im Chaos der letzten Kriegstage wußten nur wenige über die militärische Lage Bescheid. Die nationalsozialistische Propaganda über die angeblichen Greuel-taten der alliierten Truppen wirkte sich außerdem auf die Wahrnehmung der französischen Truppen durch die Deutschen negativ aus.

Einige Pfarrer gehen auf das Verhalten der örtlichen Nationalsozialisten ein. Nur wenige kritisieren deren Rolle während des zu Ende gegangenen Dritten Reiches. Kritik findet ihr Verhalten hauptsächlich als „Feiglinge“ und „Verräter“, da sie meist das Weite suchten und die Bewohner ihrem Schicksal überließen. Eine Mischung aus später Schadenfreude (wir haben es ja schon immer gewußt) und Enttäuschung (die Herren von einst lassen uns im Stich). Wir müssen das Ganze ausbaden! Schuldig waren die flüchtigen Nazis, die Dorfgemeinschaft blieb das unschuldige Opfer.

Damit begann bereits ein erster Schritt zur Entsorgung der NS-Vergangenheit.

Die vier konkurrierenden Erzählungen des Kriegsendes repräsentieren einen Ausschnitt aus verschiedenartigen subjektiven Erfahrungen und Einstellungen. Dieses kleine Segment aus der historischen Überlieferung der Offenburger Lokalgeschichte unterstreicht die Aussage von Gerhard Hirschfeld und Irina Renz, wonach viele Deutsche, wenn nicht sogar die Mehrheit das Ende des Dritten Reichs zunächst keineswegs als Befreiung, sondern durchaus als Niederlage und Katastrophe empfanden. Nicht nur die Parteigenossen und Parteigenossinnen und Funktionseleiten in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft, auch die vielen Mitläufer und Mitläuferinnen, Opportunisten und Nutznießer des Systems.

„Aber auch redliche Frauen und Männer sahen – angesichts der unauflöselichen Dialektik von Niederlage und Zerstörung einerseits und Befreiung und Neuanfang andererseits – das Ende des Nazi-Regimes vor allem als Zusammenbruch und Katastrophe.“³⁰ Damit erging es ihnen anders als den Gegnern und Opfern des Nationalsozialismus, die den 8. Mai als Tag der Befreiung empfanden.

Daß der 8. Mai nach jahrzehntelangen Debatten nun als „Tag der Befreiung“ bezeichnet wird, ist, so Klaus Naumann in der ZEIT vom 3. Februar 1995, „Ausdruck eines kollektiven Lernprozesses. Die Deutschen haben in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Chancen akzeptiert, die das von außen erzwungene katastrophale Scheitern des NS-Regimes ihnen bot“.

Anmerkungen

- 1 „Lust am Erinnern“, in: DER SPIEGEL, 17, 1995.
- 2 Straub, Jürgen, Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung, in: Hedwig Röckelein (Hrsg.), Biographie als Geschichte, Tübingen 1993, S. 147ff.
- 3 Fäßler, Peter, Badisch, Christlich und Sozial. Zur Geschichte der BCSV/CDU im französisch besetzten Land Baden (1945–1952), Frankfurt/Berlin 1994, S. 28ff.
- 4 Ruch, Martin, Verfolgung und Widerstand in Offenburg, Offenburg 1995, S. 465ff.
- 5 Zit. nach Ruch, Martin, S. 540. Nähere Schilderungen der Ereignisse in Offenburg: Huber, Franz, Offenburg 1945–1952. Gesichter einer besetzten Stadt, Offenburg 1952; Köhler, Werner, Offenburg nach 1945, Freiburg 1993; Nachlaß des ehemaligen Offenburger OB Dr. Rombach.
- 6 Stadtarchiv Offenburg (StaO) 30/1 Pfarrei Heilig Kreuz, Pfarrchronik (unverz.).
- 7 Schriftlicher Stimmungsbericht des Gendamerie-Kommissär und Kreisführers vom 15. 7. 1947, zit. nach: Bosch, Manfred, Der Neubeginn. Aus deutscher Nachkriegszeit 1945–1950, Konstanz 1988, S. 43f.
- 8 Wolfrum, Edgar, „Jammert im Leid der Besiegte, so ist auch der Sieger verloren“. Kollektive Alltagserfahrungen in der französischen Besatzungszone nach 1945, in: Die „Franzosenzeit“ im Lande Baden von 1945 bis heute, Freiburg 1992, S. 21ff.
- 9 Zum Zeitpunkt der Installation der Minen war die Kaserne zwar unbewohnt. Die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen waren erst auf Geheiß der Franzosen in die Kaserne verlegt worden. Allerdings konnte die Frage, wie die Detonation der Minen ausgelöst wurden, nicht geklärt werden. Sprengstoffexperten bezweifeln, daß die Minen ohne Fremdeinwirkung unmittelbar vor der Explosion überhaupt detoniert wären.
- 10 StaO 5/6632, Bericht vom 9. Mai 1945.
- 11 StaO 17/127.
- 12 StaO 17/128 Aufruf von Bürgermeister Hess an die Offenburger Bevölkerung vom 7. Mai 1945.
- 13 Ein weiterer Fall ereignete sich Ende Mai 1945: (StaO 5/6632) „28. Mai 1945 Landrat Offenburg, Polizei. Schießen durch Russen mit tödlichem Ausgang“ (...) Am 27. Mai 1945 gegen 12.30 Uhr erschienen auf dem Anwesen Frauenweg Nr. 28 hier etwa 8 bis 10 Russen, die das Haus umstellten und den gerade mit Verwahren von jungen Küken beschäftigten 64 Jahre alten Oberinspektor X., der im gleichen Haus wohnt, mit Gewehren bedrohten. Ein Russe hat X. in den oberen Garten getrieben und gezwungen, nach Osten zu schauen. Kurz darauf hat einer der Russen einen Schuß abgegeben, durch welchen X. in den linken Oberschenkel getroffen und die Schlagader verletzt wurde. Französische Soldaten, die dort in der Nähe im Quartier sind, haben X. nach dem Krankenhaus verbracht, nachdem ihn vorher ein französischer Militärarzt verbunden hatte. X. ist gegen 15.45 Uhr gestorben, nachdem ihm vorher noch das Bein amputiert worden ist. Einige der Täter wurden von französischen Soldaten festgenommen.“
- 14 Vgl. hierzu: Herbert, Ulrich, Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin/Bonn 1985, S. 327ff.; Jacobmeyer, Wolfgang, Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, Göttingen 1985.
- 15 Hildenbrand, Manfred, Das mittlere Kinzigtal zur Stunde Null – Kriegsende und Besatzung 1944/45, in: Die Ortenau, 75, 1985, S. 251ff.
- 16 Boll, Bernd, „Das wird man nie mehr los. . .“ Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1945, Pfaffenweiler 1994.
- 17 StaO 5/6640.
- 18 Während die Berichterstattung zum 10. Jahrestag des Kriegsendes im Offenburger Tageblatt (OT) vom 5. Mai 1955 die Detonation vom 4. Mai 1945 noch erwähnt, erinnert man sich in einem Bericht zum 25. Jahrestag im OT vom 15. April 1970 nur noch an die „plünderten Russen“.
- 19 Bernd Boll spricht von „einem Rückfall in die bis vor kurzem gültigen Feindbilder“ (Boll, Bernd, S. 341).
- 20 Zum Problem „Verdrängung“ und „Ausblendung“: Mitscherlich, Alexander und Margarete, Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1968; Dahner, Helmut, Derealisierung und Wiederholung, in: Psyche, 44, 1990, S. 133ff.; Hoppe, Klaus D., Verfolgung und Gewissen, in: Psyche, 18, 1964/65, S. 305ff.; Moser, Tilmann, Die Unfähigkeit zu trauern: Hält die Diagnose einer Überprüfung stand? Zur psychischen Verarbeitung des Holocaust in der Bundesrepublik, in: Psyche, 46, 1992, S. 389ff.; Mitscherlich-Nielsen, Margarete, Die (Un)Fähigkeit zu trauern in Ost- und Westdeutschland. Was Trauerarbeit heißen könnte, in: Psyche, 1992, S. 406ff.
- 21 Ergebnisse der Reichstagswahl am 31. Juli 1932: NSDAP 50, 45%, Zentrum 40,35%.
- 22 StaO 30/2/513 (Pfarrarchiv Zunsweier) Verzeichnis der Predigten, die in der Pfarrkirche Zunsweier gehalten wurden.
- 23 Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF) B2-35/152.
- 24 Ebenda.
- 25 StaO 30/249 (Pfarrei Weingarten).
- 26 EAF B2-35/152. Im Gegensatz zu Hofweier war Zunsweier in drei politische Lager gespalten: Ergebnisse der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932: NSDAP 39,03%, Zentrum 40,84%, KPD 12,17%. (vgl. SPD 5,4%).
- 27 Ergebnisse der Reichstagswahl am 31. Juli 1932: NSDAP 14,85%, Zentrum 73,75%, KPD 4,86%.
- 28 EAF B2-35/152.
- 29 StaO 20/249.
- 30 Hirschfeld, Gerhard, Renz, Irina (Hrsg.), Besiegt und Befreit. Stimmen zum Kriegsende 1945, Gerlingen 1995.

Dissonanzen in der Erinnerung.

Geschichtsbilder über den „Zusammenbruch“ oder die „Befreiung“ von Singen am Hohentwiel

1. GESCHICHTE IST SOZIALES GEDÄCHTNIS

Geschichte ist soziales Gedächtnis. „Historia vita memoriae“: die Geschichte ist das „Leben des Gedächtnisses“, um Cicero zum wiederholten Mal zu zitieren. Dabei gilt: soziale Gruppen sind es, die das Gedächtnis konstruieren. Römische Senatoren, Benediktinermönche oder Hochschullehrer wählen aus, was ihnen wichtig erscheint. Auf lokaler Ebene sind dies Stadtarchivare, Bürgermeister, Redakteure, Kulturamtsleiter (Burke 1993, 290 f.). Sie sind Teil gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

Am Beispiel des Kriegsendes in Singen wird deutlich: zwei Sichtweisen prägen unser Gedächtnis vom Kriegsende. Da ist einmal die „Befreiung“ und zum anderen der „Zusammenbruch“. Meine These ist, daß die unterschiedlichen Sichtweisen gesellschaftlich bedingt sind. Das Geschichtsbild vom Kriegsende als „Befreiung“ entspricht dem Ansatz, aus der Nazi-Herrschaft die Konsequenz zu ziehen und neue Strukturen in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik einzuführen. Es ist also eine gesellschaftsverändernde Perspektive. Das Geschichtsbild vom „Zusammenbruch“ entspricht dem Interesse, die Strukturen und Machtverhältnisse insbesondere im wirtschaftlichen Bereich aufrechtzuerhalten und sie von störenden Eingriffen der Nationalsozialisten zu bereinigen. Es ist dies also eine gesellschaftsstabilisierende Perspektive.

„Die Politik erhält den Primat über die Geschichte“. Das sagte Walter Benjamin schon

1927 (Benjamin [1927] 1991, 1057; vgl. auch Folkers, 1993, 367). Entsprechend ihrer politischen Präferenzen entwickelten Historiker und historisch Interessierte ihre Geschichtsbilder von der „Befreiung“ oder dem „Zusammenbruch“.

Bei den Grunddaten zur Singener Entwicklung wird zweierlei deutlich:

1. Das nationalsozialistische Regime in der Schlußphase drei Machtzentren aufwies: einmal die 150-prozentigen Nationalsozialisten. Sie waren in der westlichen Bodenseeregion deshalb stark, weil in der Radolfzell eine Kaserne der SS stand. Dann die nationalsozialistisch geprägte Führungsmannschaft in der Kommunalpolitik, die ziemlich genau 12 Jahre zu spät die Einsicht hatten, daß man jetzt Schaden von Singen abwenden und eine Bombardierung der Stadt um jeden Preis verhindern müsse – ohne allerdings die irgendwelche Strukturveränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft zuzulassen. Strukturveränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft hatten die zum Kriegsende wieder offen agierenden Sozialisten und Kommunisten zum Ziel. Dies war das dritte Machtzentrum.

2. Für die Kommunisten und Sozialisten hatte Singen strategische Bedeutung. Sie wollten Singen zu einem Brückenkopf der antifaschistischen Politik machen.

Ich möchte dann die Nachkriegsjahrzehnte anhand meiner These darauf befragen, inwieweit die gesellschaftsstabilisierende oder die

gesellschaftsverändernden Kräfte an Einfluß gewannen. Gezeigt wird, wie die Überlieferung „Gegenstand von Auseinandersetzungen und Konflikten zwischen Personen, Gruppen und Institutionen“ ist. Das was als Geschichte erinnert wird, ist „das stets fragwürdige Ergebnis eines permanenten Konfliktes zwischen den sozialen Gruppen, die die Gesellschaft ausmachen, wobei jede Gruppe ihre eigene Vorstellung von der Vergangenheit als Rechtfertigung für ihre gegenwärtige Haltung durchzusetzen versucht“, so der Soziologe Alessandro Cavalli aus Pavia (1991, 204f.). Fragwürdig im Wortsinn: diese Frage richtet sich an die Historikerinnen und Historiker und macht ihre Materie interessant.

2. MAGGI, ALU-FOLIE, FITTINGS: DIE VORAUSSETZUNGEN

Singen ist Maggi, ist Alu-Folie, ist Fittings. Das ist der englische Name für Rohrverbindungsstücke, die seit 1896 in Singen von der Schaffhauser Georg Fischer AG gegossen werden.

Besser gesagt: die Arbeiterinnen und Arbeiter prägen diese Stadt, zusammen mit einigen Handwerkern und zusammen mit noch weniger Angestellten. Alle drei Großbetriebe sind Schweizer Gründungen. Singen war reiner Produktionsstandort. Konstruktion und Vertrieb blieben bei Maggi im schweizerischen Kempttal. Von dort wurde der deutsche Vertrieb nach Berlin, später nach Frankfurt gesetzt.

Die Aluminium-Walzwerke sind von zwei Schweizer Erfindern aus Kreuzlingen 1912 gegründet. Sie hatten ihre Zentrale in Konstanz, jetzt gehört das größte Unternehmen Südbadens zum weltweit agierenden Alu-Suisse-Konzern.

Die Georg-Fischer-AG hat ihre Zentrale in Schaffhausen.

Warum kamen die drei Unternehmen nach Singen?

Sie kamen wegen der billigeren Löhne, die sie den Bauern aus dem Hegau zahlen mußten.

Sie kamen wegen der Hochzollpolitik, mit der das Deutsche Reich Ende des 19. Jahrhunderts die Einfuhren aus dem Ausland erschwerte.

Und sie kamen genau nach Singen, weil dieses Dorf ohne eigenes Zutun zu einem Eisenbahnknotenpunkt gleich hinter der schweizerischen Grenze wurde (Frei 1987).

Singen erlebte zur Jahrhundertwende eine soziale Explosion. Von einem 1500 Einwohner-Dorf in der Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs eine Stadt ohne traditionsreiches Stadtbürgertum, die 1945 schon über 20 000 Einwohner zählte. Das Eintrittsbuch der Georg-Fischer-AG ist voll mit Notizen wie „durchgebrannt“, „fortgeblieben“, oder „Arbeit gefiel ihm nicht“: die Bauern hatten Probleme mit der industriellen Arbeitsdisziplin (Stender 1989, 120–122).

Die soziale Explosion zeigte sich in der Wohnungsnot und in der wenig planvollen Stadtentwicklung, nicht aber im politischen Verhalten der Arbeiterschaft.

Zwar hatte Singen den höchsten Anteil ungelerner Arbeiter in Baden, nie konnte jedoch die Arbeiterbewegung die klare Mehrheit der Stimmen erzielen. Zu stark waren die Arbeiter in ihrem landwirtschaftlichen und katholischen Umfeld verwurzelt.

Singen war also angesichts seiner Sozialstruktur im Vergleich mit Städten beispielsweise des Ruhrgebiets eine politisch mehrheitlich „schwarze“ Stadt. Für die ideelle Prägung in Südbaden war Singen jedoch „rot“: in keiner anderen Stadt des Seekreises kamen die Kommunisten in den dreißiger Jahren auf ein knappes Viertel der Stimmen und die Sozialdemokraten auf 15 Prozent.

Wirtschaftlich war Singen also durch die damals modernen schweizerischen Großbetriebe geprägt;

sozial war Singen die Stadt der ‚jungen‘, vom bäuerlichen Leben geprägte Arbeiter;

politisch mußte die Arbeiterbewegung nach Singen importiert werden.

So wurde Singen zum Ende des 2. Weltkriegs ein antifaschistischer Brückenkopf: die Kommunisten schleusten gezielt Leute aus dem Schweizer Exil ein. So veröffentlichte beispielsweise Stephan Hermlin seine ersten Bücher nach dem Krieg in Singen. Die Arbeiterstadt war nach Meinung der „Badischen Zeitung“ in Freiburg mit einem aktiven sozialdemokratischen und einem aktiven kommunistischen Verlag eine „Buchstadt“ (21. 12. 1948, vgl. Bosch 1982).

Eine Zeitung mit Namen „Neues Deutschland“ erschien übrigens zuerst in Singen. Die Singener Antifa-Initiative brachte bereits am 1. Mai 1945 das „Neue Deutschland“ heraus.

3. „IN DER NACHT WURDEN DIE PANZERSPERREN VON BEHERZTEN FEUERWEHRLEUTEN UNBRAUCHBAR GEMACHT.“ DIE ZUSAMMENBRUCHSVARIANTE.

Zum Kriegsende herrscht Chaos im Grenzgebiet. Über 3000 Zwangsarbeiter wissen: die Tage der Unfreiheit und der Verschleppung sind gezählt. Am Morgen des 16. April erscheint eine Gruppe von polnischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern an einem Grenzübergang auf dem Hohen Randen, 20 Kilometer westlich von Singen. Sie waren in deutschen Landgemeinden beschäftigt gewesen. Jetzt hatten sie sich zur gemeinsamen Flucht zusammengeschlossen und sie hatten sich sogar Waffen besorgt. Die beiden deutschen Zöllner sind allein am Grenzübergang. Was tun? Sollen sie sich den Zwangsarbeitern in den Weg stellen? Sie besinnen sich eines besseren. Sie schließen sich der Kolonne an. Einträchtig marschieren die beiden deutschen Beamten mit den Polinnen und Polen über Grenze in die rettende Schweiz. Dort werden alle gemeinsam in der Turnhalle des Grenzortes Schleithem untergebracht (Frei 1994a, 85).

Die Truppen der SS-Kaserne in Radolfzell schlagen wild um sich. Als die Franzosen sich am 21. April wieder aus Stockach zurückziehen, ist die SS zur Stelle. Sie richtet unter den Zwangsarbeitern und deutschen Antifaschisten ein Blutbad an. Mindestens 14, wahrscheinlich 20 werden erschossen (Blum 1995). In Wahlwies werden 4 Männer erschossen – weil sie die Brücken am Bach nicht sprengen wollten (Erzbischöfliches Diözesanarchiv Freiburg, B 2–35/150). In Singen ist klar: die SS will die Stadt verteidigen.

Es ist die Stunde der wagemutigen Einzelkämpfer – sogar bei den Schweizern. James Häfely fährt mit seinem Schweizer Auto über die Grenze. Der Nachrichtendienstoffizier ist

schwer bewaffnet. Der Dreißigjährige ist in seinem Zivilberuf Unternehmer in Basel. Er fährt vor den Franzosen her und versucht das Schlimmste zu verhindern. Alte Freunde und Bekannte erhalten überraschenden Besuch: James Häfely steigt beispielsweise auf Schloß Langenstein bei der Grafenfamilie Douglas aus seinem Schweizer Auto. Und bei dem Unternehmer Georg Fahr in Gottmadingen. Er gibt Nachricht ins Singener Rathaus: die Bombardierung ist nur zu verhindern, wenn in der Nacht vom 22. auf den 23. April feste Vereinbarungen in der Schweizer Enklave zwei Kilometer von der Stadtgrenze getroffen werden. Treffpunkt ist die Grenzwirtschaft „Frohsinn“ (Blum 1995).

Im Singener Rathaus, auf der Polizei, bei der NSDAP-Kreisleitung, in der SS-Kaserne herrscht hektische Betriebsamkeit. Die Direktoren der drei Großunternehmen in Schweizer Besitz sprechen am 21. April vor. Die Bombardierung soll auf jeden Fall verhindert werden! Der amtsführende Bürgermeister Karl Bäder ist sich unschlüssig. Erst der NSDAP-Ratsherr und Feuerwehrkommandant setzt sich durch: Wir müssen unsere Stadt retten, koste es was es wolle! Der Feuerwehrkommandant ist Unternehmer von Beruf. Nach dem Krieg wird er von den Franzosen wegen der Mißhandlung von Zwangsarbeitern verurteilt.

Mit zwölfjähriger Verspätung kommt er zur Einsicht. Die kleine Maschinenfabrik hatte ihre Produktion komplett auf Rüstungsproduktion umgestellt. Jetzt versuchtes das NSDAP-Mitglied zu retten, was zu retten ist.

Folgen wir ein Stück weit seiner eidesstattlichen Aussage vom 29. April 1946:

„Bei der Peter-und-Pauls-Kirche erhielt ich von dem Bürgersohn Ernst Alber die Nachricht: Ich solle mich sofort, womöglich mit Herrn Bäder zum Frohsinn begeben, dort würden schweizerische Offiziere auf unser Erscheinen warten. . . . Die Schweizer Herren unter Führung von Herrn Hauptmann Keller erwarteten uns auf Schweizer Boden. Wir wurden durch den Stacheldraht durchgelassen und die Besprechung fand wie eingangs berichtet in dem Frohsinn-Bauernhaus statt. Es wurde uns von den Schweizer Herren klipp und klar erklärt, daß den Franzosen bekannt sei, daß die Stadt Singen von der SS und dem Volkssturm

verteidigt werden. Auf die Frage, ob die Verhandlung offiziellen Charakter habe, erklärten uns die Herrn mit „Ja“. Sie ständen mit den Franzosen in Verbindung und wir würden begreifen, daß sie als Schweizer, wo sie sehr viel Kapital in Singen investiert hätten, das allergrößte Interesse daran hätten, daß die Stadt kampflös übergeben würde. Wenn wir keine begründende Zusage machen könnten, daß die Stadt nicht verteidigt würde, so würde noch in der gleichen Nacht bzw. gegen Morgen des 23. April ein starker Luftangriff auf die Stadt erfolgen. Herr Bäder zweifelte immer noch an der Wahrheit dieser Tatsache, und sagten ihm im Verlauf des Gesprächs die Schweizer Herren, daß er wohl noch nicht wisse, in welches Unglück Hitler Deutschland geführt habe und er müsse übrigens auf das bestimmteste damit rechnen, daß er innerhalb von 48 Stunden erschossen werde. Herr Bäder war im Moment sehr beeindruckt, glaubte aber nicht an diese Möglichkeit. Ich habe dann offen mit den Herren gesprochen und wörtlich gesagt: „Es hat keinen Zweck, daß Deutschland, nachdem es schon überall besetzt sei, noch in Singen verteidigt würde.“ Ich gab deshalb die ehrenwörtliche Versicherung, daß die Stadt von der Bevölkerung oder Volkssturm unter keinen Umständen verteidigt würde.“ (Privatbesitz, veröffentlicht im Singener Wochenblatt, 4. und 11. 6. 1987)

In derselben Aussage schreibt er: „In der Nacht wurden die Panzersperren von beherzten Feuerwehrlenten unbrauchbar gemacht.“

Das war die entscheidende Tat. Allerdings gibt es gerade dazu völlig abweichende Darstellungen.

4. „DIESE KOMMUNISTEN, DIESE SCHWEINE.“ DIE BEFREIUNGS-VARIANTE.

Der Gärtnermeister war Mitglied der Antifa-Bewegung und Kommunist. Am 18. März 1946 gibt er folgende Aussage zu Protokoll. Anlaß ist das Entnazifizierungsverfahren von Valentin Grein, der damals als Polizist an der großen Panzersperre Wache schieben mußte. Der Gärtnermeister sagte zu ihm:

„Heute Nacht muß dieser ganze Dreck hier weg, sonst gibt es eine Katastrophe für unsere Stadt.“ Grein erwiderte mir darauf, ‚wenn Sie das fertigbringen, erweisen Sie Ihrer Stadt sicher einen großen und wenn Sie das ernstlich vorhaben, werde ich mich verziehen, ich weiß von nichts‘. Ich begleitete daraufhin Grein nach der Innenstadt, um mich zu überzeugen, daß er auch wirklich Wort hielt. Daraufhin holte ich meine Freunde und nach 2 Stunden war die Panzersperre geschleift. Grein hat mir in den ersten Tagen nach dem Einzug der französischen Truppen versichert, nachdem er am folgenden Morgen um 8 Uhr wieder an die Panzersperre beordert wurde ihn der Zustand in Erstaunen versetzt hätte. Die gehisste weiße Flagge war von der SS bereits beseitigt, während aber die Inschrift ‚Wer unser Singen opfert, wird von uns gehängt‘ wohl verwischt, aber noch lesbar war. Nach der aus diesen Vorgängen entstandenen Verwirrung wurde der Bürgermeister der Stadt Singen von der SS aus der Wohnung geholt und erhängt, weil er nicht mehr den Mut hatte, für eine Verteidigung der Stadt einzutreten.“ (Stadtarchiv Singen: Archiv Fritz Besnecker)

Valentin Grein schrieb am 18. März 1946 zum Entnazifizierungsverfahren des Leiters der Singener Schutzpolizei:

„Ich hatte die Aufgabe, an der Panzersperre Hohenkräher Brücke als Wachposten Dienst zu tun. Nach dieser fraglichen Nacht, als die Panzersperre von den Anhängern der Anti-Bewegung abgeräumt worden war, mußte ich am nächsten Morgen erneut an dieser Panzersperre wieder Dienst machen. Als ich einige Zeit meinen Posten dort wieder versah, kam Oberleutnant Deppert an und hat die abgeräumte Panzersperre besichtigt. Als er die geschleifte Panzersperre sah, äußerte er sich mit den Worten: ‚Diese Kommunisten, diese Schweine‘.“ (ebd.)

5. GESELLSCHAFTSVERÄNDERNDE UND GESELLSCHAFTSSTABILISIERENDE GESCHICHTSBILDER

Wir haben also zwei Geschichten: einmal ist es die beherzte Feuerwehr, die Singen rettet,

einmal ist es die ‚Anti-Bewegung‘. Interessant ist nun die Frage: Welches milieuspezifische, gruppengeprägte ‚kollektive Gedächtnis‘ es wann bis zum ‚historischen Gedächtnis‘ brachte? Historisches Gedächtnis meint hier die zu Papier gebrachte, mit wissenschaftlichem Anspruch versehene ‚Geschichte‘ (Unfried 1991, 80 f.). Ich werde zu zeigen versuchen, daß die Geschichtsbilder über das Kriegsende mit den politischen Bildern über die Gegenwart korrespondieren: das „Befreiungsgeschichtsbild“ in Zeiten, die eine Gesellschaftsveränderung für wünschenswert hielten, das „Zusammenbruchsgeschichtsbild“ in Zeiten, die auf Stabilität, Erhaltung der wirtschaftlichen Strukturen, setzten.

6. DIE KARRIEREN DER GESCHICHTSBILDER IN DEN JAHRZEHNEN VOM KRIEGSENDE BIS HEUTE

Im kollektiven Gedächtnis waren zunächst beide Geschichten enthalten.

6. 1. Das gescheiterte Hoffen auf Veränderung in den 40er Jahren

Zunächst wurde das gesellschaftsverändernde Geschichtsbild aufgeschrieben. In Singen erschien das „Neue Deutschland“, herausgegeben von der Antifa-Bewegung. Sie stand für die Hoffnung einer Minderheit. Antikommunistische Reflexe, das Bedürfnis nach Ruhe brachte auch die Vereinigte Arbeiterpartei, die in Singen bis 1946 existierte, zu Fall.

Die Macquis-Kämpfer der Résistance, die „Diables rouges“ wurden in dieser Zeit durch Armee-Einheiten ersetzt. Mit dem Ende des „tripartisme“ aus Kommunisten, Sozialisten und Zentrumsdemokraten in Frankreich verschwand auch dort die systemverändernde Perspektive. Sozialdemokraten und Kommunisten beugten sich schließlich auch ihren Parteiführungen und gründeten SP und KP wieder.

Auf jeden Fall, im „Neuen Deutschland“ Nr. 1 vom 1. Mai 1945 erschien die Befreiungsgeschichte als gesellschaftsveränderndes Geschichtsbild.

6. 2. Das Schweigen in den fünfziger Jahren

Allerdings verglommt die Glut dieses Geschichtsbilds und wurde ausgetreten. Die KP erhielt in den ersten Wahlen 1946 16 Prozent der Stimmen, die SP 19 Prozent. Das Kräfteverhältnis innerhalb der Arbeiterbewegung hatte sich seit 1933 gedreht. Immer mehr Leute wollten in den 50er Jahren ihr kleines Glück. Die KPD störte dabei. Sie wurde 1956 verboten.

Die Fußballweltmeisterschaft 1954 ist einer der Höhepunkte der westdeutschen Mentalitätsgeschichte. Hier illustrieren das Schicksal des Feuerwehrkommandanten und das Schicksal eines jungen Funktionärs der Freien Deutschen Jugend, daß die Träume von einem neuen, anderen Deutschland vorüber sind.

Der Feuerwehrkommandant war, wie gesagt, zunächst von den Franzosen wegen der Mißhandlung von Zwangsarbeitern in seinem Betrieb eingesperrt. Jetzt war er wieder frei. Als Präsident des Singener Fußballclubs reiste er der Weltmeistermannschaft entgegen und stieg in Schaffhausen in den umjubelten Triumphzug.

Wegen Mitgliedschaft in der damals schon verbotenen Freien Deutschen Jugend (FDJ) wurde der FDJ-Funktionär verhaftet. Er hörte die Radio-Reportage von „Tor, Tor, Tor“ im Stuttgarter Polizeigefängnis (Frei 1994b, 38–43).

6. 3. Die gesellschaftsstabilisierende Geschichte tritt ihren Siegeszug an.

Der Siegeszug der gesellschaftsstabilisierenden Geschichtsbilder setzte ein. 1964/65 legte Ulla Leuze ihre Nachkriegschronik vor. Darin gewann das gesellschaftsstabilisierende Geschichtsbild. Diese wurde nun hegemonial, bis zur in Singen verspäteten sozialliberalen Aufbruchsstimmung.

6. 5. Ein später Aufbruch

Nur kurzzeitig wird der Siegeszug unterbrochen. Im Schwung der sozialliberalen Reformbewegung und des in Singen verspäteten kulturellen Aufbruchs fand das gesellschaftsverändernde Geschichtsbild einige Male ins „histori-

sche Gedächtnis“, wurde textlich festgehalten (Weick o. J., Frei 1987 usw.).

6.6. Wieder alles beim alten?

In dem neuesten Buch zur Stadtgeschichte vom Mai letzten Jahres heißt es: „Die Freiwillige Feuerwehr unter ihrem Kommandanten Gustav Kellhofer leerte das Panzerfaust-Depot und machte am 22. April 1945 die Panzersperren unbrauchbar“ (Meier 1994, 110).

7. ZUSAMMENFASSUNG

Beide Geschichten sind zutreffend. Entscheidend ist das politische Klima, der Meinungsumschwung, der beide Geschichten möglich werden ließ. Gleichsam bis gestern überzeugte Nationalsozialisten machten sich auf, um über die kampflose Übergabe zu verhandeln. Der Volkssturm, keine revolutionäre Organisation, wurde aufgelöst – wegen Unberechenbarkeit.

Natürlich war die Sorge um die eigenen Betriebe ein wichtiger Grund für die Verhandlungen. Aber das Klima hat sich aus zwei Gründen so geändert, daß dies möglich wurde:

1. Die Sozialdemokraten und Kommunisten hatten vereinbart, daß sie durch gezieltes Stacheln, Fragen bzw. Leute zum Fragen ermutigen das Klima beeinflussen, so daß die Aktionen möglich wurden.

2. Die *longue durée* des scheinbaren Pragmatismus, die scheinbare Alltagsverstand hatte den Faschismus möglich gemacht. Der träge Alltagsverstand war jetzt umgeschwenkt. Retten, was jetzt noch zu retten ist, war die Devise.

Der politische Gestaltungswillen der Wenigen war ein kurzes Stück mit dem Pragmatismus der Vielen zusammen gegangen.

Trotzdem gehörte den Vielen längerfristig die politische Macht. Nicht die Basisinitiative fand ihren dominierenden Eingang ins historische Gedächtnis, sondern die Initiative der Elite.

Zusammenfassend halte ich fest:

1. Am Beispiel des Kriegsendes in Singen habe provozierend kursorisch den „Primat der Politik über die Geschichte“ (Walter Benjamin) gezeigt.

2. Ich habe die Geschichten überpointiert sozial und politisch zugeordnet, um damit die sozialen Bedingungen des Gedächtnisses zur Diskussion zu stellen.

3. Anzudeuten versucht habe ich: Historisches Gedächtnis hat mit politischer Macht zu tun – Macht über Bücher, Macht über Medien.

Geschichte ist soziales Gedächtnis. Um ein letztes Mal Walter Benjamin zu zitieren: „Der Historiker ist ein rückwärts gewandter Prophet. Er erschaut seine eigne Zeit im Medium von verflochtenen Verhängnissen“ ([1940] 1991, 1250).

Literatur

Benjamin, Walter, 1991, Abhandlungen. Gesammelte Schriften Bd. I.3, Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M.: suhrkamp

Benjamin, Walter, 1991, Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften Bd. V.2, Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M.: suhrkamp

Blum, Eggert, 1995, Die Befreier kamen über den Rhein. 50 Jahre Kriegsende im Südwesten. Radiothema. Erstsendung am 9. 2. 1995, SWF 1

Bosch, Manfred, 1982, Hoffnungen auf dem Papier. Zum Schicksal zweier Verlage der Arbeiterbewegung nach dem Kriege, Singener Jahrbuch, 82–98

Burke, Peter, 1993, Geschichte als soziales Gedächtnis, in: Assmann, Aleida/Dietrich Harth (Hg.), *Mnemosyme. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt a. M.: Fischer², 289–304

Cavalli, Alessandro, 1991, Die Rolle des Gedächtnisses in der Moderne, in: Assmann, Aleida/Dietrich Harth (Hg.), *Kultur als Lebenswelt und Monument*, Frankfurt a. M.: Fischer, 200–210

Folkers, Horst, 1993, Die gerettete Geschichte. Ein Hinweis auf Walter Benjamins Begriff der Erinnerung, in: Assmann, Aleida/Dietrich Harth (Hg.), *Mnemosyme. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt a. M.: Fischer², 363–377

Frei, Alfred G., 1987, Ein Dorf wird Industriestadt: Singen 787–1987, in: ders. (Hg.), *Habermus und Suppenwürze. Singens Weg vom Bauerndorf zur Industriestadt*, Konstanz: Stadler, 9–63

Frei, Alfred G., 1994a, „In the End, I Just Said O.K.“: Political and Moral Dimensions of Escape Aid at the Swiss Border, in: Geyer, Michael/John W. Boyer (ed.),

Resistance Against the Third Reich 1933–1990, Chicago: University Press, 75–88

Frei, Alfred G., 1994b, Finale Grande. Die Rückkehr der Fußballweltmeister 1954, Berlin: Transit

Leuze, Ulla, 1964/65, Das geschah in Singen. Eine Nachkriegschronik nach Berichten, Dokumenten und dem Südkurier-Archiv, Konstanz/Singen: Südkurier

Meier, Ingeborg, 1994, Singen im Zweiten Weltkrieg, in: Berner, Herbert/Reinhard Brosig (Hg.), Singen. Junge Stadt (Singener Stadtgeschichte Band 3), Sigmaringen: Thorbecke, 106–111

Stender, Detlef, 1989, Arbeit und Arbeiter in der Geographischen AG 1895–1918, in: Zang, Gert (Hg.), Arbeiterprovinz. Alltag, Politik und Kultur zwischen Kirchturn und Fabrikschornstein. Singen 1895–1933, Konstanz: Arbeitskreis für Regionalgeschichte Bodensee, 83–126

Unfried, Berthold, 1991, Gedächtnis und Geschichte. Pierre Nora und die lieux de mémoire, in: ÖZG 2, H. 4, 79–98

Weick, Käte, o. J. [1982], Widerstand und Verfolgung in Singen und Umgebung, Stuttgart: VVN/BdA

Drei Länder – ein Thema
Trois pays – un thème

Ausstellungen/expositions
Konzerte/concerts
Filme/films
Theater/théâtre

Nach dem Krieg Après la guerre

Liestal

Kantonsmuseum Baselland
9. Mai bis 17. September 1995

Dienstag–Freitag 10–12 Uhr und
14–17 Uhr

Dienstag zusätzlich 19–21 Uhr

Samstag/Sonntag 10–17 Uhr

Mulhouse

Musée Historique
Du 10 mai
au 30 septembre 1995

De 10 à 12 heures et de 14 à 17 heures
sauf le mardi

Lörrach

Museum am Burghof
23. April 1995
bis 30. Dezember 1995

Mittwoch–Samstag 14–17 Uhr
Sonntag 11–13 Uhr und
14–17 Uhr

Vergewaltigung und Abtreibung

– Massenphänomene bei Kriegsende (1945)

Das Thema, über welches ich heute referieren werde, ist in Deutschland jahrzehntelang tabuisiert worden, in der DDR, in welcher ich aufwuchs, sogar bis zu deren Untergang.

Seit über zwei Jahren beschäftige ich mich mit dem Thema Abtreibung in der Nachkriegszeit im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands, noch genauer mit der Abtreibungspolitik, mit dem Abtreibungsrecht und der Abtreibungspraxis in Ostdeutschland von 1945–1950. In diesem Zusammenhang bin ich zwangsläufig auf das Phänomen der Massenvergewaltigung bei der Besetzung Deutschlands durch die Rote Armee und auch die Truppen der anderen Alliierten gestoßen. Die Reaktion der Besatzungsmächte und der deutschen Behörden auf die Folgen der Vergewaltigungsexzesse waren zumindest in der Sowjetischen Besatzungszone der Ausgangspunkt für eine Liberalisierung des § 218 StGB. Auch in den Westzonen ist aus diesen Gründen der § 218 zeitweise stillschweigend außer Kraft gesetzt worden.¹

Meinen Vortrag mit dem Titel „Vergewaltigung und Abtreibung – Massenphänomene bei Kriegsende“ werde ich in folgende drei Teile gliedern: Als erstes werde ich einige meiner grundsätzlichen Positionen zu der von mir untersuchten Problematik darlegen. Gerade ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und im fünften Jahr Deutschlands nach der politischen Vereinigung von Ost- und Westdeutschland sind Historiker und Historikerinnen nicht der Aufgabe der Interpretation der historischen Ereignisse enthoben, sondern im Gegenteil, zu Jubiläen wie diesen, werden sie geradezu von ihnen gefordert. Das von mir beforschte Thema – das ist meine Erfahrung aus verschiedenen bisherigen Diskussionen darüber – ist besonders mißverständnislustig. Um dem eventuell vorzubeugen,

habe ich mich für diesen ersten Teil entschieden. Im zweiten Teil werde ich ausführlicher auf die historischen Fakten eingehen, mit dem territorialen Schwerpunkt Sowjetische Besatzungszone. Und den dritten und kürzesten Teil bilden einige Ausführungen zur Quellenanlage für dieses Thema.

1. Die Massenvergewaltigungen und der Befreiungsbegriff

„Befreier und Befreite“, wobei das F im Wort Befreier groß geschrieben wird, betitelt Helke Sander vor drei Jahren ihren Film und das Buch zum Film, welche die Sexualverbrechen vor allem der sowjetischen Besatzungstruppen bei der Einnahme Deutschlands 1945 und deren Folgen zum Gegenstand haben.²

Die Wahl des Begriffspaares „Befreier und Befreite“ und die Großschreibung des F in Befreier allein genügt schon, um fast unterbewußt dem Rezipienten die politischen Intentionen Helke Sanders zu vermitteln. Die Auseinandersetzung mit diesem Titel eignet sich deshalb besonders gut, das deutsche Bewertungsdilemma in Bezug auf die Massenvergewaltigungen durch die Besatzungssoldaten zu verdeutlichen.

Was sagt Sanders Titel aus? Zum ersten wählt sie das sowieso umstrittene Wort „Befreiung“ als Begriff für die historischen Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland. In der DDR war „Befreiung Deutschlands vom Hitlerfaschismus“ die politisch verordnete Bezeichnung für die militärischen Operationen der Alliierten im April/Mai 1945. Auch im linken politischen Spektrum der Bundesrepublik wird wohl eher dieser Begriff als der des „Zusammenbruchs“ verwendet worden sein. Mit der Verwendung des Begriffs „Befreiung“ wird aber erst einmal so getan, als ob frau

davon ausginge, daß es sich tatsächlich um eine Befreiung Deutschlands durch die Alliierten gehandelt habe. Mit der Spaltung des Begriffs in zwei Seiten, als nächstem Schritt, wird angezeigt, daß diese Befreiung auf beiden Seiten wohl unterschiedlich erlebt wurde, was erst einmal nicht falsch ist. Indem sie als drittes aus den Befreiern „Freier“ macht und das Begriffspaar Befreier und Befreite sexualisiert, kippt die gesamte Wertung in das Gegenteil um. Die Befreier bekommen ein eindeutiges Machtübergewicht: sie haben das Geld, die Macht und das Recht, über die Befreiten und deren Körper zu verfügen. Die Befreiten werden in ihrer Bedeutung dadurch auf das Opfersein für die Befreier reduziert. Wenn die Macht zwischen Befreiern und Befreiten so verteilt war wie auf dem „Strich“, was die Metapher suggeriert, kann es sich bei den Ereignissen 1945 also niemals um eine Befreiung gehandelt haben.

Wo liegt das Problem dabei? Um in Sanders Bild zu bleiben, muß gesagt werden, daß, wenn man/frau eigentlich über Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Besatzungssoldaten sprechen will, das Bild vom Freier und der Prostituierten unpassend ist. Bei Vergewaltigungen handelt es sich nicht um ein Geschäft, sondern um eindeutige Machtdemonstrationen. Die Frauen erhielten von ihren Vergewaltigern keine Gegenleistungen, im Gegenteil viele von ihnen wurden anschließend sogar noch ermordet.

Die Strichmetapher paßt höchstens in die spätere Nachkriegszeit und dann vor allem in die Westzonen, wo sie ja schon damals von den Zeitgenossen verunglimpfenderweise für die Überlebensstrategien junger Frauen gebraucht wurde.³ Außerdem werden in diesem Bild die deutschen Männer völlig ausgeklammert.

Durch die Aufspaltung des Begriffs Befreiung in Befreier und Befreite und seine Sexualisierung werden die Befreier/Besitzer zu Tätern und die Befreiten/Besiegten zu Opfern stilisiert. Insgesamt wird der Begriff „Befreiung“ dadurch diskreditiert und ad absurdum geführt. Leider ist die ganze Sache, meiner Meinung nach, nicht so einfach, wie Sander sie sich macht. Parteilichkeit ist eine außerordentlich schwierige Angelegenheit in diesem Zusammenhang. Zwei weitere Beispiele für Parteilichkeit:

Im Januar diesen Jahres fand in der Berliner Kulturbrauerei eine Podiumsdiskussion zur Zukunft der Geschichtswissenschaft statt. An dieser Stelle wurde von ausländischen Historikern von den deutschen Historikern gefordert, daß man sich gerade angesichts des 50. Jahrestages des Kriegsendes zum Begriff „Befreiung“ in Deutschland bekennen sollte. Der anwesende deutsche Historiker Lutz Niethammer, der sich bekanntlich um die oral history in Deutschland verdient gemacht hat und im Rahmen seiner Forschungsprojekte mit zahllosen Zeitzeugen auch über ihre Erlebnisse bei Kriegsende gesprochen hat, meinte dazu, daß er sich nicht zu dieser Bezeichnung durchringen könne, weil die Mehrheit der Deutschen den Einmarsch der Besatzungstruppen nicht als Befreiung, sondern als Niederlage und Zusammenbruch erlebt habe.

In meiner ostdeutschen Sozialisation war der Begriff „Befreiung“ eine Selbstverständlichkeit. Jedes Jahr zum 8. Mai mußten wir als Schüler zum sowjetischen Ehrenmal ziehen, an Fahnenappellen zum Tag der Befreiung teilnehmen und Kränze niederlegen. Alle persönlichen Erinnerungen der Zeitzeugen an das Kriegsende waren längst verstummt. Wenn Großmütter doch manchmal Bemerkungen über „die Russen“ machten und „wie die damals hier gehaust hätten“, war das eher unverständlich für die Nachgeborenen. Auch den latenten Russenhaß in weiten Teilen der Bevölkerung unter dem Deckmantel der offiziellen Freundschaftspropaganda für die Sowjetunion konnte ich mir deshalb lange nicht erklären. Erst zum Ende der DDR und besonders unmittelbar danach, als die Archive geöffnet wurden und schwarz auf weiß bewiesen werden konnte, was man bis dahin nur vermutete, wurde der Befreiungsbegriff auch für die ostdeutschen Suspekt. Aber gerade in der ehemaligen DDR trifft man immer noch auf eine Art Verteidigungsmentalität, welche psychologisch als Identifikation mit dem Aggressor gedeutet werden kann. Das hört sich dann etwa so an: „Wenn man bedenke, was die armen Soldaten alles durchgemacht hätten bis sie Berlin erreicht haben. Vielleicht haben sie mit ansehen müssen, wie ihre Familie von den Deutschen niedergemetzelt wurde. Sie mußten doch voll von Rachegefühlen gewesen sein. Außerdem



Zwei russische Soldaten belästigen ein Mädchen in Dresden 1945

waren sie die ganze Zeit ihres Feldzuges über frauenlos.“

In meinen Augen laufen beide Argumentationslinien schief. Parteilichkeit scheint in diesem Falle eher kontraproduktiv als irgendwie erhellend zu sein: Stelle ich mich auf die Seite der Deutschen, die das Kriegsende subjektiv tatsächlich als den absoluten Zusammenbruch ihrer Welt und ihres Wertesystems erfahren haben oder einfach nur auf die Seite der vergewaltigten deutschen Frauen, stelle ich mich scheinbar automatisch gegen die Kriegsoffer der Alliierten, insbesondere der Sowjetunion, und verliere außer Acht, wer die Schuld am Ausbruch dieses Krieges trägt und wie die Besatzungstruppen überhaupt nach Deutschland gekommen sind.

Verteidige ich die alliierten Truppen und die Opfer, die der deutsche Faschismus in der ganzen Welt und auch in Deutschland hinterlassen hat, stelle ich mich gegen die Mehrheit der Deutschen, die Hitler hingebungsvoll oder auch nur opportunistisch gefolgt sind und verniedliche und verkleinere womöglich die Verbrechen der Besatzungssoldaten. Zumindest wird das meist jeweils so unterstellt.

Ich denke, 50 Jahre nach Kriegsende und dem Ende des Kalten Krieges mit dem Untergang der sozialistischen Herrschaftssysteme ist es an der Zeit, aus diesen Denkmustern ausubrechen. In dieser Stelle folge ich einer Anregung des westdeutschen Kulturhistorikers Hermann Glaser, der in einem Zeit-Artikel vom 10. März 1995 in diesem Zusammenhang von der Unteilbarkeit sowohl der Menschlichkeit als auch der Unmenschlichkeit spricht. Ich interpretiere das folgendermaßen: Krieg bedeutet das Ende aller Menschlichkeit. Die Aufgabe der Soldaten im Krieg ist es, Menschen zu töten. Kriegserfahrung entzivilisiert und enthumanisiert. Diese Sätze bedeuten keine Entschuldigungen für Kriegsverbrechen, im Gegenteil, diese Aussagen begründen eine absolute Kriegsgegnerschaft. Kriegsverbrechen müssen als solche benannt und verurteilt werden, auch die der Besatzungsarmee, welche historisch als Befreier angetreten sind. Unteilbarkeit der Unmenschlichkeit bedeutet für mich auch die Unmöglichkeit der Aufrechnung der Kriegsverbrechen gegeneinander. Jede Seite sollte historisch für die Handlungen verantwortlich

gemacht werden, die sie begangen hat. Und „die Deutschen sind durch die *deutschen* Verbrechen, deren Ausmaß und „perfekte“ Exekution von niemandem und nirgends übertroffen wurden, „belangt“.⁴

Der deutsche Faschismus als Herrschaftssystem war ein Angriff auf die Zivilisation und Menschlichkeit, noch bevor er die Welt mit Krieg übersäte. Mein Bekenntnis zu Demokratie und Menschlichkeit mündet deshalb letztendlich doch in einer Akzeptanz des Begriffes „Befreiung“ für das Kriegsende, auch wenn die Mehrheit der Deutschen zwangsbefreit wurde. Uns Nachgeborenen ist jedenfalls durch den Sieg der Alliierten die Erfahrung des Faschismus erspart geblieben. Ich würde sogar soweit gehen, zu behaupten, daß für die Wahl einer Bezeichnung für das Kriegsende, neben politischen Überzeugungen, der zeitliche Abstand zum historischen Geschehen bedeutend ist und es sich bei dem Diskurs darüber auch um ein Problem des Generationskonfliktes, auch unter Historikerinnen handelt.

2. Zu den Fakten

Die Gefühle und Einstellungen der damals in Deutschland lebenden Frauen in Bezug auf das Ende des Zweiten Weltkrieges waren – auch jenseits theoretischer Erwägungen – sehr ambivalent. In Tagebuchaufzeichnungen kann man immer wieder nachlesen, daß die Erleichterung vieler Frauen über das Ende des Krieges – mit all seinen Schrecken für die Zivilbevölkerung – gepaart war mit Zukunftsängsten und insbesondere mit Ängsten vor der Rache der Sieger. Dies war vor allem im Osten Deutschlands so, der von der Sowjetischen Armee besetzt wurde.

An dieser Stelle soll nun die Rede sein von einem spezifischen Kriegsverbrechen, begangen von Angehörigen der Roten Armee bei der Besetzung Deutschlands – von den Massenvergewaltigungen an Frauen. Daß es sich hierbei um Kriegsverbrechen handelt, ist so seit den vier „Genfer Rotkreuzabkommen“ vom 12. 8. 1949 definiert. Mit der Ächtung der Vergewaltigung im Krieg als Kriegsverbrechen wurden völkerrechtlich die Konsequenzen aus den Vergewaltigungen im Zweiten Weltkrieg gezogen.⁵ Diese Tatsache war im öffentlichen Bewußtsein bis vor wenigen Jahren nicht präsent. Es ist ein



Soldatengräber an der Havel

Verdienst der Frauenforschung (insbesondere auch von Helke Sander, welche die Arbeit der verstorbenen Ingrid Schmidt-Harzbach von 1984 mit ihrem o. g. Film fortsetzte), daß diese

Art der Kriegsverbrechen dem Vergessen entrissen und ein Diskurs begonnen wurde, in dem sich nun nach fast fünfzig Jahren die damaligen Opfer artikulieren können.

Neben der herrschenden Betrachtungsweise, daß Vergewaltigungen ein normales Kriegsphänomen sind und Frauen dessen natürliche Opfer, ist dieses fünfzig Jahre währende Schweigen meiner Meinung nach allerdings auch dem Ost-West-Konflikt der Nachkriegszeit geschuldet. Von der ostdeutschen Seite sind diese Ereignisse tabuisiert worden, da deren Benennung und Diskussion die Beziehungen der DDR zur Sowjetunion beeinträchtigt hätten. In der Bundesrepublik sind sie höchstens während des Kalten Krieges zu antikommunistischen und antisowjetischen Propagandazwecken mißbraucht worden. Einen ähnlich verschleiern den Umgang wie in der DDR findet man dort allerdings in Bezug auf Vergewaltigungen durch Soldaten der westlichen Alliierten. Gemeinsam ist beiden Seiten, daß auf das Leiden der betroffenen Frauen keine Rücksicht genommen wurde. Bis heute sind diese Frauen niemals als Opfer von Kriegsverbrechen anerkannt, geschweige denn entschädigt worden. Dies ist jedoch wiederum ein Phänomen, das weltweit zu beobachten ist und mit der kulturellen Bewertung von Vergewaltigung generell in der Gesellschaft zusammenhängt: Der vergewaltigten Frau wird zwar ein gewisses Mitleid entgegengebracht, aber gleichzeitig haben Vergewaltigungen eine negative Konnotation. Eine vergewaltigte Frau gilt als geschändet und stellt für ihre Familie und ihre nationale, religiöse und politische Gemeinschaft eine Schmach dar.⁷ Höchstwahrscheinlich sind die Gefühle der Erniedrigung, der Schande und der Ohnmacht auch heutzutage und zu Friedenszeiten Gründe dafür, warum Frauen sich scheuen, Vergewaltigungen anzuzeigen oder anderweitig um Hilfe zu bitten.

Was geschah nun gegen Kriegsende, was sagen uns die Quellen über die damaligen Geschehnisse, jetzt nachdem man/frau bewußt nach ihnen gesucht hat? Als authentischste Quelle für diese Problematik erwiesen sich die Tagebücher von Frauen und Männer, die während des Krieges und der Nachkriegszeit geführt wurden. Fast stereotyp wiederholen sich die Schilderungen und Beschreibungen der Überfälle der Rotarmisten nach der Besetzung deutschen Territoriums.

Ingrid Schmidt-Harzbach hat diese Berichte in ihrem Aufsatz von 1984 folgendermaßen

zusammengefaßt: „Frauen wurden in den Kellern, im Treppenhaus, in ihren Wohnungen, auf der Straße, in den Flüchtlingsstrecks von Soldaten der Roten Armee überfallen und vielfach in brutalster Weise vergewaltigt. Auch während ihrer Zwangsarbeit beim Aufräumen der Trümmer, bei Demontearbeiten, beim Kartoffelschälen für die sowjetischen Gruppen waren sie Freiwild [. . .]. Die Vergewaltigungen passierten zum größten Teil in aller Öffentlichkeit, meist verübten mehrere Soldaten die Gewalttat gemeinsam, in zahlreichen Fällen wurde dieselbe Frau mehrmals hintereinander vergewaltigt. Wiederholt wird geschildert, daß die Soldaten in die Keller eindringen, mit Taschenlampen die Kellerbewohner ableuchteten, einzelne Frauen mit „Frau komm“ herausuchten und sie zwangen sich auf den Boden zu legen. Ehemänner, Verwandte, Nachbarn und vor allem die eigenen Kinder wurden Augenzeuge solcher Gewalttaten [. . .]. Immer wieder wird berichtet, daß die Gewalttätigkeit der Soldaten durch starken Alkoholgenuß verstärkt worden ist.“⁸ Dieses Stereotyp ist das Bild, welches sich inzwischen allgemein hin mit dieser Problematik verbindet. Es muß jedoch differenzierend hinzugefügt werden, daß die Vergewaltigungsexzesse nicht überall gleich abliefen, sondern immer beeinflusst waren vom unterschiedlichen Verhalten der Vorgesetzten und der Bevölkerung und daß es auch durchaus Liebesverhältnisse zwischen deutschen Frauen und Besatzungssoldaten gegeben hat, wie auch verschiedene Formen der Versorgungs- und Schutzprostitution.

Das Ausmaß der Vergewaltigungen ist durch die vorhandenen Quellen nicht exakt bestimmbar. Bei den Zahlenangaben kann es sich deshalb immer nur um Schätzungen handeln. Die Tatsache, daß diese Gewalttaten in einem großen Umfang stattgefunden haben, ist inzwischen in der Geschichtsschreibung unbestritten. Die quantitativen Angaben differieren jedoch sehr stark. Erich Kuby recherchierte 1965, daß allein in Berlin zehntausende Frauen Opfer dieser Verbrechen geworden sind.⁹ Für Helke Sander ist die Frage nach der Anzahl der Vergewaltigungen sogar eine sehr zentrale. Sie geht davon aus, daß in Berlin mindestens 100 000 Vergewaltigungen, 1,4 Millionen in den ehemaligen deutschen Ostgebiete

Das Amtsgericht
GA 62 a

Meiningen, den 9. Januar 1946.

Oberamtsrichter Hofffeld
als Richter
Justizangestellte Barth
als Schriftführerin

Frau [REDACTED] zurzeit
wohnhaft [REDACTED],
Ehefrau des [REDACTED],
Salzungen.

Ich bin am 9. August v. Js. abends auf dem Weg von Bad Salzungen nach Leimbach, wo wir damals noch wohnten, gemeinsam mit meinem mich begleitenden Mann, von sechs russischen Soldaten angehalten worden. Sie kamen uns in einem Personenkraftwagen entgegen und waren offensichtlich angetrunken. Sie haben mich von meinem Mann getrennt, drei Mann haben mich in ein Kornfeld in der Nähe mitgenommen, drei andere haben meinen Mann zurückgehalten. Sie haben uns dabei mit der Pistole bedroht, so daß wir uns nicht wehren konnten. Alle drei Russen, die mich in ihrer Gewalt hatten, haben mich nacheinander vergewaltigt. Erst danach bin ich wieder frei und zu meinem Mann gelassen worden.

Ich habe mich gleich nach dem Vorfall von Dr. Keitel, hier, untersuchen lassen, nachdem ich vorher bei Dr. Schirmer in Salzungen gewesen war, schon weil ich befürchtete, irgend eine Ansteckung erlitten zu haben. Die Ärzte haben aber damals bei mir nichts, auch keine Schwangerschaft feststellen können. Die Regel ist bei mir immer sehr unregelmäßig gekommen, so daß ich aus dem Ausbleiben der Regel selber nichts schließen konnte. Erst jetzt nach wiederholter Untersuchung hat Dr. Keitel Schwangerschaft festgestellt. Das Zeugnis habe ich dem Gesundheitsamt eingereicht.

Ich stelle den Antrag, die Schwangerschaft bei mir zu unterbrechen und mir wegen Versäumung der Frist Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu bewilligen.

Die Wahrheit meiner Angaben versichere ich hiermit an Eidesstatt.

Beschlossen und verkündet:

daß die Antragstellerin trotz Versäumung der Antragsfrist mit ihrem Antrag zugelassen wird und weiter wird der anliegende Beschluß verkündigt.

gez. [REDACTED] E.
Dr. Lang Barth [REDACTED]

Eine eidesstattliche Erklärung über den Tathergang der Vergewaltigung war Voraussetzung für die Genehmigung der daraus entstandenen Abtreibung

ten und 500 000 auf dem Gebiet der SBZ verübt wurden.¹⁰ Abgesehen davon, daß diese Zahlen unbelegbar sind, erwächst für mich der Eindruck, daß mit dem Streben nach hohen Zahlen, das Thema als für die historische Forschung überhaupt erst relevant legitimiert werden soll. Ich denke, daß das gar nicht von Nöten ist. Auch wenn die Gewaltexzesse nur halb so viele Frauen betroffen haben sollten, sind diese Geschehnisse allein durch ihre *Ursächlichkeit* und ihre *individuelle* sowie *politische Wirkungsdimension* für die historische Forschung bedeutsam.

Das gleiche trifft in noch stärkerem Maße auf die Vergewaltigungen durch Truppen der westlichen Alliierten zu. In den Westzonen sind das vor allem die Gewalttaten der französischen Soldaten in Freudenstadt, Pforzheim und Stuttgart sowie eine Anzahl von Vergewaltigungen durch US-Soldaten. In der U. S. Army wurden von März bis April 1945 insgesamt 487 Fälle von Vergewaltigungen verhandelt.¹¹

Zu den Ursachen der Kriegs- und Nachkriegsvergewaltigungen

Gerade angesichts der aus Ex-Jugoslawien bekannt gewordenen Massenvergewaltigungen, die den Berichten zufolge sogar eine strategische Rolle bei der Vertreibungspolitik der verschiedenen Kriegsparteien spielten, wurde in der Friedensforschung erneut die Frage aufgeworfen, welche Funktion Vergewaltigungen im Krieg oder bei Kriegsende haben, wie die Soldaten der siegreichen Armeen dazu kommen, die Frauen ihrer Gegner zu vergewaltigen und warum das bis heute gemeinhin für geradezu selbstverständlich gehalten wird. Ich denke, daß es auf diese Frage nicht nur eine Antwort gibt, daß es sich hierbei um einen ganzen Ursachenkomplex handelt, der jeweils auch noch historisch determiniert ist.

Sehr erhellend in diesem Zusammenhang sind die Thesen der Militärsoziologin Ruth Seifert, die weit über die zeitgenössische und heute noch weitverbreitete Auffassung hinausgehen, daß die Vergewaltigungen bei Kriegsende 1945 womöglich ein Ausdruck kultureller Differenz gewesen seien, was konkret meint, daß die vergewaltigenden Soldaten ein niedrigeres kulturelles Niveau als die Deutschen gehabt hätten. Besonders hartnäckig hielten sich die Vom-Hören-Sagen-Berichte von der

vergewaltigenden „Mongolen“ in der SBZ und von den Marokkanern in der französischen Besatzungszone.

Ruth Seifert beschäftigt sich in erster Linie mit den kulturellen Mustern von Vergewaltigungen im Krieg. Ich möchte hier einige ihrer Thesen vorstellen, die auch ich für zutreffend und diskutabel halte:

1. *Vergewaltigungen gehören zu den „Spielregeln“ des Krieges:*

„Der Krieg ist ein ritualisiertes, auf detaillierter Art und Weise geregeltes Spiel [. . .].“¹² In der historischen Gesamtschau deutet einiges darauf hin, daß es eine „Spielregel“ war beziehungsweise ist, daß Gewalt gegen Frauen innerhalb eines Rituals immer dem Sieger für die unmittelbare Nachkriegszeit und in Eroberungssituationen zugestanden wurde [. . .]. Dabei hatte es keinen Einfluß, ob anderweitig weibliche Körper zur Verfügung standen, beispielsweise in Bordellen [. . .]. Das heißt, viele Männer ziehen im „Freiraum“ des Krieges Vergewaltigung einfach vor.“¹³

2. *In kriegerischen Auseinandersetzungen ist die Mißhandlung von Frauen ein Teilstück männlicher Kommunikation:*

„Vergewaltigungen können im Kontext von Kriegen als letztlich symbolische Demütigung des männlichen Gegners betrachtet werden.“ Die Vergewaltigung von Frauen trägt folgende Botschaft von Mann zu Mann: Die Männer im Umkreis der vergewaltigten Frauen sind nicht in der Lage, ihre Frauen zu beschützen. Damit werden sie in ihrer Männlichkeit getroffen und desavouiert. So wird davon berichtet, daß Opfer von Kriegsvergewaltigungen im Frühjahr 1945 von ihren Ehemännern für die Tat verantwortlich gemacht wurden beziehungsweise, daß Männer die Beziehung aufgrund der Vergewaltigung beendeten. Viele Frauen verschwiegen auch aus diesem Grunde, daß sie vergewaltigt worden waren.¹⁴

3. *Vergewaltigungen resultieren auch aus dem in Armeen kultivierten überhöhten Männlichkeitsideal:*

„Betrachtet man die immer noch gültigen Männlichkeitsvorstellungen westlicher Gesellschaften, so ist generell die Definition von Männlichkeit fast unentwirrbar mit Heterosexualität und dem Gewaltmonopol zusammengebaut [. . .]. Armeen machen Männlichkeitsan-

gebote auf beiden Ebenen: Sie verbinden durch den Ausschluß von Frauen das Gewaltmonopol mit Männlichkeit. Homosexualität wird in allen modernen Armeen geächtet, ein zotiger Umgang mit der Heterosexualität ist Bestandteil des Alltags in vielen Einheiten. All dies wird mit männlichen Überlegenheitsgefühlen besetzt. Insofern ist durch die Konstruktion von Armeen beziehungsweise das in ihnen gepflegte Männlichkeitsideal, das heterosexuelle Männlichkeit und Gewalt auf besondere Weise stilisiert und zusammenbaut, Vergewaltigung zumindest angelegt.¹⁵

4. *Vergewaltigungen in Kriegen zielen darauf ab, die Kultur des Gegners zu zerstören:*

Ein Aspekt der Kulturzerstörung kann darin gesehen werden, daß der weibliche Körper als symbolische Repräsentation des Volkskörpers fungiert. So zeigt sich auch an vielen künstlerischen Darstellungen, daß in vielen Kulturen das weibliche Geschlecht das Deutungssystem einer Gruppe bezeichnet, an deren Person, Leib und Leben die Konstruktion der Gemeinschaft vollzogen und erzeugt wird. Das heißt aber auch, daß die Gewalt, die an Frauen verübt wird, auf die körperliche und personale Integrität einer Gruppe abzielt. Die Vergewaltigung von Frauen einer Gemeinschaft kann demnach als symbolische Vergewaltigung des Körpers dieser Gemeinschaft betrachtet werden. Auf diesem Hintergrund gewinnen die Massenvergewaltigungen, die alle Kriege begleiten, neue Bedeutung. Sie sind keineswegs Akte sinnloser Brutalität, sondern kulturzerstörerische Akte mit strategischer Raison.¹⁶

5. *Vergewaltigungsexzesse haben eine kulturell verankerte Mißachtung von Frauen als Hintergrund, die in Extremsituationen ausgelbt wird:*

Neben allen anderen Motiven bleibt Vergewaltigung ein extremer Gewaltakt von Männern gegen Frauen, der ohne Feindseligkeit gegenüber Frauen nicht möglich wäre. Die These, daß vergewaltigt wird, ausschließlich als Rache am Feind, wird durch die historischen Tatsachen widerlegt. Vergewaltigt wurden bei Kriegsende 1945 nicht nur deutsche Frauen, sondern auch Jüdinnen, die das Nazi-Regime überlebt hatten, und Zwangsarbeiterinnen, die ebenfalls Opfer der Nazis waren. Frauen werden nach Brownmiller im Krieg nicht

nur deswegen vergewaltigt, „weil sie zum Feindeslager gehören, sondern weil sie Frauen und deshalb Feinde sind.“ Frauen werden im Krieg vergewaltigt, weil sie Objekte eines fundamentalen Hasses sind, der das kulturelle Unbewußte charakterisiert und in Krisenzeiten aktualisiert wird.¹⁷

Zur individuellen Wirkungsdimension der Kriegs- und Nachkriegsvergewaltigungen

Was bedeutet eine Vergewaltigung für das Individuum, welche Wirkung hat sie auf das Opfer?

Vergewaltigungen stellen eine der schwersten Mißhandlungen dar, deren Folgen ein Leben lang wirksam sein können. Das gewalttätige Eindringen in das Innere des Körpers bedeutet den schwersten denkbaren Angriff auf das intimste Selbst und die Würde des Menschen und ist in aller Regel ein Kennzeichen schwerer Folter. Das gewaltsame Eindringen in den Innenraum einer Frau bewirkt körperlichen Schmerz, den Verlust der Würde, einen Angriff auf die Identität und den Verlust der Selbstbestimmung über den eigenen Körper.¹⁸ Die Forschungen zu den psychischen Folgen bei Vergewaltigungsoffer haben folgende Symptome, die am häufigsten vorkommen, festgestellt: Angstzustände, innere Unruhe, Schlafstörungen, Alpträume, Interesselosigkeit, Verlust des Selbstvertrauens und Niedergeschlagenheit, sowie den Verlust vitaler Antriebe bis hin zu Todeswünschen. Suizidale Gedanken treten vor allem bei Frauen auf, die als Folge der Vergewaltigung schwanger geworden sind. Bei allen Frauen, ob sie nun selbst vergewaltigt wurden oder nur gezwungenermaßen Vergewaltigungen mit ansehen mußten, wird ein Ekel vor Sexualität beobachtet. Zudem gilt, daß die Zahl der Angreifer die Symptomatik am stärksten determiniert.¹⁹

Unter diesen Folgen leiden die betroffenen Frauen bis heute, und es ist außerordentlich schwierig Gesprächspartnerinnen zu finden, die in der Lage sind, offen und ohne Schuld- und Schamgefühle über ihre Mißhandlung zu sprechen.

Zur politischen Wirkungsdimension der Kriegs- und Nachkriegsvergewaltigungen

Neben den psychischen Folgen für die einzelne betroffene Frau war eine natürliche Folge der massenhaften Vergewaltigungen zahl-

reiche ungewollte Schwangerschaften. Diese Schwangerschaften stellten in der unmittelbaren Nachkriegszeit ein absolutes Politikum dar, dem sich die deutschen Behörden und die Besatzungsmächte stellen mußten. Bedeutsam für den ärztlichen und juristischen Umgang auf deutscher Seite mit den Abtreibungen in der unmittelbaren Besetzungszeit war ein Erlaß des Reichsinnenministers vom 14. März 1945 über die „Unterbrechung der Schwangerschaften, die auf eine Vergewaltigung der Frauen durch Angehörige der Sowjetarmee zurückzuführen sind.“²⁰ Dieser Erlaß aus der Zeit kurz vor Ende des Krieges gab detaillierte Anweisungen an Ärzte, Gesundheitsämter und Krankenhäuser, wie vergewaltigten Frauen unbürokratisch und auf schnellstem Wege eine Abtreibung zu ermöglichen ist. Ziel dieser Verordnung war es, „rassisch unerwünschten“ Nachwuchs zu vermeiden.²¹ Der Erlaß galt nur für Vergewaltigungen durch russische, also „rassisch minderwertige“ Vergewaltiger. Durch deutsche oder auch durch westliche Alliierte vergewaltigte Frauen sollten die aus den Vergewaltigungen entstandenen Schwangerschaften austragen. Aus vielen Berichten von Zeitzeugen und aus archivalischen Quellen geht hervor, daß, wissentlich oder unwissentlich, in den ersten Wochen nach dem Kriegsende sowohl in der SBZ als auch in den Westzonen nach diesem Erlaß verfahren wurde.

Aus den Westzonen ist bekannt, daß Ärzte in Fällen bei denen Frauenangaben, von Marokkanern vergewaltigt und schwanger geworden zu sein, unbürokratisch Abtreibungen vornahmen. Daß diese sogenannte „ethische“ Indikation eine rein rassistische/rassenhygienische war, zeigt folgender Fall:

Frau A. wurde kurz nach Kriegsende von drei Marokkanern in der Gegend um den Bodensee vergewaltigt und dadurch schwanger. Mit einer Genehmigung des zuständigen Gesundheitsamtes zur Schwangerschaftsunterbrechung wandte sie sich an ein Krankenhaus. Dort verweigerte ihr der Chefarzt den Abbruch mit der Begründung: „Ich habe erfahren, daß Sie ein jüdischer Mischling sind. Die Abtreibungen machen wir nur, weil wir deutsche Frauen vor der Beschmutzung durch die fremde Rasse retten wollen. Sie fallen da ja nicht drunter. Wir machen es bei Ihnen nicht.“²²

Die gesetzlichen Regelungen für Abtreibungen waren unmittelbar nach Kriegsende äußerst diffus. Durch die umfangreiche gesetzgeberische Tätigkeit des Alliierten Kontrollrates für Gesamtdeutschland einerseits und der einzelnen Besatzungsmächte für ihre Besatzungszonen andererseits war zunächst unklar, ob der § 218 überhaupt noch in Kraft sei. Die Alliierten Besatzungsmächte setzten zwar in Anweisungen oder Befehlen alle im Dritten Reich eingeführten Strafmaßverschärfungen außer Kraft, so daß die Todesstrafe bei Abtreibung wegen „Schädigung der deutschen Volkskraft“ entfiel, trafen aber keine ausdrückliche Entscheidung den § 218 StGB betreffend. Für alle Besatzungszonen ergab sich aus zwar unterschiedlichen gesetzlichen Regelungen spätestens seit 1946 die Zulässigkeit des Abortes bei medizinischer Indikation. Die Unübersichtlichkeit der Rechtslage in der Abtreibungsfrage und die massenhaften Abtreibungen als tägliche Realität führten jedoch zu einer allgemeinen Rechtsunsicherheit, die in den Westzonen bis weit in die 50er Jahre hinein anhielt.²³ Deshalb entstand besonders bei Juristen und Ärzten, die unmittelbar mit dem Abtreibungsgeschehen konfrontiert waren, der Wille, um gesetzliche Regelungen zu ringen, durch welche man die sogenannte „Abtreibungsseuche“²⁴ unter Kontrolle bekäme und die eigene Praxis legitimieren könnte. In diesem Zusammenhang ist das gesetzgeberische Agieren der deutschen Behörden in der Abtreibungsfrage einzuordnen. Regional und unabhängig voneinander versuchten die deutschen Behörden auf der Verordnungsebene – unter Ignorieren des § 218 – der Abtreibungspraxis einen gesetzlichen Rahmen zu geben.

Diese Verordnungen, provisorischer Art, bezogen sich allesamt, neben der Anerkennung der medizinischen Indikation, auf die straffreie Abtreibung nach Vergewaltigung. Ihnen ist gemeinsam, daß sie alle schon kurz nach ihrer Einführung weit über den lokalen Geltungsbereich ausgedehnt worden sind. Es ist davon auszugehen, daß es in fast allen Landesteilen solche Regelungen gegeben hat. Bislang sind regionale Provisorien in den Westzonen bekannt aus Marburg und Hessen²⁵, Heidelberg, Württemberg und Baden²⁶ und in der Sowjetischen Besatzungszone aus Merseburg in der

Provinz Sachsen²⁷, aus Brandenburg²⁸, Mecklenburg²⁹ und aus Thüringen³⁰. In Thüringen erlangte das Verfahren sogar Gesetzesstatus.

Die Zahl der Abtreibungen, die in den ersten Nachkriegsjahren tatsächlich aufgrund der – wie immer auch rechtlich abgesicherten – medizinischen und „ethischen“ Indikation vorgenommen wurden, bleibt allerdings genau wie bei den Vergewaltigungen im dunkeln.

Dabei ist zusätzlich zu berücksichtigen, daß es trotz der regionalen Rechtsprovisorien weiterhin illegale Aborte gab: Frauen trieben mit den verschiedensten Hilfsmitteln selbst ab oder überließen ihren Körper Kurpfuschern. Das lag zum einen daran, daß die provisorischen Regelungen nicht veröffentlicht wurden, da man in den Behörden Angst hatte, damit die „Abtreibungsmentalität“ der Frauen noch zu fördern. Frauen erfuhren von den neuen rechtlichen Bedingungen meist erst durch ihren Gynäkologen oder durch Von-Mund-zu-Mund-Propaganda. Zum anderen gab es in den Notzeiten des Nachkriegs für Frauen auch andere Gründe als die amtlich anerkannten, ungewollte Schwangerschaften zu beenden.

Helke Sander und Barbara Johr sind der Meinung, daß 90% der nach der Vergewaltigung schwanger gewordenen Frauen abtrieben.³¹ Demnach müßten in den unmittelbaren Nachkriegsjahren allein aus diesem Grund 360 000 Frauen legal oder illegal abgetrieben haben.

Zeitgenössische Schätzungen gehen für die unmittelbaren Nachkriegsjahre sogar von jährlich 500 000 bis 1 000 000 Abtreibungen in Gesamtdeutschland aus. Trotz der hohen Dunkelziffer ist also davon auszugehen, daß es sich auch bei den Abtreibungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit um ein Massenphänomen gehandelt hat, welches zu einem Teil durch die Nachkriegsvergewaltigungen verursacht wurde und das wegen der hinzutretenden sozialen Nöte dieser Zeit bis zum Ende der 40er Jahre andauerte.

3. Zu den Quellen

Zum Abschluß noch ein paar Anmerkungen zu den Quellen für den von mir behandelten Themenbereich.

Wie eingangs erwähnt, ist mein eigentlicher Forschungsgegenstand die Abtreibungspolitik

in der Sowjetischen Besatzungszone von 1945–1950. Die Nachkriegsvergewaltigungen sind für mich vor allem als Ursache für eine veränderte Abtreibungspolitik in dieser Zeit bedeutsam. Die Quellenlage ist zu beiden Themen problematisch, wobei sie sich für den Bereich Nachkriegsvergewaltigungen noch schwieriger als für das Thema Abtreibung gestaltet. Gemeinsam ist beiden Themen, daß es sogenannte spezifische Frauenprobleme sind, die es schwer haben, so ernstgenommen zu werden, daß sie einen Niederschlag in den historischen Quellen finden. Die Abtreibungsproblematik hat allerdings den zweifelhaften Vorteil, im Rahmen der Bevölkerungspolitik industrieller Gesellschaften ein Gegenstand von Politik und Staatsräson geworden zu sein. Das Problem besteht daher bei den verfügbaren archivalischen Quellen vor allem darin, daß sie Auskunft über den Umgang des Staates und der Verwaltung mit Frauen und deren Problemen geben. Darin werden Frauen nicht als Subjekte ihres Handelns, sondern als Objekte von Restriktionen und/oder staatlicher Wohlfahrt betrachtet.

Untersuchungen zur subjektiven Seite des Themas, die darauf abheben, daß Abtreibungen schon jahrhundertlang ein individuelles existentielles Problem und eine Alltagspraxis von Frauen sind, sind recht schwierig. Zum einen, weil Sexualität doch noch immer zum ausgesprochenen Intimbereich zählt und gerade Frauen der Generation, die für den von mir betrachteten Zeitraum aussagefähig wären, in dieser Hinsicht verschlossener sind als Frauen der nachfolgenden Generationen. Zum anderen befriedigen einzelne Befragungen, die durchaus möglich sind, das irgendwie doch existierende „Dogma“ der Repräsentativität in der Geschichtswissenschaft nicht.

Als Forscherin, welche einen frauengeschichtlichen Ansatz verfolgt, d. h. Frauen gerade auch als Subjekte ihrer Handlungen anerkennt, bin ich auf Grund dieser Schwierigkeiten doch dazu gezwungen, wenn auch kritisch und parteilich, mich auf die überlieferten Quellen der Parteien, des Staates und der Verwaltung zu stützen, in denen *über* Frauen berichtet und gerichtet wird.

Ich habe deshalb Material zur Abtreibungsproblematik gesucht und gefunden im Bundes-

archiv Abteilung Potsdam in den Akten der Vorläufer des Gesundheitsministeriums der DDR und in den Akten der Justizverwaltung der SBZ; im ehemaligen Parteiarchiv der SED in den Akten der Frauenabteilung; in den Archiven verschiedener Massenorganisationen der DDR wie dem FDGB und dem DFD und in sämtlichen Landesarchiven der ehemaligen Sowjetischen Besatzungszone (Mecklenburg, Brandenburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen). Dort bin ich ebenfalls auf Quellen in den Akten der Gesundheits- und der Justizministerien sowie der Landesregierungen gestoßen.

Die Suche nach Quellen über die Kriegs- und Nachkriegsvergewaltigungen als „vergessenen Kriegsverbrechen“ ist noch mühseliger. In keinem Krieg schienen es diese Opfer wert, gezählt und entschädigt zu werden. Sie gelten meist als zu vernachlässigen. Es gibt keine Statistiken und Befragungen der Opfer. Meist werden sie auch von zeitgenössischen Historikern nur am Rande erwähnt. Deshalb ist man/frau hier ganz und gar auf individuelle Berichte angewiesen. Befragungen dazu sind genauso problematisch wie zum Thema Abtreibung. Sehr aussagekräftig dagegen sind zeitgenössische Tagebücher, die doch in großem Umfang damals geführt und zum Teil später veröffentlicht wurden.

Trotz dieser Hindernisse und der damit verbundenen Mühsal lohnt sich die Arbeit, damit auch jene Kapitel der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte, die vor allem zentrale Erfahrungen von Frauen waren, vom Rand in den Mittelpunkt der historischen und politischen Diskurse gerückt werden können.

Anmerkungen

- 1 Wolfgang Gante: § 218 in der Diskussion. Meinungs- und Willensbildung 1945–1972, Düsseldorf 1991.
- 2 Helke Sander/Barbara Johr: *BeFreier und Befreite, Krieg Vergewaltigung Kinder*, München 1992.
- 3 Ich erinnere nur an die Bezeichnung VD = Venereische Krankheiten = Veronika Dankeschön.
- 4 Hermann Glaser: Wohl und Wehe den Besiegten, in: *Die Zeit*, Nr. 11 vom 10. 3. 1995, S. 60.
- 5 Vgl. Helga Wullweber: *Kriegsverbrechen Vergewaltigung*, in: Alexandra Stiglmayer (Hg.) *Massenvergewaltigung, Krieg gegen die Frauen*, Frankfurt a. M. 1993, S. 242.

- 6 Ingrid Schmidt-Harzbach: Eine Woche im April, Berlin 1945, Vergewaltigung als Massenschicksal, in: *Feministische Studien*, Heft 2, Nov. 1984, S. 53.
- 7 Vera Folnegovic-Smalc: *Psychiatrische Aspekte der Vergewaltigung* in: Alexandra Stiglmayer: *Massenvergewaltigung, Krieg gegen die Frauen*, Frankfurt a. M. 1993, S. 222.
- 8 Ingrid Schmidt-Harzbach: Eine Woche im April, Berlin 1945, Vergewaltigung als Massenschicksal, in: *Feministische Studien*, Heft 2, Nov. 1984, S. 53.
- 9 Erich Kuby: *Die Russen in Berlin*, Rastatt 1968, S. 312.
- 10 Helke Sander/Barbara Johr: *BeFreier und Befreite, Krieg Vergewaltigung Kinder*, München 1992, S. 39.
- 11 Ebenda, S. 61 f.
- 12 Ruth Seifert: *Krieg und Vergewaltigung* in: Alexandra Stiglmayer: *Massenvergewaltigung*, 1993, S. 92.
- 13 Ebenda S. 93.
- 14 Vgl. ebenda S. 94.
- 15 Ebenda S. 96.
- 16 Vgl. ebenda S. 101.
- 17 Vgl. ebenda S. 104–106.
- 18 Ebenda, S. 89.
- 19 Vera Folnegovic-Smalc: *Psychiatrische Aspekte der Vergewaltigung*, in: Alexandra Stiglmayer, *Massenvergewaltigung*, 1993, S. 225.
- 20 BA-NS 6/vorl 353.
- 21 Ebenda.
- 22 Elsbeth Meyer/Susanne v. Paczensky/Renate Sardoziński: „Das hätte nicht noch mal passieren dürfen...“, *Wiederholte Schwangerschaftsabbrüche und was dahinter steckt*, Frankfurt a. M. 1992, S. 53.
- 23 Ebenda, S. 25.
- 24 Vgl. Hermann Doerfler: *Wie kann die bayrische Ärzteschaft und was kann der einzelne Arzt zur Bekämpfung der Abtreibungsseuche beitragen?* in: *MMW H.* 95/1953.
- 25 Vgl. Michael Gante: § 218 in der Diskussion. Meinungs- und Willensbildung 1945–1972, Düsseldorf 1991.
- 26 Ebenda, S. 31 f. Durch die Verordnung der Landesverwaltung Baden vom 27. 11. 1945 mit Wirkung vom 31. 3. 1946 wurde der künstliche Abort bei einer auf Vergewaltigung zurückzuführenden Schwangerschaft auf eine legale Basis gestellt. Seit dem 5. 7. 1946 mußten auf Anordnung der Militärregierung die betroffenen Frauen zusätzlich eine Genehmigung der Militärregierung für die Abtreibung einholen, wenn es sich bei dem Vergewaltiger um einen Angehörigen der Besatzungsmacht handelte.
- 27 Eine Verfügung des Regierungspräsidenten in Merseburg vom 3. 7. 1945 regelte die Bedingungen für eine straffreie Abtreibung nach Vergewaltigung
- 28 Vgl. *IfGA, ZPA*, IV 2/17/28, B1, 91.
- 29 *MLHA, Min. f. Sozialwesen*, HA Ges. Nr. 3679.
- 30 Thür. Hauptstaatsarchiv, Min. f. Justiz, Nr. 176.
- 31 Helke Sander/Barbara Johr: *BeFreier und Befreite, Krieg Vergewaltigung Kinder*, München 1992, S. 58.

Vergewaltigungen „Nach dem Krieg“

Blitzlichter zu einem Tabuthema in der Grenzstadt Lörrach.

Anlässlich des 50. Jahrestages zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa, der Kapitulation Deutschlands und dem Beginn der Besatzung alliierter Truppen, eröffnen im April und Mai 1995 das Museum am Burghof, das Kantonsmuseum Baselland in Liestal und das Musée Historique in Mulhouse das gemeinsame, trinationale Ausstellungsprojekt „Nach dem Krieg – Après la guerre“. Während der Vorbereitungszeit für die Dreiländer-Ausstellung die Berührung mit dem Thema Vergewaltigungen.

UNFASSBAR

Vergewaltigungen in der französischen Besatzungszone am Beispiel Lörrachs sind im doppelten Sinne nicht zu fassen. Knappes zeitgenössisches Archivmaterial, wie Tagebücher, Stimmungsberichte oder Protokolle sowie Gespräche mit Zeitzeuginnen weisen durch ihren zufälligen Charakter auf die undurchsichtige Grauzone des ausgeblendeten Themas im gesellschaftlichen Kontext (damals wie heute) hin. Andererseits sind die mit unglaublicher Grausamkeit und absurder Brutalität erlebten Inhalte des Tabuthemas unfaßbar, also ungläublich. Unglaublich sind die Schilderungen der Opfer, der brutal vergewaltigten Frauen und eines vergewaltigten Mannes nicht. Zeitgenössisches Material zeigt, wieviele Schwierigkeiten das Thema Vergewaltigungen in seiner damaligen Auseinandersetzung und Bewältigung bereitete. Es offenbart den Unglauben, der den für ihr restliches Leben geschändeten und mißhandelten Menschen entgegengebracht wurde.

ORAL HISTORY

Das Thema Vergewaltigungen schreckt ab. Die Suche nach Zeitzeugen und Zeitzeuginnen

zu einem brisanten Thema der Nachkriegszeit erweist sich als Problem. Vielen ist das Fragen peinlich. Sich zu erinnern fällt nach 50 gelebten Jahren schwer. Jede/r kannte damals jede/n in der knapp 21 000 Einwohner und Einwohnerinnen zählenden Grenzstadt!. Schweigen, Unsicherheit, allgemeine, zufällig erscheinende Äußerungen oder das Betonen des Bescheid-Wissens im Vorfeld bei anschließendem Verstummen gehören zu den Reaktionsformen einer Erwachsenengeneration, deren gesellschaftliches Umfeld es ihr verwehrte, sich in Fragen über Sexualität, Verhütung, Abtreibung oder Vergewaltigung zu artikulieren und auseinanderzusetzen. Das Erzählte methodisch festzuhalten leistet Oral history. Mit der Bewältigung wiederbelebter, traumatischer Erlebnisse bleiben die Interviewten jedoch allein.

KONFRONTATION

Vergewaltigungen in der Nachkriegszeit durch eine Ausstellung ins öffentliche Licht rücken. Darstellen, beleuchten. Mit einem klassischen Ansatz über Objekte wohl kaum. Doch wie das Thema sonst darstellen? Und warum eigentlich? Ausgerechnet dieses Thema? Vergewaltigungen – ein Thema zum Ausstellen?

IRRITIERT

Die Anfrage eines Journalisten zur Vermittlung einer vergewaltigten Frau als Interviewpartnerin für einen Film prägte die Arbeit am Thema. Zunächst nur das Gefühl von Übelkeit verspürt. Dann an Fragen gekaut: Vergewaltigte Frauen und Männer vor die Kamera zerren, ins Rampenlicht unseres Wissensdurstes stellen, durch Zahlen, Fakten, Statistiken

und vertiefende Kommentare objektivieren? Mit vergewaltigten Frauen anderer Länder vergleichen und zu einem allumfassenden, gut überschaubaren Forschungsgegenstand machen? Die Täter an die Wand stellen?²

SPURENSUCHE IN ERINNERUNGEN

Das aus Erzählungen gewonnene Ergebnis läßt sich in wenigen Sätzen skizzieren: Das Zusammenleben mit den französischen Soldaten im besetzten Lörrach wird insgesamt als nicht schlecht betrachtet. Vergewaltigungen wären erst mit den farbigen Truppen geschehen und bekannt geworden. Man hätte dagegen nichts unternehmen können. Als ein Bordell in der Stadt eingerichtet wurde und die Marokkaner im Oktober 1945 wieder abgezogen wurden, sollen die Vergewaltigungen schließlich aufgehört haben.

Das mit Vorurteilen bestückte Ergebnis, auf die farbigen Fremden in der Stadt reduziert, ist ein problematisches Ergebnis. Die Opfer sind ausgeblendet, sie werden an den Rand gerückt. Andererseits zerrt die Auseinandersetzung die Opfer ins Blickfeld der Betrachtung – immerhin geht es in erster Linie um sie, ihre Lebensperspektiven und Fragen dazu.

Nur durch große Geduld, Vorsicht und Behutsamkeit, die persönliche Forschergrenzen lehren, waren zwei Zeuginnen für ein Interview bereit. Frau R. wurde mehrfach für ein privates Freudenhaus angeworben. Sie ist die Beobachterin eines Einmarsches mehrerer französischer Soldaten in Istein. Sie erfuhr am nächsten Tag von der mehrfachen Vergewaltigung einer Frau, die ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Frau A. berichtete von der Vergewaltigung einer Nachbarin, die nach einem Abgang mit dem Marktwagen ins 5 km entfernte Krankenhaus gekarrt wurde. Das offene Sprechen beider Frauen ist als eindeutige Ausnahme zu charakterisieren. Mehrere Gespräche erleichterten es, dunkle Seiten der Besatzungszeit zu differenzieren und sie mit neuen Fragestellungen in ein Verhältnis zu setzen³.

WAHR ODER FALSCH?

Die Frage nach der Glaubwürdigkeit bzw. der Unglaubwürdigkeit der vergewaltigten

Frau ist ein zentrales Thema in der Diskussion um die Abtreibungen in der französischen Zone. In einem Brief vom 19. Januar 1946 an den Chef der Deutschen Justizverwaltung Dr. Zürcher vom Dekan der Medizinischen Fakultät Prof. Dr. Beringer, schreibt jener: „Insbesondere hatten wir keineswegs mehr den Eindruck, dass alle diejenigen, die von Marokkanern oder Franzosen vergewaltigt sein wollten, auch wirklich von diesen vergewaltigt waren. Es ist eben allmählich ein etwas billiges Mittel geworden, im Falle einer unerwünschten Schwangerschaft von irgend einer Vergewaltigung dann oder dort zu erzählen. Die Nachprüfung ist für eine solche Zentralstelle wie hier hinsichtlich von Geschehnissen, die sich etwa im Hotzenwald abgespielt haben, selbstverständlich unmöglich.“⁴ Das Unverständnis für Frauen, die die undurchschaubare Lage für einen Schwangerschaftsabbruch nutzten, liegt am konfessionell gebundenen Denkansatz. Über die Lügen von Frauen zu einer Schwangerschaft durch eine vorgetäuschte Vergewaltigung wundert sich der Freiburger Frauenarzt Dr. Franken nicht, „... da es kaum ein Gebiet gibt, auf dem die Frau so zu entstellen, zu verdrehen und mit allen Mitteln abzustreiten oder zu schweigen versteht, wie auf dem der Sexualvorgänge.“⁵ Ein moralisch belastetes Vorurteil seiner Zeit. Verständnis für die Lüge der Vergewaltigung nach wiederholtem Sexualverkehr gegen Fleisch und Brot durfte beispielsweise eine 28-jährige schwangere Mutter mit 5 Kindern nicht erfahren.⁶

SCHWARZ-WEISS-MALEREI

Äußerungen über die Gewalttaten der farbigen Besatzer, die in der Nachkriegszeit mit den rassistischen Projektionen aus der Zeit des Nationalsozialismus überschüttet wurden, stehen im Mittelpunkt zur Bewältigung persönlicher aufgebrochener Ängste.

Fälle von vergewaltigenden Marokkanern scheinen eher zur Anzeige gebracht worden zu sein, als die von weißen Franzosen verübten Gewalttaten. Die Verhaftung eines Marokkaners wenige Tage nach der Tat bewirkt, der auf dem Tüllinger Berg zwei Rotkreuzschwestern vergewaltigte, soll nach einem Stimmungsbericht des Pfarrers Knebel vom 19. August 1945

zufolge das Vertrauen der Bevölkerung zur Besatzungstruppe und der schnell arbeitenden Behörde bereits wenige Tage nach der Tat bewirkt haben. Welche Konsequenzen die Vergewaltigung für diesen Farbigen hatte, erbrachte die bisherige Recherche nicht.⁷

BERICHTE

Zur Anzeige gebrachte Vorfälle über gewalttames Eindringen in Wohnhäuser, Vergewaltigungen mit vorgehaltener Waffe und mehrfachem Mißbrauch gehören zum auffindbaren Material. Die Glaubwürdigkeit der Vorfälle ist nicht anzuzweifeln. Sie sind mit Gewalteinwirkungen unter Todesandrohung durchsetzt und schildern die ausweglose Lage des meist unter Schock oder Besinnungslosigkeit stehenden Opfers.⁸

Das Material hilft, Vorurteile zu hinterfragen. In einem Ausschnitt aus der undatierten Stellungnahme eines unbekanntes Arztes wird das Bild über die farbigen Vergewaltigten entkräftet. Gleichzeitig gibt sie einen Einblick in die damalige Situation.

„Seit dem Einmarsch der fremden Truppen haben sich die Vergewaltigungen zu einer furchtbaren Seuche ausgebreitet und sind zur wahren Landplage geworden. Die Vergewaltigten waren zuerst in der überragenden Mehrzahl farbige Truppen (Marokkaner oder andere Kolonialsoldaten), aber von Anfang an waren doch auch weisrassige Vertreter daran beteiligt und diese haben im Laufe der Zeit an Zahl etwas zugenommen. Die Vergewaltigung erfolgt in der Regel in den Häusern, wohin die Franzosen eindringen unter dem Vorwand, Waffen oder versteckte deutsche Soldaten zu suchen, um dann die Frauen in ein Zimmer zu verschleppen, die Tür zu verschliessen und —, oft unter Bedrohung mit der Waffe — zu missbrauchen. Seltener werden die Frauen bei der Arbeit in abgelegenen Gärten, auf der Landstrasse oder einsamen Waldwegen überfallen. In vielen Fällen kommt es zu mehrfachem Mißbrauch durch den gleichen Mann oder durch ihn und mehrere seiner Kameraden. Als Höchstzahl einer solchen serienweisen protrahierten Vergewaltigung wurde mir 20 angegeben. Die Jüngste der armen Opfer war

11 ½ Jahre, die Älteste 76 Jahre alt.“⁹ Lag es an der (im Vergleich zu anderen Städten) geringen Zahl der zerstörten Häuser, nämlich 6,5%, daß die vergewaltigenden Besatzer ihr Opfer im Wohnhaus aufsuchten?

SCHWANGERSCHAFTSABBRÜCHE

Als Schlußtermin für den „außerordentlichen Zustand“ der Massenvergewaltigungen setzte eine von der französischen Militärregierung eingesetzte Kommission den 15. Mai 1945 (in Lörrach waren drei Wochen nach dem Einmarsch der Franzosen vergangen) „... unter dem man die Vergewaltigung mit Schwangerschaftsunterbrechung gelten lassen könne. Tatsächlich musste für diese Zeit des Einmarschs der fremden Mächte dem Schock eine besondere Bedeutung zugemessen werden. Umso mehr, da offensichtlich der Akt selbst während dieser Zeit überwiegend nicht nur mit überlegener männlicher Gewalt, sondern unter direkter Androhung mit der Waffe erzwungen wurde. Ab 15. Mai etwa glaubte man die Schockwirkung nicht mehr in Rechnung setzen zu müssen, da nunmehr die direkte Bedrohung mit der Waffe nur noch als Ausnahme anzunehmen sei, und es sich mittlerweile auch herumgesprochen haben musste, dass es tatsächlich zur Anwendung der Waffe nur in äusserst seltenen Fällen kam, (es wurde dem Autor nur ein einziger Fall bei einer sich weigernden Medizinstudentin bekannt...“¹⁰ In der Ergänzung eines Rundschreibens vom 28. Juli 1945 wird jedoch deutlich, daß „... die Tatsache der Vergewaltigung als Ursache von Schwangerschaft keine Indikation zur Unterbrechung ist, dass nach wie vor nur ärztliche Indikationen einen Grund zur Unterbrechung der Schwangerschaft abgeben, und dass die Kommission eingesetzt wurde, um festzustellen, ob zufällig bei einer Vergewaltigung eine derartige ärztliche Indikation vorliegt d. h. also eine nachhaltige Bedrohung der Gesundheit oder des Lebens der Mutter durch die Schwangerschaft...“¹¹ Im Klartext heißt das: jede Frau, die nach einer Vergewaltigung schwanger wurde, sollte das Kind austragen müssen. Die Rechtsprechung verneinte die Zulässigkeit von Schwangerschaftsunterbrechungen in

Notzuchtsfällen. Die Reaktionen der Frauen auf diesen Beschluß werden nur am Rande geschildert: „Eine etwaige Schwangerschaft empfinden Frauen geradezu als widernatürlich, da diese ihnen – oft sogar unter Lebensgefahr – aufgezwungen ist. Das Austragen des Kindes lehnen sie daher in elementarer Entrüstung ab, fühlen sich durch das Austragen in ihren primitivsten Menschenrechten aufs tiefste verletzt und bis zur Entpersönlichung, ja bis zur reinen Brutmaschine herabgewürdigt.“¹² Im zentralen Problemfeld des Abtreibungsdiskurses stehen die Stellungnahmen des (abwesenden) Ehemannes oder Verlobten, die Stellungnahme zum ausgetragenen Kind durch die Öffentlichkeit und die Meinung der katholischen Kirche. Welche Konsequenzen Frauen zogen, die offiziell nicht abtreiben durften, liegt im Dunkeln.¹³

VIELE FRAGEN OHNE ANTWORTEN

Aufgrund der kurzen Forschungszeit bleibt noch Vieles unerschlossen.

Weshalb blendet eine Erwachsenengeneration das lautlose Leiden vergewaltigter Frauen aus und schweigt bis heute lieber hinter vorgehaltener Hand? Weshalb diskriminiert und stigmatisiert sie vergewaltigte Frauen? Welche Abhilfen schuf die französische Militärregierung? Wie sahen ihre Bemühungen aus, das Problem in den Griff zu bekommen? Welche Maßnahmen ergriff sie gegenüber den Tätern?

AUSBLICK

Die Verankerung des Themas in einen Gesamtzusammenhang scheint erforderlich. Die Einbettung in einen Kontext, wie er sich im Quellenmaterial in der Nennung mit den Plünderungen erschließt, sollte Anlaß geben, die momentan losgelöste Diskussion über Vergewaltigungen in der Nachkriegszeit zu durchbrechen. Aus heutiger Perspektive spiegeln sich positive und negative Aspekte zur Sexualität im deutsch-französischen Geschlechterverhältnis wider. Aus diesem Grund erschließt sich folgende These: Brutale Vergewaltigungen durch französische Soldaten aber auch die Freundschaften deutscher Frauen mit französi-

schen Besatzern forderten die Diskussion des gesellschaftlichen Umfeldes mit der eigenen Sexualität sowie das männliche Hinterfragen der in der Kriegs- und Nachkriegszeit bestehenden Sexualmoral von Frauen heraus. Belästigung, Liebe, Vergewaltigungen, erfüllte Sexualität, Bedrohung, Abenteuer, Abwehr, Leidenschaft und Angst sind Teile eines Ganzen, die das Geschlechterverhältnis der Begegnungen und Beziehungen „Nach dem Krieg“ in Lörrach bestimmten. Wo aber beginnt die Grenzziehung zwischen Gewalt und Lust? Innerhalb der von einer Kleinstadt geprägten Sexualmoral bekommen beide Komponenten einen Beigeschmack aufkeimender Angst vor Zügellosigkeit im Sexualleben. Andererseits färbt die weitläufige Angst vor sexueller Ausschweifung die Meinung, vergewaltigte Frauen hätten den gewaltsamen, unfreiwilligen Sexualverkehr vielleicht doch gewünscht. Der Begriff „Vergewaltigung“ wird sprachlich verzerrt und durch den Begriff der „Vergewohltätigung“ ad absurdum geführt.

Der sensationelle Umgang mit dem derzeitig zur Mode gewordenen Thema Vergewaltigung erschreckt. Viel zu schnell, viel zu viel und viel zu heftig wird momentan über dieses Thema gesprochen und in den nächsten Wochen und Monaten gesprochen werden. Und mit der Schnellebigkeit seiner Rezeption wird es bald wieder vergessen und von der Bildfläche verschwunden sein.

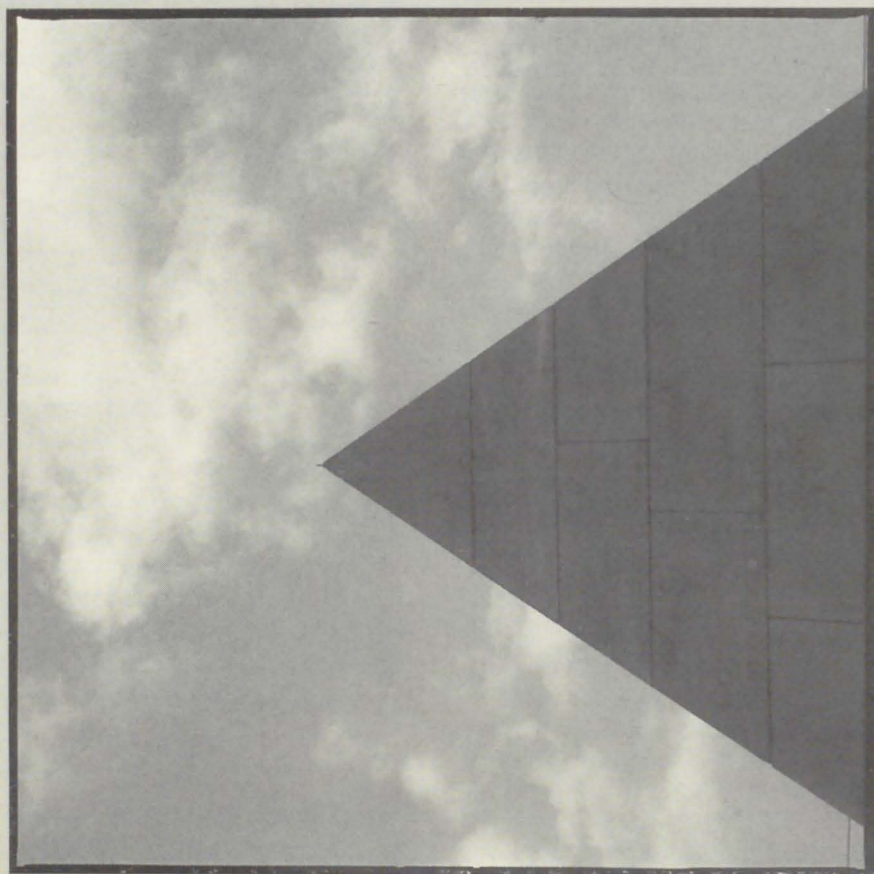
Vergewaltigung – ein Thema für eine Ausstellung? In Lörrach wollen wir über das Tabuthema nicht länger schweigen. Vorurteile und Tabuisierung lassen sich nicht mit einer Ausstellung beseitigen. Mit exemplarisch ausgewähltem Quellenmaterial, das zum Kontext „Geschlechterbeziehungen zwischen französischen Besatzern und deutschen Frauen“ ausgewählt wurde, geben wir einen Anstoß, auch über Vergewaltigungen zu sprechen. Ein Erzählcafé für Frauen soll das Weitererzählen dieses Themas bewirken. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg rächen sich an den vergewaltigten Frauen und vergewaltigten Männern unserer Gesellschaft: Individueller Persönlichkeitsverlust bis an ihr Lebensende. Stigmatisierung und Ausgrenzung durch die Bevölkerung. Verantwortlichmachen der Opfer für ihr Schicksal.

Anmerkungen

- 1 Die Einwohnerzahl bezieht sich auf das Jahr 1948. Nach: Dietsche, Rudolf. Einwohner der Stadt Lörrach von 1950–1970. Separatdruck aus Regio Basiliensis Heft XII/1 1971, S. 66.
- 2 Meine kritischen Fragen beziehe ich insbesondere auf den Film und das Buch von Helke Sander „BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigung, Kinder (1992). Detailliert kritische Anmerkungen an Helke Sander finden sich bei Mirjam Rederlechners Aufsatz „Der objektive Faktor. Ein Film von Helke Sander“, in: Kappeler, Susanne, Mira Renka, Melanie Beyer (Hg.Innen). „Vergewaltigung. Krieg. Nationalismus. Eine feministische Kritik“, 1. Auflage München 1994, S. 64–73.
- 3 Interviews vom 18. 01., 30. 01. und 07. 03. 1995.
- 4 In: „Schwangerschaft nach Notzucht anlässlich der Besetzung von Süd-West-Baden 1945. Probleme für Arzt, Staat und Gesellschaft. Von Professor Dr. H. Franken.“ Unveröffentlichter, vertraulicher Entwurf zu einer Gedenkschrift. Aus dem Nachlaß des Erzbischofs Dr. Gröber, Diözesansarchiv Freiburg, Nb 8/68, S. 19.
- 5 Dr. Franken wie Anmerkung 4, S. 25.
- 6 Nach Dr. Franken wie Anmerkung 4, S. 28.
- 7 Stimmungsberichte Nr. 7 vom 12. August 1945 und Nr. 8 vom 19. August 1945, im Nachlaß des Erzbischofs Dr. Gröber, Erzdiözesansarchiv Freiburg, Nb 8/66.
- 8 Material aus dem Stadtarchiv Lörrach: HA 396a/1; HA 1144; HA 741.
- 9 Undatierter Bericht eines unbekanntes Arztes aus dem Nachlaß des Erzbischofs Dr. Gröber, Erzdiözesansarchiv Freiburg, Nb 8/63, S. 1.
- 10 Angaben von Prof. Dr. Franken wie Anmerkung 4, S. 5.
- 11 Prof. Dr. Franken, wie Anmerkung 4, S. 9/10.
- 12 Wie Anmerkung 9, S. 1.
- 13 Wie Anmerkung 9, S. 2–8.

Eine Stadt Bilder aus Karlsruhe

Rolf Lederbogen
Fotografien



Verlag Engelhardt & Bauer
Karlsruhe



„Sind Frauen fähig, den gleichen Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen, wie die Männer?“

Zur politischen Partizipation von Frauen auf kommunaler Ebene in der Nachkriegszeit (1945–1955).

„Sind Frauen fähig, den gleichen Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen wie die Männer oder nicht?“ Unter diesem Motto stand eine Diskussion, die Radio Stuttgart am 17. November 1946 aus dem Karlsruher Konzerthaus übertrug. Die Diskussionsleitung hatte der Karlsruher Oberbürgermeister Veith inne, auf dem Podium saßen zwei Frauen und zwei Männer des öffentlichen Lebens. Im Publikum befand sich eine große Anzahl jüngerer Männer, da, wie die *Badischen Neuesten Nachrichten* (BNN) bemerkten, der Veranstaltungstermin am Sonntagmorgen um 11 Uhr für Frauen unglücklich gewählt war.¹ Eröffnet wurde die Diskussion von dem Pforzheimer Bürgermeister Dr. Peter Brandenburg, der die eingangs gestellte Frage weder bejahen noch verneinen wollte, die Frauen jedoch warnte, Politik sei ein „sehr harter Kampf“. Der Berichtstatter der BNN übrigens fand den Beitrag Brandenburgs am überzeugendsten. Kein Wunder, hatte doch die Sorge vieler im öffentlichen Leben stehender Männer, eine Beteiligung am harten Geschäft Politik könne dem „zarten“ weiblichen Geschlecht Schaden zufügen, bereits vor dem Ersten Weltkrieg als Argument gegen eine Einführung des Frauenwahlrechts herhalten müssen. Der nächste Diskussionsredner, ein Studienrat Reichel, sah gar die Gefahr, daß Frauen sich in Kleinigkeiten festfahren und somit für die „letzte größte Verantwortung“ nicht geeignet seien. Die niedersächsische Ministerin für Wohlfahrt und Soziales Dr. Elfriede Paul, selbst lebendiger Beweis für weibliche politische Fähigkeiten, konterte mit einer Fra-

ge: „Werden die Frauen genau so scheitern wie die Männer, die seit 2000 Jahren die Weltgeschichte regieren und Kriege nicht vermeiden konnten?“ Die Ministerin plädierte für das Hineingehen von Frauen in die Politik, um „die nicht ganz zufriedenstellenden Resultate des Mannes zu ergänzen.“ Die zweite Frau in der Runde, Maria Bredow, wollte die Frauen vor allem auf eine Politik des Friedens verpflichten. Gegen eine „schematische Gleichstellung“ wandte sich schließlich der Karlsruher Oberbürgermeister in seinem Schlußwort; die Stellung der Frau in der Gesellschaft müsse sich „je nach Anlage und Wesensart“ ergeben.

Damit hatte diese Rundfunkveranstaltung ein Thema berührt, das in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg die Öffentlichkeit durchaus bewegte, wie auch ein Blick in die Tagespresse aus jener Zeit bestätigt. Immerhin stellten Frauen nach Ende des Krieges die Mehrheit der Bevölkerung, 1948 lebten in Deutschland 7,3 Millionen mehr Frauen als Männer. Unbestritten ist ein innerfamiliärer Machtzuwachs von Frauen infolge des Krieges, der auch in der zeitgenössischen Öffentlichkeit thematisiert wurde. In einem im Auftrag des amerikanischen Armeeministers 1948 erstellten Bericht faßte die demokratische Kongreßabgeordnete Woodhouse ihre Beobachtungen zur Situation der deutschen Frauen folgendermaßen zusammen: „In the fields, in the rubble, in the factories, it is the women who are and who will have to continue to bear the major part in the reconstruction of Germany. . . . psychologically women are better oriented to re-

*construction on a democratic basis than are the men. They have no 'face' to save.*⁴²

Begriffen die Frauen ihre gewonnene Stärke aber tatsächlich als positiv, und entwickelten sie den Willen und Strategien, diese auch in politische Macht umzusetzen? Diejenigen, die wie die Vorsitzende des Heidelberger Frauenvereins Dr. Erdmuthe Falkenberg³ nachdrücklich eine gleichberechtigte Mitwirkung der Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen forderten, bildeten eine Minderheit. Falkenberg stellte am 16. November 1946 – also einen Tag vor oben erwähnter Rundfunkdiskussion – in der Presse die provozierende Frage: „*Können wir heute noch einen Männerstaat als Demokratie ansehen?*“ Solch deutliche Töne waren selten in der öffentlich geführten Diskussion jener Jahre. Meist wurde – von Männer- und Frauenseite – darauf verwiesen, daß der Nationalsozialismus die Frauen aus der Politik ausgeschlossen habe und sie sich für diese Aufgabe erst bewähren müßten. Dem hielt Erdmuthe Falkenberg entgegen, daß die Frauen bereits in der Weimarer Politik bewiesen hätten, daß sie in Parlamenten ebenso durchsetzungsfähig seien wie in anderen Lebensbereichen.

In der Tat hatten Frauen nicht erst in der Weimarer Republik, sondern schon im Kaiserreich politisches Terrain erobert, vor allem auf dem Gebiet der Kommunalpolitik. Sie ist das Politikfeld, auf dem Frauen die längste historische Erfahrung und eine eigene politische Tradition besitzen. Bereits vor Erlangung der politischen Gleichberechtigung 1918 konnten sich Frauen Möglichkeiten der Mitarbeit in den Gremien städtischer Verwaltungen erschließen, und bis heute ist der Parlamentarierinnen-Anteil auf kommunaler Ebene am höchsten. Die Akteurinnen der bürgerlichen und sozialistischen Frauenbewegung des Kaiserreichs sahen die konkrete Arbeit in den Gemeinden als Feld weiblicher politischer Bewährung.

Während jedoch die Sozialistinnen und die Frauen der radikalen Stimmrechtsbewegung auf der Erlangung der vollen politischen Gleichberechtigung beharrten, waren Reformistinnen und gemäßigte bürgerliche Stimmrechtskämpferinnen im Sinne eines „Hineinwachsens“ in die Zukunftsgesellschaft zu Konzessionen bereit und forderten zunächst nur das Kommunalwahlrecht. Dies lag auch an

ihrem Selbstverständnis, das Helene Lange folgendermaßen formulierte: „*Wie der Mann als Staatsangehöriger für Erhaltung, Förderung und Verteidigung seines Landes eintreten muß, so hat die Frau als Staatsangehörige für Behagen, Ordnung und Ausschmückung im Staate Sorge zu tragen.*“⁴⁵

Trotz Ablehnung explizit emanzipatorischer Forderungen verschafften sich in Baden, insbesondere in der Landeshauptstadt Karlsruhe, die kommunalpolitisch aktiven Frauen des Kaiserreichs relativ früh Zugang zu politisch-gesellschaftlichen Entscheidungsstrukturen, wie im Rahmen des Forschungsprojektes „Karlsruher Frauen 1715–1945“ nachgewiesen werden konnte.⁶ Den Schritt in die gesellschaftlich-politische Öffentlichkeit vollzogen die Akteurinnen der badischen Frauenbewegung, indem sie die in der privaten Sphäre geübten sozialpflegerischen Tätigkeiten zu einer öffentlichen Sache umformten. Dabei entwickelten sie ein anderes als das männliche Politikkonzept. Entgegen den programmatischen Abgrenzungen, die die Parteipolitik sowie auch die Politik der in das bürgerliche und sozialistische Lager gespaltenen Frauenbewegung auf Reichsebene bestimmten, saßen Frauen des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF) – der Dachorganisation der bürgerlichen Frauenbewegung, Sozialdemokraten und Mitglieder des konservativ-bürgerlichen Badischen Frauenvereins in erstaunlicher Eintracht z. B. in den städtischen Sozialkommissionen Karlsruhes, und dies bereits etliche Jahre vor Erlangung des Wahlrechts. Nicht politische Richtungen bestimmten den Ort der Frauen, sondern ihre Verortung in den jeweiligen kommunal- und fürsorgepolitischen Netzwerken. Diese über Institutionen hinausgehende politische Praxis läßt sich durchaus mit Kriterien fassen, die die Politologin Birgit Meyer⁷ als charakteristisch für die Neue Frauenbewegung, also die nach 1968 entstehende, bezeichnet, so z. B.:

- Querdenken, Vernetzen entgegen einem in der Politik üblichen Ressortdenken
- Flexibilität und nicht Rigidität in der Artikulation politischer Positionen
- kommunikatives statt strategischem Machtverständnis
- prozeßorientiertes versus zielorientiertes Denken



Der Karlsruher Stadtrat 1948 mit den beiden Stadträtinnen Anna Walch, CDU (links) und Kunigunde Fischer, SPD (rechts)

- kooperatives entgegen konkurrentem Verhalten
- Kontextberücksichtigung versus Prinzipienorientierung
- Alltagswissen gegen Expertentum

Diese als modern zu bezeichnende kommunalpolitische Praxis der Alten Frauenbewegung wurde durch die nationalsozialistische Machtergreifung unterbrochen. Zu fragen ist, inwieweit eine Anknüpfung an die Erfahrungen und eine Weiterentwicklung der politischen Praxis von Frauen nach 1945 gelang oder ob 12 Jahre Nationalsozialismus einen totalen Bruch herbeigeführt hatten.⁸

Die Geschichte der Beteiligung von Frauen am Wiederaufbau nach 1945 kann noch immer als ein Desiderat der historischen Forschung bezeichnet werden. Zwar erschienen Anfang der 1980er Jahre eine Fülle von dokumentarischen Veröffentlichungen zum Alltagsleben in der Nachkriegszeit, doch gingen diese über die reine Dokumentation kaum hinaus. Seit Mitte der 1980er Jahre bemühten sich dann eine

Reihe von Studien um eine wissenschaftlich kritische Interpretation der Erfahrungen von Frauen im Nachkriegsdeutschland.⁹ Dabei standen auch hier meist die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Forschungsdefizite hinsichtlich der Politikbeteiligung von Frauen sind nicht alleine in der etablierten Politikwissenschaft, sondern auch im Bereich der Frauenforschung auszumachen und dürften auf eine Haltung zurückzuführen sein, der, gemäß der Devise der Neuen Frauenbewegung „Das Private ist politisch“, Partizipationsforschung in den Verdacht geriet, über einen kompensatorischen Ansatz nicht hinauszugelangen und das Agieren von Männern als Maßstab zu setzen. Die wenigen Untersuchungen, die Frauen als politisch Handelnde in den Mittelpunkt stellten, bezogen sich meist auf Akteurinnen der überregionalen Politik, auf die „Mütter des Grundgesetzes“. Eine Ausnahme bildete ein 1985 veröffentlichter Beitrag, der die Rolle von Frauen in der Kommunalpolitik der frühen

Nachkriegszeit am Beispiel der Stadt Unna beleuchtete, sich jedoch in erster Linie auf die Politik der SPD konzentrierte.¹⁰

Um der Gefahr vorschneller, verallgemeinernder Schlüsse vorzubeugen, sind jedoch eine Fülle von Regionalstudien notwendig, die eine vergleichende Betrachtung der unterschiedlichen Praxen ermöglichen. Erste Ergebnisse zu lokalen politischen Frauenzusammenschlüssen wurden bislang für Bremen, Hamburg-Harburg, Hannover und Stuttgart vorgelegt.¹¹ Als einigermaßen erforscht kann bislang lediglich die Geschichte von Frauen in der Nachkriegszeit in Berlin¹², in Hamburg¹³ und Bremen¹⁴ gelten. Der Frauenpolitik von 1945 bis 1955 widmet sich eine 1993 im Rahmen eines Forschungsprojektes der Universität Frankfurt veröffentlichte Untersuchung zu Hessen.¹⁵ Vor dem Hintergrund der allgemeinen politischen und landesgeschichtlichen Entwicklung wird hier das Wirken von Frauen in der Kommunalpolitik beleuchtet.

Forschungsarbeiten zur Nachkriegsgeschichte von Frauen in Südwestdeutschland fehlen, mit Ausnahme einer Untersuchung zum Stuttgarter Frauenausschuß,¹⁶ bislang gänzlich.¹⁷ Selbst in jüngster Zeit veröffentlichte Lokalstudien zur Nachkriegszeit blenden die Kategorie Geschlecht aus. So kann z. B. eine 1994 publizierte Arbeit zur politischen Geschichte Heidelbergs 1945–1949¹⁸ ihren Anspruch, eine „allgemein“ historische Untersuchung zu liefern, nur einlösen, indem das Wirken von Männern als Norm gesetzt und Frauen unausgesprochen subsumiert werden. Eine Veröffentlichung zur Situation in Mannheim 1945–1949 widmete der Situation von Frauen immerhin neun Seiten (von 176).¹⁹ Einige baden-württembergische Städte führten, oft initiiert von den Frauenbeauftragten, in den letzten Jahren Ausstellungen zum Thema „Frauen in der Nachkriegszeit“ durch. Hier wäre vor allem Heilbronn zu nennen,²⁰ andere sind dokumentiert im Bereich der „grauen Literatur“. Im Mittelpunkt dieser Ausstellungen und Veröffentlichungen steht meist der Alltag von Frauen („Trümmerfrauen“), die weibliche Politikbeteiligung findet nur am Rande mit dem Hinweis auf vielfältige Verhinderungen Erwähnung. Es bleibt abzuwarten, ob hier die zahlreichen Ausstellungen und Veröffentlichungen fünfzig Jah-

re nach Kriegsende 1995 zu neuen Ergebnissen führen werden.

Die Einschätzung der politischen Aktivitäten von Frauen nach 1945 differiert in der bisherigen Forschung. Während erste sozialhistorische, biographische und politikwissenschaftliche Funde die ersten Jahre nach 1945 als „frauenpolitischen Aufbruch“ bewerteten,²¹ machte sich in anderen Arbeiten die Ernüchterung breit, daß Frauen ihre Chance zu politischen Einmischungen vertan haben,²² oder aber, daß Frauen an einer Teilhabe der politischen Machtausübung gehindert wurden. Eine dritte Variante führt an, daß Frauen nach kräfteerschöpfender Überlebensarbeit nichts anderes übrig blieb, als in oder durch Familie zu wirken. Ute Frevert prägte hierfür den Begriff „Refamiliarisierung als Form weiblicher Politik“.²³ Sigrid Metz-Göckel sieht in Anlehnung an diese Einschätzung den innerfamilialen Bedeutungszuwachs der Mutter, die Erfahrung der „Frauennotgemeinschaft“ als Potential für eine Politisierung der Töchter²⁴ – ein Aspekt, der hinsichtlich der Veränderungen im Verhältnis Frauen und Politik seit den 1980er Jahren sicherlich im Blick zu halten ist. M. E. sind für den Untersuchungszeitraum alle genannten Erscheinungen zu konstatieren und wird das Beharren auf der Wirkungsmächtigkeit nur einer dieser Einschätzungen der Realität, dem politischen Handeln von Frauen nach 1945 nicht gerecht.

Um die Vielfalt und Komplexität weiblichen politischen Handelns zu erfassen, ist ein umfassender, über Institutionen hinausgehender Politikbegriff erforderlich. Politisches Handeln beschränkt sich nicht auf Parteimitgliedschaften, Wahlbeteiligung, Teilnahme an politischen Versammlungen oder die Wahrnehmung partei- und kommunalpolitischer Ämter, vielmehr muß darunter ein umfassendes Engagement der Bürgerinnen an sozialen Prozessen verstanden werden. Zu fragen ist beispielsweise nach der politischen Wirksamkeit karitativen Handelns von Frauen und ihren Verbänden. Das Wirken der Alten Frauenbewegung führte zu einer Professionalisierung der Sozialarbeit und schuf wesentliche Grundlagen des kommunalen und staatlichen Fürsorgewesens. Dies zielte im Zeitalter der Industrialisierung nicht alleine auf eine Verbesserung der sozialen La-



Diese Nähstube der Arbeiterwohlfahrt bestand noch 1958.

ge der Unterschichten, sondern auch auf eine Befriedung der Arbeiterklasse. Insofern war die Wohlfahrtsarbeit der Frauen eminent politisch, hatte sie doch eine gesellschaftsstabilisierende Funktion. Und dies erkannten auch die Nationalsozialisten. Zwar unterbanden und verfolgten sie sämtliche emanzipatorischen Bestrebungen der Frauenbewegung, doch konnten sie andererseits nicht wenige Frauen aus den Reihen der Wohlfahrtsverbände, wie etwa dem im Roten Kreuz aufgehenden Badischen Frauenverein, zu einer Mitarbeit im karitativen Bereich gewinnen. So kam z. B. die Karlsruher Kreisfrauenschaftsleiterin Else Paul, die 1934 Gertrud Scholtz-Klinik nach Berlin folgte und dort als deren Stellvertreterin fungierte, aus der Schwesternschaft des Roten Kreuzes. Für solche Frauen bedeutete das Dritte Reich keine Unterbrechung ihrer Aktivitäten. Else Paul insistierte auch nach Beendigung des Krieges auf den karitativen Charakter ihrer Tätigkeit und zog ihre Lebenslinie bruchlos von der im Ersten Weltkrieg an der Front tätigen Rotkreuz-

Schwester zur „rein karitativ tätigen“ NS-Hauptabteilungsführerin.²⁵ Die politische Wirksamkeit der Bestätigung von Frauen im sozialen Bereich wurde auch nach Beendigung des Krieges – und hier beziehe ich mich insbesondere auf den Prozeß der Entnazifizierung – nicht reflektiert.²⁶ Im Rückgriff auf ein im bürgerlichen Geschlechterdualismus begründetes Weiblichkeitsideal entpolitisierten einerseits die Entnazifizierungsbehörden die in der nationalsozialistischen Bewegung aktiven Frauen und verhinderten somit eine Reflexion der persönlichen Verantwortung der Einzelnen sowie der Wirkung weiblicher (Un)Taten und ihrer gesellschaftlichen Folgen. Andererseits ermöglichte das Beharren auf rein „weiblichen Betätigungsfeldern“ den belasteten Frauen eine Rechtfertigung ihres Handelns.

Es soll an dieser Stelle nicht der Frage nachgegangen werden, inwieweit Frauen in die Politik des Dritten Reichs involviert waren oder sich nationalsozialistischen Ideen gegenüber abstinent oder gar resistent erwiesen. Um

zu einer Einschätzung der politischen Aktivitäten von Frauen nach 1945 zu gelangen, kann es jedoch nicht bei einer isolierten Betrachtung der zeitlichen Phänomene bleiben. Das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft ist keineswegs als „Stunde 0“ oder „Neubeginn“ zu betrachten. Es ist vielmehr zu fragen, an welche Traditionen die agierenden Frauen anknüpften. Die Frage, was haben diese Frauen während des Nationalsozialismus gemacht, und was hat der Nationalsozialismus mit ihnen gemacht, ist ein Schlüssel zum Verständnis ihres Handelns nach Kriegsende. So ist die Frage zu stellen, welcher Frauengeneration die politischen Akteurinnen nach 1945 angehörten, dürften sich doch Erfahrungen, Lebenswege sowie Frauen(selbst)bilder stark unterscheiden.

Alleine die bereits vor 1933 in der Frauenbewegung aktiven Frauen (vor und um 1900 Geborene), aus deren Reihen meist die Akteurinnen der ersten Zeit des Wiederaufbaus kamen, konnten an Erfahrungen kommunalpolitischer Arbeit anknüpfen. Ob und wie sie gewonnene Einsichten überlieferten, hing nicht zuletzt von ihrem im Dritten Reich gemachten Erfahrungen ab. Die in den Kommunalwahlen 1946 und 1947 gewählten beiden Karlsruher Stadträtinnen gehörten dieser Generation an. Mit ihnen, einer Sozialdemokratin und einer Katholikin, konnte an die Traditionen der lokalen Alten Frauenbewegung angeknüpft werden.

Eine „Zwischengeneration“ (ca. 1900–1920 geboren) hatte zwar Kindheit und frühe Jugend unter dem Einfluß der Demokratie verbracht, doch wurden erste politische Erfahrungen durch den Nationalsozialismus unterbrochen – oder auch geprägt. Die in den Jahren von 1901 bis 1910 Geborenen, stellten in Karlsruhe bis in die 60er Jahre den größten Anteil der im Kommunalparlament vertretenen Frauen.

Größte Enthaltbarkeit in bezug auf einen „frauenpolitischen Aufbruch“ nach 1945 übte die Generation der jüngeren, um 1920 und später geborenen Frauen, die ihre Sozialisation im Nationalsozialismus erfahren und nie demokratische Politikformen kennengelernt hatten. Auffällig ist eine häufige Betonung ihres „Unpolitisch-Seins“, wobei zu fragen ist, was sie

darunter verstanden und inwiefern nicht doch als politisch zu wertende Aktivitäten zu verzeichnen sind im Sinne eines gesellschaftspolitischen Aktivitätspotentials in Bereichen, die sie selbst nicht als politisch bezeichnen würden, die es aber im Hinblick auf gesamtgesellschaftliche Auswirkungen sind. Sicher spielte angesichts der im Dritten Reich gemachten Erfahrungen eine „Politikmüdigkeit“ – die übrigens auch bei den Männern dieser Generation beklagt wurde – eine Rolle. Daneben dürfte die weitgehende politische Zurückhaltung der jungen Frauen möglicherweise auch mit darauf zurückzuführen sein, daß die Generation der „Mütter“, die vor 1933 politisch aktiv gewesen war, es nicht verstand, sie anzusprechen, sie zu motivieren. Diese waren zwar sehr bemüht, Wissen über die Arbeit der Alten Frauenbewegung im Kaiserreich und der Weimarer Republik zu vermitteln und somit politisches Handeln in eine positive, vom Nationalsozialismus nicht besetzte historische Tradition zu stellen. Doch bedeutete dies auch ein Anknüpfen an den bürgerlich dualistischen Entwurf der Geschlechterverhältnisse. Die meisten aktiven Frauen der älteren Generation deuteten ihre politische Rolle selbst als „Ergänzerin“ des Mannes: Die Frau sollte gesellschaftliche Aktivitäten als helfende, pflegende, bewahrende Erfüllungsgehilfin der männlich geprägten Politik entfalten. So war z. B. in einer Artikelserie der *Badischen Neuesten Nachrichten* über die Alte Frauenbewegung zu lesen: *„Die Aufgabe der Frau wird wohl darin liegen, zunächst ihren persönlichen Pflichtenkreis mit möglicher Vollkommenheit auszufüllen [. . .], wobei die Eigenart der Frau ihre besondere Betonung wiederbekommen sollte: Das Zugewendetsein zum anderen und dessen Not. Nicht die eigene Not anstarren, sondern versuchen, die größere Not zu lindern. . .“*²⁷ Dieses Beharren auf der Erfüllung weiblicher Pflichten mag bei der jüngeren Frauengeneration auf wenig Begeisterung gestoßen sein. Nach entbehreungsreicher Kriegs- und Nachkriegszeit, die an die Frauen tagtäglich hohe Anforderungen stellte, um das Überleben zu sichern, erscheint die Verpflichtung auf weitere Aufgaben als wenig verheißungsvolles Programm. Den Frauen, die ihre Jugend im Krieg verbringen mußten, mag viel eher der Sinn nach Zerstreung, Vergnü-



*Frauen sicherten mit vielfältigen Aktivitäten das städtische Überleben nach Kriegsende
Hier: Alterspeisung der Arbeiterwohlfahrt 1947*

gen und Tanz, weg vom alltäglichen Pflichtpensum, gestanden haben.

Neben generationspezifisch geprägten Erfahrungen mit und Einstellungen zur Politik ist aber auch die Schichtzugehörigkeit und das jeweilige soziale Umfeld als Determinante für einen Zugang von Frauen zur Politik in Betracht zu ziehen. Erste Ergebnisse weisen z. B. darauf hin, daß aus dem sozialdemokratischen Arbeitermilieu stammende Frauen sich in erster Linie in Projekten, die das unmittelbare Überleben sicherten, engagierten und einen pragmatischen Zugang zur Politik entwickelten, während die Diskussion zur politischen Partizipation von Frauen vor allem von dem Bildungsbürgertum zugehörigen Frauen geführt wurden.

Bezeichnend für die politischen Aktivitäten von Frauen in der unmittelbaren Nachkriegssituation ist, daß sie dort ansetzten, wo Alltagsbewältigung und Politik zusammenfielen. Die Beschaffung von Wohnraum, Nahrungsmitteln und sämtlichen Dingen des täglichen Bedarfs, die Sicherung des Überlebens waren die vorrangigen Aufgaben der Kommunalpolitik. Hatten hier während und nach dem Ersten Weltkrieg die Frauenverbände mit ihrer Erfahrung und gut ausgebauten Infrastruktur der Verwaltung unterstützend zur Seite gestanden, waren nun – nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges – diese Strukturen aufgelöst, die neuen, von den Nationalsozialist/inn/en aufgebauten waren zu zerstören. Dennoch waren viele der bereits vor dem Dritten Reich aktiven Frauen wieder zur Stelle, errichteten Wärmestuben, Essensausgaben, Nähstuben u. v. a. m. Sie wirkten aber eher still im Hintergrund, den Schritt in die politischen Entscheidungsgremien taten nur wenige.

Dem von den Amerikanern 1945 ernannten Karlsruher Gemeinderat gehörte – wie meistenorts – keine Frau an. Zu den ersten Stadtratswahlen im Mai 1946 appellierte die bereits vor 1933 in der Frauenbewegung aktive Redakteurin Elisabeth Großwendt²⁸ in den BNN nachdrücklich an die Frauen, von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen: *„Wie stark geht das alles die Frauen, die Hausfrauen und Mütter an! Gibt es doch kaum ein städtisches Amt, mit dem sie nicht irgendwo und irgendwann in Beziehung treten muß.“*²⁹ Nur eine Frau ge-

langte jedoch in den Stadtrat, die Sozialdemokratin Kunigunde Fischer.³⁰ Die Kommunalwahlen vom Dezember 1947 brachten schließlich im gesamten Nordbaden nur 12 Frauen in die Gemeindeparlamente: sechs in Mannheim, vier in Heidelberg und zwei in Karlsruhe.³¹

Doch blieb die Zahl der in der Kommunalpolitik präsenten Frauen nach 1945 nicht alleine auf die Stadträtinnen beschränkt. Bereits die badische Gemeindeordnung von 1910 hatte eine Teilnahme von Frauen mit Sitz und Stimme in den städtischen Sozialkommissionen verbindlich festgelegt und somit vor Erlaß des Frauenwahlrechts eine weibliche Mitwirkung bei kommunalpolitischen Entscheidungen ermöglicht. Auch die Gemeindegliederung von 1946 sah die Möglichkeit eines Sitzes in den beschließenden und beratenden städtischen Ausschüssen für Personen vor, die nicht dem Stadtrat angehörten. In Karlsruhe saßen im Schul- und im Fürsorgeausschuß, im Jugenderholungs- und im Krankenhausausschuß sowie im Wohnungsausschuß während der Nachkriegsjahre über 20 sozialpolitisch erfahrene Frauen, die kein Gemeinderatsmandat innehatten. Die meisten dieser Frauen kamen aus der Arbeit in Wohlfahrtsorganisationen, für einige war die Ausschussarbeit Vorbereitung auf ein späteres Stadtratsmandat. Die neue Hauptsatzung der Stadt Karlsruhe von 1956 beschränkte den Kreis der stimmberechtigten Ausschussmitglieder jedoch auf Angehörige des Stadtrats.³² Vertreter/innen der freien Wohlfahrtsorganisationen hatten nur noch die Möglichkeit, eine beratende Funktion auszuüben. Damit war die Mitarbeit in beschließenden Gremien der städtischen Sozialfürsorge endgültig an ein Gemeinderatsmandat gebunden, was einer strukturellen Zugangsbeschränkung für Frauen gleichkam, mußte doch nun neben der bislang für dieses Amt qualifizierenden Arbeit im sozialen Bereich, Mitarbeit in einer Partei geleistet sowie die Hürde der Gemeinderatswahl genommen werden – ein für die meist mit Berufs- und Familienarbeit mehrfach belasteten Frauen nicht zu bewältigendes Pensum.

Insgesamt ist festzustellen, daß in dem Maße, in dem nach 1945 die Parteizugehörigkeit wieder zum entscheidenden politischen Kriterium wurde, Versuche, Frauen an der politischen Machtausübung zu beteiligen, in den Hinter-

grund gerieten. In den Vordergrund traten die Kämpfe der Parteien um die Macht.³³ Die nach 1945 zunehmenden Konflikte der Parteien um weltanschauliche Grundsatzpositionen hatten nach Ansicht vieler Frauen wenig mit den drängenden Problemen wie Hunger und Wohnungsmangel zu tun. Sie interessierten sich nicht für Parteipolitik sondern für konkrete Schritte zur unmittelbaren Verbesserung der Lebensbedingungen. Die Karlsruher Journalistin Elisabeth Großwendts bemerkte in ihrer Einschätzung der Kommunalwahlen vom Dezember 1947, es sei nicht verwunderlich, daß [...] *viele Frauen mit ihrer täglichen Sicht auf zerrissene Strümpfe und schrumpfende Kartoffelvorräte [...] zu den Nichtwählern gehörten.*³⁴ *Der Zugang zu politischen Entscheidungsgremien blieb aber auch nach 1945 an die Parteimitgliedschaft gebunden. Und gerade die politischen Parteien trugen einen erheblichen Anteil zur geringen weiblichen Politikbeteiligung nach dem Zweiten Weltkrieg bei. Die bereits zitierte Erdmuthé Falkenberg kritisierte, daß die Parteien sich lediglich an die Frauen als „Hauptmasse der Wähler“ wandten: „Sie darf wählen – und als Wählerin wirbt man um sie – sie darf auch gewählt werden, nur stellt man fast keine Frauen an aussichtsreicher Stelle zur Wahl auf.“*³⁵ Dies ist auch für die Kommunalwahlen 1947 in Karlsruhe eindeutig nachzuvollziehen. Die CDU stellte 43 Männer und 5 Frauen auf, wovon alleine Anna Walch auf Listenplatz 8 gewählt wurde. Auch die Kandidatenliste der SPD wies 43 Männer und 5 Frauen auf. Alleine die auf Rang 5 plazierte Kunigunde Fischer konnte ein Mandat erringen. Die DVP schickte 38 Männer und ebenfalls 5 Frauen, allerdings auf hinteren Plätzen, ins Rennen. Selbst einer Frau wie Luise Riegger, Aktivistin der bürgerlichen Alten Frauenbewegung, die schon 1922 bis 1930 Stadtverordnete der DDP gewesen war, räumte man nur den wenig aussichtsreichen Listenplatz 14 ein.³⁶ Da klingt es fast schon wie purer Hohn, wenn der örtliche Parteivorsitzende Dr. Keßler im Nachhinein, nicht ohne Vorwurf an die Frauen selbst, bedauerte, daß nicht mehr Frauen in den Stadtrat eingezogen seien.³⁷ Auch die KPD, die 30 Männer und sechs Frauen aufstellte, plazierte ihre weiblichen Kandidaten auf wenig aussichtsreichen Plätzen.³⁸

Zwar bildeten sich in den 1945 wieder gegründeten Parteienorganisationen Frauenausschüsse und -gruppen oder es wurden Frauenmitgliederversammlungen durchgeführt, doch entsteht der Eindruck, daß die Parteien diese Aktivitäten in erster Linie zur Mobilisierung einer weiblichen Wählerschaft billigten. So ist eine Häufung von Frauen-Veranstaltungen der Parteiorganisationen vor allem unmittelbar vor anstehenden Wahlen zu verzeichnen. Die allgemeinen Wahlveranstaltungen der Parteien waren wenig dazu angetan, Frauen zur aktiven Mitarbeit zu gewinnen. Entweder sie sprachen Frauen überhaupt nicht an oder sie taten dies in einer solch unerfreulichen Art und Weise wie Kurt Schumacher bei einer Versammlung der Karlsruher SPD zu den Wahlen zur verfassungsgebenden Landesversammlung von Württemberg-Baden im Juni 1946. Schumacher bemühte den jungen Napoleon, dessen Feststellung, daß Frauen überall royalistisch seien, da die Freiheit ein viel schöneres Weib als sie sei, enthalte eine Teilwahrheit. Frauen – so Schumacher weiter – seien nicht durch rationale Sätze, sondern durch Gefühle und Stimmungen bestimmt.³⁹ Diese und ähnliche Ansichten waren in allen Parteien verbreitet. Sie sind bezeichnend für das politisch-öffentliche Klima jener Jahre und verdeutlichen, welche innerparteiliche Barrieren die Frauen an einer politischen Partizipation hinderten.

Dem entgegen suchten Frauen in den Nachkriegsjahren andere, partei- und konfessionsunabhängige Ansätze einer politischen Arbeit zu entwickeln. Da die üblicherweise zur Rekonstruktion politischer Ereignisse heranzuziehenden Quellen, wie Akten der städtischen Verwaltung oder Tageszeitungen aus dem Blickwinkel einer männlich orientierten Politik entstanden, sind diese Aktivitäten von Frauen zur Überlebenssicherung in sozialen, kulturellen und sonstigen gesellschaftlichen Bereichen jedoch kaum dokumentiert. So wissen wir bislang z. B. wenig über die sich in vielen Städten teilweise bereits unmittelbar nach der Kapitulation bildenden überparteilichen und überkonfessionellen Frauenausschüsse. Diese Ausschüsse unterstützten die Kommunalverwaltungen bei der Wiederaufbauarbeit, richteten Beratungsstellen für Frauen ein und setzten sich für die Gleichberechti-

gung der Frau in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft ein.⁴⁰ Die sich im Oktober 1946 konstituierende überparteiliche und überkonfessionelle Karlsruher Frauengruppe vertrat u. a. die Interessen von Frauen gegenüber den Behörden, eröffnete eine Eheberatungsstelle sowie nach der Währungsreform 1948 eine Notverkaufsstelle. Daneben bildete politische Aufklärungsarbeit mit dem Ziel, eine angemessene Partizipation von Frauen in Politik und öffentlichen Ämtern zu erreichen, einen wichtigen Schwerpunkt der Arbeit. Damit versuchten die Aktivistinnen dieser Gruppen, die größtenteils aus der bürgerlichen Alten Frauenbewegung kamen, an deren Arbeit anzuknüpfen. Es gelang ihnen trotz vielfältiger Aktivitäten jedoch nicht, weite Kreise vor allem jüngerer Frauen anzusprechen und eine breite Basis zu gewinnen. Eine Umsetzung der gewachsenen gesellschaftlichen Bedeutung von Frauen in politische Macht erfolgte in der Nachkriegszeit nicht. Die Akteurinnen der Alten Frauenbewegung hatten ein Anstreben von Macht geleugnet und ihre Stärke noch in der Fürsorge für die Ohn-Mächtigen gesehen. Ihre Nachfolgerinnen übten sich nach 1945 – sei es lokal oder überregional – durchweg in politischer Selbstbescheidung oder in „machtpolitischer Bescheidenheit“.⁴¹ Hier drängt sich die Vermutung auf, der reale gesellschaftliche Machtzuwachs, begründet durch die Bedeutung der Frauen im Rahmen der Überlebensarbeit, sollte durch Bescheidenheit kompensiert werden, um die als Verlierer aus dem Krieg heimgekehrten Männer nicht gänzlich zu demoralisieren.

Wenn es den Frauen in den Jahren nach 1945 auch nicht gelang, ein ihrer gesellschaftlichen Bedeutung entsprechendes politisches Gewicht zu erlangen, sind doch die Aktivitäten der „Frauen der ersten Stunde“ und ihrer Zusammenschlüsse Bestandteil unserer demokratischen Tradition. Ohne sie ist der Aufbau städtischen Gemeinwesens im 20. Jahrhundert nicht zu denken und insofern liefert die Erforschung ihrer Geschichte wichtige Erkenntnisse zur Stadtgeschichte sowie zur Geschichte des demokratischen Wiederaufbaus.

Anmerkungen

- 1 Auch zum Folgenden BNN 19. 11. 1946.
- 2 Chase Going Woodhouse, zit. n. Hermann-Josef Rupieper: *Bringing Democracy to the Frauleins. Frauen als Zielgruppe der amerikanischen Demokratisierungspolitik in Deutschland 1945–1952*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 17 (1991), S. 61–91, hier S. 61.
- 3 Dr. Erdmuthé Falkenberg lehrte an der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg und war auch die Vorsitzende eines Zusammenschlusses der nordbadischen Frauengruppen.
- 4 BNN 16. 11. 1946.
- 5 Helene Lange: *Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen*. Berlin 1914, S. 143.
- 6 Vgl. Susanne Asche: *Fürsorge, Partizipation und Gleichberechtigung – die Leistungen der Karlsruherinnen für die Entwicklung zur Großstadt (1859–1914)*, in: Dies. u. a.: *Karlsruher Frauen 1715–1945. Eine Stadtgeschichte*. (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs. Bd. 15), Karlsruhe 1992, S. 171–256, insbes. S. 205–249. Vgl. auch Barbara Guttman: *der „friedliche Krieg zwischen den Geschlechtern“*. Die Frauenbewegung im Großherzogtum Baden (Teil 1) und Susanne Asche: *Fürsorge und Emanzipation – oder Rassehygiene. Die Frauenbewegung im Großherzogtum Baden (Teil 2)*, in: Susanne Jenisch (Hrsg.): *Standpunkte. Ergebnisse und Perspektiven der Frauengeschichtsforschung in Baden-Württemberg*. (Frauenstudien Baden-Württemberg, Bd. 1), Tübingen u. Stuttgart 1993, S. 124–131 u. 132–142.
- 7 Vgl. Birgit Meyer: *die „unpolitische“ Frau. Politische Partizipation von Frauen oder: Haben Frauen ein anderes Verständnis von Politik?*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung. Das Parlament*, B 25–26, 1992, S. 3–13, hier S. 11 f.
- 8 Dieser Frage gehe ich im Rahmen eines Forschungsprojekts nach, das an das Stadtarchiv Karlsruhe angebunden ist und aus Mitteln des Frauenforschungsetats des Ministeriums für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst Baden-Württemberg gefördert wird.
- 9 Vgl. Annette Kuhn (Hrsg.): *Frauen in der deutschen Nachkriegszeit*. Bd. 1: Doris Schubert: *Frauenarbeit 1945–1949* (Geschichtsdidaktik. Studien, Materialien, Bd. 21), Düsseldorf 1984. Annette Kuhn, Doris Schubert (Hrsg.): *Frauen in der Nachkriegszeit und im Wirtschaftswunder 1945–1960*, Frankfurt a. M. 1980.
- 10 Vgl. Jutta Beyer, Everhard Holtmann: *„Auch die Frau soll politisch denken“ oder „Die Politik des Herzens“*. Frauen und Frauenbild in der Kommunalpolitik der frühen Nachkriegszeit 1945–1950, in: *Archiv für Sozialgeschichte*. Bd. XXV (1985), S. 385–420.
- 11 Vgl. Annette Kuhn (Hrsg.): *Frauen in der deutschen Nachkriegszeit*. Bd. 2: *Frauenpolitik 1945–1949* (Geschichtsdidaktik. Studien, Materialien. Bd. 22), Düsseldorf 1986, und Anna E. Freier, Annette Kuhn (Hrsg.): *„Das Schicksal Deutschlands lag in der*

- Hand seiner Frauen“. Frauen in der deutschen Nachkriegsgeschichte (Frauen in der Geschichte. Bd. V), Düsseldorf 1984.
- 12 Vgl. insbesondere Sibylle Meyer, Eva Schulze: Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945, München 1984. Dies.: Von Liebe sprach damals keiner. Frauenalltag in der Nachkriegszeit, München 1985.
- 13 Vgl. Jan Kolossa: Neubeginn oder Restauration? Frauenalltag und Frauenbewegung Hamburgs in den Gründungsjahren der Bundesrepublik Deutschland, in: Karen Hagemann, Jan Kolossa: Gleiche Rechte – Gleiche Pflichten? Der Frauenkampf für „staatsbürgerliche Gleichberechtigung“. Ein Bilder-Lese-Buch zu Frauenalltag und Frauenbewegung in Hamburg. Hg. v. d. Landeszentrale f. pol. Bildung, Hamburg, Hamburg 1990, S. 179–243.
- 14 Vgl. Beate Hoecker, Renate Meyer-Braun: Bremerinnen bewältigen die Nachkriegszeit. Frauenarbeit, Frauenalltag, Frauenpolitik, Frauen in Bremen, Bremen 1988.
- 15 Vgl. Ulla Wischermann, Elke Schüller, Ute Gerhard (Hrsg.): Frauenpolitik in Hessen 1945–1955, Frankfurt a. Main 1993.
- 16 Vgl. Andrea Hauser: „Frauen für den Frieden“ – Politisches Handeln von Frauen in Stuttgart nach 1945, Magisterarbeit Univ. Tübingen (EKW). Dies.: Alle Frauen unter einen Hut? – Zur Geschichte des Stuttgarter Frauenausschusses, in: Annette Kuhn (Hrsg.), Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, Bd. 2, S. 102–109. Dies.: Frauenöffentlichkeit in Stuttgart nach 1945 – Gegenpol oder hilflos im Abseits?, in: Frauen in der Geschichte, Bd. V, S. 51–90.
- 17 Dies ist sicher auch als Ausdruck für den Stand der historischen Frauen- und Geschlechterforschung in Baden-Württemberg und als Niederschlag einer bislang mangelnden Forschungsinfrastruktur zu werten.
- 18 Vgl. Friederike Reutter: Heidelberg 1945–1949. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. 5), Heidelberg 1994.
- 19 Vgl. Der Anfang nach dem Ende. Mannheim 1945–49. Text Christian Peters, Red. Michael Caroli (Sonderveröff. d. Stadtarchivs Mannheim, Nr. 12), Mannheim 1985, S. 124–132.
- 20 Vgl. Christine Glaunig, Frauke Petzold: Frieden, Freude, Eierkuchen? Frauenalltag in der Heilbronner Nachkriegszeit. Hrsg. v. d. Stadt Heilbronn, Leitstelle zur Gleichstellung der Frau, Heilbronn 1991.
- 21 Vgl. auch Vorwort Annette Kuhn, in: Susanne Fuchs: Frauen bewältigen den Neuaufbau. Eine lokalgeschichtliche Analyse der unmittelbaren Nachkriegszeit am Beispiel Bonn (Bonner Studien zur Frauengeschichte. Bd. 1), Pfaffenweiler 1993.
- 22 Vgl. Nori Möding: Die Stunde der Frauen? Frauen und Frauenorganisationen des bürgerlichen Lagers, in: Martin Broszat (Hrsg.): Von Stalingrad zur Währungsreform [. . .], München 1988, S. 619–647.
- 23 Vgl. Ute Frevert: Frauen auf dem Weg zur Gleichberechtigung – Hindernisse, Umleitungen, Einbahnstraßen, in: Martin Broszat (Hrsg.): Zäsuren nach 1945, München 1990, S. 113–130. Vgl. Annette Kuhn: 1945 – Versäumte Emanzipationschancen? Feministische Überlegungen zur Refamilialisierung nach 1945, in: Frauen in den neuen Bundesländern. Rückzug in die Familie oder Aufbruch zur Gleichstellung in Beruf und Familie? Hrsg. v. d. Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1991, S. 17–43.
- 24 Vgl. Sigrid Metz-Göckel: Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen, in: Ursula Beer (Hrsg.): Klasse. Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Bielefeld 1987, S. 25–57.
- 25 GLA 465a/51/68/1225.
- 26 Vgl. Barbara Guttman: Entnazifizierung – (k)ein Thema der historischen Frauenforschung?, erscheint im Mai 1995 in: Ariadne 27.
- 27 BNN 18. 7. 1946
- 28 Elisabeth Großwendt, geb. 1881, wurde 1906 die erste Gewerbeaufsichtsbeamtin Elsaß-Lothringens. Während des Ersten Weltkrieges war sie zunächst Leiterin der Zentrale für Kriegsfürsorge der Stadt Colmar, später Referentin für Arbeiterinnenfragen der Kriegsamtsstelle Straßburg gewesen. Nach einer kurzen Tätigkeit als Referentin des Landesamtes für Arbeitsvermittlung in Stuttgart und als Geschäftsführerin des städtischen Jugendamtes in Halle kam sie im April 1920 als Jugendamtsleiterin nach Karlsruhe und war somit die erste Frau in Amtsleiterposition in der Stadtverwaltung. 1933 wurde sie auf Betreiben der Nazis entlassen, 1945 aber nicht wieder eingestellt. 1946 bis 1949 war sie bei den BNN tätig, wo sie zunächst eine Frauen- und eine Jugendrubrik redigierte. Diese Themenbereiche blieben Schwerpunkt ihrer journalistischen Arbeit. Großwendt, die bereits vor 1933 der DDP sowie der bürgerlichen Frauenbewegung angehört hatte, war nach 1945 in der DVP aktiv. Sie verstarb 1960.
- 29 BNN 25. 5. 1946.
- 30 Die Biographie Kunigunde Fischers kann als exemplarisch für die „Frauen der ersten Stunde“ gelten: 1882 geboren, hatte sie bereits 1909 die Frauensektion der Karlsruher SPD mitgegründet, hatte 1912 im Armen- und Waisenrat der Stadt gesessen und war nach dem Ersten Weltkrieg maßgeblich am Aufbau der Karlsruher Arbeiterwohlfahrt beteiligt. Stadträtin war sie bereits 1919 bis 1922 gewesen. 1919 wurde sie für die SPD in den badischen Landtag gewählt, dem sie bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten angehörte. Wie alle Landtagsabgeordneten der SPD und der KPD wurde sie am 18. März 1933 in Haft genommen, eine weitere Inhaftierung erfolgte nach dem Hitler Attentat 1944. Fischer, die 1965 zur Ehrenbürgerin der Stadt Karlsruhe ernannt wurde, starb 1967.
- 31 Vgl. BNN 6. 1. 1948.
- 32 Vgl. StAK 1/H.-Reg./2861.
- 33 Vgl. auch Reingard Jäkl: 1945 – eine politische Chance für Frauen?, in: „Ich bin meine eigene Frauenbewegung.“ Frauen-Ansichten aus der Ge-

- schichte einer Großstadt. Hrsg. v. Bezirksamt Schöneberg, Berlin 1991, S. 268–297, hier S. 273.
- 34 BNN 6. 1. 1948.
- 35 BNN 16. 11. 1946.
- 36 Vgl. StAK 1/H.-Reg./2896.
- 37 Vgl. BNN 17. 1. 1948.
- 38 Vgl. StAK 1/H.-Reg./2896.
- 39 Vgl. BNN 27. 6. 1946.
- 40 Vgl. Ute Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt am Main 1986, S. 274 f.
- 41 Vgl. Birgit Meyer: Wenn ich gebraucht werde, dann bin ich da. Frauen in der Politik der Nachkriegszeit bis heute, in: Frankfurter Rundschau v. 27. 8. 1994, und dies: „Hat sie heute denn überhaupt gekocht?“ Frauen in der Politik von der Nachkriegszeit bis heute, in: Margit Brückner, Birgit Meyer (Hrsg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume (Forum Frauenforschung, Bd. 7), Freiburg [1994] S. 369–409, hier insbes. S. 380.

Das Land Baden unter französischer Besatzung 1945–1952

Ergebnisse eines Forschungsprojekts

Noch bis vor wenigen Jahren wurde über die französische Besatzungszone nahezu einhellig ein ausgesprochen negatives Urteil gefällt: „Die Besatzungspolitik der Franzosen war in vielen Bereichen schlimmer als in den übrigen Zonen“, so lautete etwa das Urteil von Rolf Steininger.¹ In vielen anderen Gesamtdarstellungen zur Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik bleibt die französische Besatzungspolitik nahezu unerwähnt oder sie wird nur sehr negativ geschildert. Getrieben von einer „unbarmherzigen Sicherheits- und Reparationspolitik“ hätten die Franzosen an ihrem Ziel einer maximalen wirtschaftlichen Nutzung der Zone bis 1948 keine Abstriche gemacht, so Hans-Peter Schwarz.² Gegenüber diesem Hauptziel, so resümiert Klaus-Dietmar Henke, seien Maßnahmen der Militärregierung in anderen Bereichen, etwa der Kulturpolitik, lediglich als „accessoire“ zu klassifizieren. Er warnt daher auch beständig davor, bei der Analyse der französischen Besatzungspolitik nicht den „Verlockungen und Gefahren des milden Blicks“ zu erliegen.³ Eine Anzahl jüngerer Untersuchungen der letzten Jahre hingegen versuchte, diese Sicht zu revidieren, positive Ansätze französischer Besatzungspolitik freizulegen und als Gründe für die keinesfalls verschwiegenen Härten und Fehlgriffe besatzungspolitische Sachzwänge und Hypothesen aus dem „Dritten Reich“ zu benennen.⁴ Diese Richtung bezog auch erstmals in großem Umfang französische Quellen in ihre Analyse mit ein. In der Tat kam man vielen neuen Facetten auf die Spur; zahlreiche ältere Thesen sind heute widerlegt. Vor dem Hintergrund, daß das Land Rheinland-Pfalz als dauerhafte Eigenschöpfung der Franzosen Bestand hatte, die

Länder Baden und Württemberg-Hohenzollern jedoch lediglich siebenjährige Provisorien blieben, wandte sich die historische Forschung viel stärker dem nördlichen Teil der französischen Zone zu.⁵ Der südliche Teil fristete demgegenüber in der Forschung ein recht stiefmütterliches Dasein, nicht zuletzt deshalb, weil die Gründung von Rheinland-Pfalz als Beleg genommen wurde, daß die Besatzungsmacht eine klare Rangfolge der Länder vorgenommen habe. Baden und mehr noch Württemberg-Hohenzollern hätten sich danach nur im „Windschatten“ von Rheinland-Pfalz bewegt. Abträglich für eine Beschäftigung mit der Geschichte der französischen Südzone war auch die Auflösung der alten Länder nach der Gründung Baden-Württembergs. Die Traditionen der untergegangenen Staatswesen interessierten weniger als die Geschichte des „Siegens“. Das Interesse an den eigenständigen Entwicklungen in der französischen Zone, vor allem im badischen Teil, dessen Bevölkerungsmehrheit gegen den Südweststaat gestimmt hatte, geriet in den Hintergrund gegenüber der Suche nach einer Identität des neuen Bundeslandes.

Daß sich eine Beschäftigung mit der Geschichte des Südteils der französischen Zone dennoch lohnt, zeigen die Ergebnisse des zwischen 1987 und 1990 am Historischen Seminar der Universität Freiburg durchgeführten, von der Stiftung Volkswagenwerk geförderten Forschungsprojektes: „Das Land Baden unter französischer Besatzung 1945–1952“, die im folgenden dargestellt werden sollen.⁶

Französischen Vorstellungen zufolge sollten starke, historisch gewachsene Länder in einem zukünftigen Deutschland einen dezentralen, föderalistischen Aufbau garantieren, durch



Im Oktober 1945 besuchte General de Gaulle Freiburg, die Hauptstadt des französisch besetzten Landes Baden.

(Stadtarchiv Freiburg)

fortschrittliche soziale und politische Strukturen beispielgebend wirken und nicht zuletzt französische Interessen sichern. Dies unterschied die französische Besatzungspolitik fundamental von der amerikanischen, die zwar ebenfalls einen föderalistischen Aufbau eines zukünftigen Deutschland befürwortete, länderspezifischen Neuordnungen jedoch abgeneigt war.

Baden spielte in den Überlegungen der Franzosen so etwas wie die Rolle eines Musterlandes. Als direkter Nachbar Frankreichs war daher das kleine Land im Südwesten von ganz anderer Bedeutung als Württemberg-Hohenzollern, das man am liebsten gegen das amerikanisch besetzte Nordbaden ausgetauscht hätte. Die französischen Vorstellungen trafen sich mit denjenigen vieler deutscher Verantwortlicher. Die dezentralistische beziehungsweise föderalistische Ausrichtung französischer Politik fiel im katholischen Südwesten, wo eine allgemeine Tendenz zu regionaler Autonomie und antipreußischen Ressentiments feststellbar war, auf fruchtbaren Boden. Alle Parteien und

Verbände handelten in Baden nach dem Motto, im eigenen Land etwas auf die Beine zu stellen, das später vielleicht einmal als mustergültig und vorbildhaft gelten könnte, wenn es um eine gesamtdeutsche Nachkriegsordnung ging. Das hing auch damit zusammen, daß man in Südbaden nach der willkürlichen Trennung des Landes durch die Besatzungsmächte und der Verschmelzung des nördlichen Landesteiles mit Nordwürttemberg die Treuhänderschaft für das ganze Land Baden beanspruchte. Dagegen war man in Württemberg-Hohenzollern viel zurückhaltender. Die Politiker aller Couleur begriffen das künstliche Land als vorübergehendes Provisorium, sie richteten sich deshalb an Nordwürttemberg aus und wollten künftigen politischen Entscheidungen auf höherer, auch nationaler Ebene nicht vorgreifen.

Die Offenheit der französischen Besatzungsmacht für reformpolitische Ansätze war nicht uneigennützig, sondern entsprang einem sicherheitspolitischen Kalkül. Aus leidvoller Erfahrung sah man die eigene Sicherheit nur durch eine demokratische Neuordnung im

Nachbarland garantiert. Aus den genannten Gründen kam es im französisch besetzten Baden zu einer ganzen Reihe von reformpolitischen Ansätzen und Sonderentwicklungen. Das fing zunächst bei den Parteien an. In Baden schlossen sich die verschiedenen christlichen Strömungen nicht zur CDU zusammen, sondern zur Badischen Christlich-Sozialen Volkspartei (BCSV), die für Baden eine starke Eigenständigkeit forderte. Gegenüber ihren Parteifreunden in den anderen Besatzungszonen schlugen auch die badischen Sozialdemokraten 1945/46 einen bemerkenswerten und einzigartigen Sonderweg ein. Sie gründeten nicht die SPD, sondern die Sozialistische Partei Land Baden. Neben starken Tendenzen, eine einheitliche demokratische Arbeiterpartei zu gründen und die Sozialistische Partei als Integrationsangebot an die Kommunisten zu verstehen, gab es auch eine starke föderalistische Linie, die in der ausgeprägtesten Form in Überlegungen zu einer Republik Baden mündete. Zum anderen blieben die badischen Sozialdemokraten aber nicht bei regionalen und bodenständigen Föderalismuskonzepten stehen. Die Überlegungen in Baden waren vielmehr verwoben mit zukunftsweisenden europapolitischen Perspektiven, die weit über das hinausgingen, was zu jener Zeit in der SPD diskutiert wurde.

Die französische Politik zeichnete sich, bei aller Widersprüchlichkeit, durch Eigenständigkeit und Originalität aus. Ein herausragendes Beispiel hierfür ist die in der französischen Besatzungszone praktizierte Spielart der Entnazifizierung, die „auto-épuration“. Die Franzosen warteten bereits im Herbst 1945 mit einem eigenen französischen Entnazifizierungskonzept auf, das den Austausch belasteter Eliten in allen Bereichen des öffentlichen Lebens als unerläßliche Bedingung für einen demokratischen Neubeginn festschrieb und deshalb die Deutschen selbst maßgeblich daran beteiligte. Dieses Verfahren mußte sich nicht allein auf die Angaben im Fragebogen stützen, sondern konnte sich die umfassenden Kenntnisse von ortsansässigen Ausschüssen zunutze machen und bot daher die Chance für ein differenziertes Vorgehen. Die Verantwortlichen übersahen jedoch die Gefahren, die dieses Verfahren in sich barg. Sehr oft wurde auf-

grund von Denunziationen entschieden, und es kam zu sehr ungerechten Säuberungsentscheidungen. Eklatante Fehlurteile waren schließlich unvermeidlich, als die Militärregierung Ende 1946/Anfang 1947 massiven Druck auf die Kommissionen ausübte, die Entnazifizierung möglichst bald abzuschließen. Die Säuberungsmaschinerie begann jetzt im Akkord zu arbeiten. Anstatt sich auf schwerer Belastete zu konzentrieren, stürzte man sich auf die Bagatellfälle. Das Ergebnis waren zahllose unhaltbare Entscheidungen gegen kleine Parteigenossen und Unschuldige. Auch mit Rücksicht auf die anderen Alliierten entschied die französische Besatzungsmacht im Frühjahr 1947, das in der amerikanischen Zone übliche Spruchkammersystem nun auch in ihrem Besatzungsgebiet einzuführen.

Die bedeutsamsten Errungenschaften wurden wohl im Bereich der Sozialpolitik auf den Weg gebracht. Neben einer vorbildlichen Kriegsopferversorgung mit sehr hohem Leistungsniveau kam es in Baden bereits 1946 zu einer Sozialversicherungsreform: man brachte nach skandinavischem Vorbild eine beitragsfreie, durch Steuern finanzierte Staatsbürgerversorgung auf den Weg. Außerdem gestattete die französische Besatzungsmacht schon 1947/48 wieder eine soziale Selbstverwaltung der Deutschen, während in der amerikanischen und britischen Zone Sozialwahlen bis 1953 blockiert blieben. Seit 1949 kam es zu einer langsamen Rücknahme dieser Reformen. Dies lag einmal am Umschwenken deutscher Politiker und am wachsenden Protest der Interessenverbände, vor allem der Ersatzkassen, mehr aber noch am Anpassungsdruck, den die Bizone, später die Bundesrepublik ausübte.

Ein solcher Anpassungsdruck und Vorbehalt des amerikanischen Oberbefehlshabers Clay ließen auch das badische Betriebsrätegesetz nicht voll zu Wirkung kommen. Dieses folgte ebenfalls einem dezentralistischen Konzept. Die Gewerkschaften in Baden setzten bei der Neuordnung der Wirtschaft nämlich weniger auf staatliche Lenkung und Planung sowie auf Sozialisierung – sie favorisierten die Mitbestimmung der Arbeitnehmer auf betrieblicher Ebene. Clay protestierte Ende 1948 bei seinem französischen Kollegen Koenig gegen die seiner Ansicht nach zu weitreichenden Inhalte des



1. Mai 1947: Eine der Hauptforderungen der badischen Gewerkschaften war ein demokratisches Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer in den Betrieben.

(Stadtarchiv Freiburg)

Gesetzes, vor allem gegen die überbetriebliche Mitbestimmung, die daraufhin – zum Unwillen der französischen Dienststellen – aus alliierter „Solidarität“ suspendiert wurde. Die betriebliche Mitbestimmung blieb bis zur bundeseinheitlichen Regelung durch das Betriebsverfassungsgesetz von 1952 in Kraft.

Das französisch besetzte Baden war jedoch mitnichten eine besatzungspolitische Idylle: Alle Neuordnungsvorstellungen waren zwischen den Parteien heftigst umstritten, eine Art Wiederaufbaugemeinschaft aller Parteien gab es hier nicht. Die badische Verfassung von 1947 fand nur die Mehrheit der bürgerlichen Parteien, die Linksparteien lehnten sie wegen ihrer Sozial- und Wirtschaftsartikel ab. Die erste parlamentarische Regierung, eine „schwarz-rote“ Koalition zerbrach schon innerhalb weniger Monate über dem ersten sozialpolitischen Reformvorhaben, der Bodenreform. Diese Reform, deren Durchführung von der französischen Besatzungsmacht im Rahmen ihrer Demokratisierungspolitik gefordert wurde, nahm die badische Regierung unter Leo Wohleb nur sehr widerwillig in Angriff. Die christliche Partei bevorzugte in der Agrarpolitik eine behutsame Vorgehensweise, die an die herkömmliche Betriebs- und Eigentumsordnung anknüpfen sollte. Konflikte zwischen Besatzungsmacht und christlicher Regierungspartei ergaben sich insbesondere dort, wo französische und deutsche Neuordnungsvorstellungen aufeinanderprallten. Schule und Erziehung war ein solcher Bereich. Französischen Vorstellungen zufolge sollte die Bildungs- und Kulturpolitik dazu beitragen, die deutsche Gesellschaft zu demokratisieren, um sie wieder in die Gemeinschaft der demokratischen Völker aufnehmen zu können. Innerhalb des französischen Sicherheitskonzeptes gegenüber Deutschland nahmen Bildung und Kultur daher frühzeitig eine besondere Rolle ein. Im Rahmen dieser Konzeption erlangte die Veränderung im Schulwesen überragende Bedeutung. Die Militärregierung sah in der Reform des Bildungsbereiches den Schlüssel zur geistigen Demilitarisierung der deutschen Gesellschaft. Aber auch die christliche Partei sah auf diesem Gebiet einen großen Handlungsbedarf. Die Erziehung der Jugend war im Rahmen ihres Rechristianisierungskonzeptes ein Be-

reich, in dem eine gesinnungsmäßige Neuordnung anzusetzen hatte. Daß die Schulfrage schließlich zu den strittigsten Themen zwischen Militärregierung und katholischer Kirche sowie den christlichen Parteien der Zone gehörte, lag in der französischen Haltung begründet, die den konfessionellen Charakter der Volksschulen ablehnte. In Baden, wo die Simultanschule bereits seit 1876 bestand, wurde die Lehrerbildung zum Konfliktpunkt. Hier sahen französische Pläne vor, daß überkonfessionelle Lehrerbildungsanstalten junge, unbelastete Lehrer aus Arbeiter- und Bauernkreisen heranziehen sollten. Die Widerstände auf deutscher Seite gegen diese Pläne waren beträchtlich: Die katholische Kirche und die BCSV verlangten die Wiedereinführung der konfessionellen Lehrerbildung. Von der Besatzungsmacht durchgeführte Reformen wurden entweder unterlaufen oder nach der Gründung der Bundesrepublik wieder zurückgenommen. Zurecht kann das Scheitern der meisten schulpolitischen Konzeptionen letztlich auf den Widerspruch zwischen der propagierten Demokratisierung, die eben auch eine Selbstbestimmung der deutschen Bevölkerung bedeutete, und der Umerziehung nach rein französischen Wertvorstellungen zurückgeführt werden.

Die französische Politik länderspezifischer Neuordnungen ist insgesamt gescheitert und weitgehend aus dem Bewußtsein der Bevölkerung verschwunden. Dies lag vor allem daran, daß die sozialreformerische Demokratisierungspolitik der Militärregierung durch eine rigide Ausbeutungs- und Demontagepolitik unterlaufen wurde. Für den „normalen“ Arbeiter etwa wirkte der Streit über ein Mitbestimmungsgesetz wie aus einer anderen Welt; für ihn zählte, daß die Franzosen ihm noch 1948 durch ihre „Demontagewut“ die Existenzgrundlage entzogen.

Neben dem in den Städten herrschenden Wohnungsmangel stellte die Versorgungskrise während der gesamten Nachkriegszeit bis über die Währungsreform hinaus das bestimmende Alltagsproblem für die Bevölkerung dar, wobei im Jahr 1947 der absolute Tiefpunkt erreicht wurde. Die Gründe für diese Krise waren vielschichtig: Alle Länder der französisch besetzten Zone galten als landwirtschaftliche Zugschußgebiete. Insbesondere Fleisch, Getreide,

Kartoffeln und Saatgut mußten von außerhalb eingeführt werden. Kriegsschäden und Beschlagnahmungen durch die Besatzungsmächte schränkten aber gerade die Transportmöglichkeiten ungeheuer ein. Zur Ernährungskrise und zur schlechten Stimmung in der französischen Besatzungszone trug zudem bei, daß sich hier die Besatzungsmacht im Gegensatz zu Amerikanern und Briten aus der eigenen Zone ernährte, denn infolge der deutschen Besetzung war Frankreich selbst wirtschaftlich ausgeblutet. Lebensmittelentnahmen, Holzeinschläge und Demontagen führten schließlich zu schweren Konflikten zwischen Besatzungsmacht und den deutschen Regierungen.

Starke Auswirkungen dieser Situation befürchteten sowohl die französische Militärregierung als auch deutsche Politiker für die gerade erst im Entstehen begriffene demokratische Neuordnung. So machte Generalverwalter Laffon, der Chef der „zivilen“ Militärregierung, schon frühzeitig darauf aufmerksam, daß schlechte Lebensbedingungen keine gute Basis für den Aufbau einer Demokratie darstellen. Der französische Landesgouverneur in Freiburg aber auch die Baden-Badener Zentrale traten daher wiederholt, aber meist vergebens bei übergeordneten Stellen in Paris für eine Herabsetzung von Entnahmen und Demontagen ein.

Längst nicht alles an der Nachkriegsmisere ging auf das französische Schuldkonto. Der Besatzungsmacht wurden auch Wirkungen zur Last gelegt, die aus der ruinösen Wirtschafts-, Finanz- und Kriegspolitik des „Dritten Reichs“ resultierten, sich jedoch erst nach dem Zusammenbruch entfalteten. Diese Hypothek des Dritten Reiches und die besatzungsinternen Bemühungen, die Not zu lindern, konnten von den meisten Zeitgenossen nicht gesehen werden. Jeden Tag sichtbar hingegen waren die Härten der Franzosenzeit. Die positiven Ansätze der Franzosenzeit verschwanden für den normalen Deutschen fast vollständig hinter dem Dickicht offensichtlicher Ausplünderungspolitik.

Als seit 1948 im Südwesten Deutschlands ein heftiger Streit darüber entbrannte, ob man die alten Länder Baden und Württemberg wiederherstellen oder einen Südweststaat bilden sollte, war es auf Seiten der Befürworter einer

Vereinigung der drei südwestdeutschen Länder die Devise „Fortschritt gegen Restauration“, unter der der Kampf geführt wurde. Gewiß war es „fortschrittlich“, daß die Wirtschaft eines neuen, geeinten Landes stärker und ausgeglichener sein würde. Auch erhoffte man von einer großräumigeren Lösung eine kostengünstigere Verwaltung. Außerdem gewann das vereinigte südwestdeutsche Gebiet an Gewicht im Rahmen der neuen Bundesrepublik Deutschland. Und nicht zuletzt schienen ja für die Stabilität der föderalistischen Struktur der Bundesrepublik in etwa gleich große und gleich starke Länder die beste Garantie. Aber waren denn nicht auch die dezentral-föderalistischen Konzepte in Baden „fortschrittlich“? Gab es denn nicht in der badischen Verfassung „fortschrittliche“ Elemente, die im Nachkriegsdeutschland ihresgleichen suchten? War es falsch, wenn die badische Landesregierung vor der Volksabstimmung über die Neugliederung damit warb, daß das Land Baden „unbestritten das Bundesland mit der fortschrittlichsten Sozialgesetzgebung“ ist? Sollte man das alles auf dem Altar der Ländervereinigung opfern?

Der Vorsitzende des Badischen Gewerkschaftsbundes, Wilhelm Reibel – im übrigen ein Befürworter des Südweststaates –, stellte sich genau solche Fragen – und er tat dies sogar öffentlich. Damit handelte er sich von der Stuttgarter Gewerkschaftsleitung harsche Kritik ein. Gustav Maurer, christlicher Gewerkschafter und aktiver Altbadener, kommentierte Reibels Abmahnung sarkastisch: „[. . .] in dem Augenblick, in dem sich badische Gewerkschaftsfunktionäre für die Bildung eines Südweststaates einsetzen, besorgen sie die Geschäfte ihrer schärfsten Sozialgegner, nämlich der württembergischen Hochfinanz, der schwäbischen Schlotbarone und der württembergischen Wirtschaft und Industrie, die alle von der Bildung des Südweststaates ein großes finanz-, volks- und wirtschaftspolitisches Geschäft auf Kosten des badischen Volkes erwarten.“ Die nüchternen Argumente der „Arbeitsgemeinschaft der badischen Arbeiter, Angestellten und Beamten“ waren vermutlich wirkungsvoller. Sie notierten auf der Haben-Seite des Landes Baden „Errungenschaften“ aus den Jahren der französischen Besatzungszeit: das fortschrittlichste Betriebsrätegesetz, den Landeswirt-



Ankunft eines Zuges vom Kaiserstuhl. Da die offiziellen Nahrungsmittelzuteilungen bei weitem nicht ausreichten, mußte sich die Stadtbevölkerung auf dem Lande selbst versorgen.

(Stadtarchiv Freiburg)

schaftsrat, Tarifverträge mit den höchsten Spitzenlöhnen, die beste Landesschlichtungsordnung, die Selbstverwaltung in der Sozialversicherung, die höchste Kriegsopferversorgung, die niedrigste Arbeitslosenzahl – und das alles im Vergleich mit dem gesamten Bundesgebiet. Allzu viel blieb also nicht mehr übrig von der Devise „Fortschritt gegen Restauration“, die die Südweststaatsbefürworter in die Diskussion geschleudert hatten. Natürlich ging man bei der schon traditionsreichen Betonung der „Mustergültigkeit“ Badens nicht so weit, wie dies der provisorische französische Regierungschef General de Gaulle 1946 getan hatte. Er hatte bei Besuchen in der Besatzungszone auf die historischen Bande zwischen Baden und Frankreich abgehoben, die er erneuern wollte. Das allermeiste von diesen Vorstellungen war seit 1948 im Vorfeld der Gründung der Bundesrepublik Makulatur. Die „gewöhnlichen“ Menschen wollten davon ohnehin nicht mehr viel wissen. Sie erinnerten sich vor allem an die „Demontagewut“ der Besatzungsmacht, an die kahlgeschlagenen Wälder und an die

Jahre des Hungers und der Alltagsorgen. Aber die badischen Politiker, die sich auf die französischen Spielräume zur Demokratisierung eingelassen hatten, waren nicht davon ausgegangen, daß das Land Baden lediglich ein Provisorium sei. Im Landesrahmen sollten vielmehr harte Tatsachen geschaffen werden, die beispielgebend auch für andere Teile Deutschlands hätten sein können. Doch die Isolierung der französischen Zone gegenüber den größeren und politisch gewichtigeren beiden anderen Westzonen vereitelte genau dies. Denn die wesentlichen Entscheidungen über die Wirtschafts- und Sozialverfassung der Bundesrepublik Deutschland fielen vor ihrer Gründung in der Bizonenverwaltung. Man hatte, gleichsam unter Quarantäne, in Baden einen eigenständigen Weg eingeschlagen. Mit der Gründung der Bundesrepublik war dieser Weg zu Ende. Dem Druck aus der Bizone und der neugegründeten Bundesrepublik hatte das kleine Land nichts entgegenzusetzen. Alle wesentlichen politischen und sozioökonomischen Alternativbestimmungen, vom Betriebsrätegesetz bis zur

Kriegsopferversorgung, wurden zurückgenommen und an die Bundesgesetzgebung angeglichen, was teilweise starken Rückschritten gleichkam. Das Land Baden hatte mit Hilfe der französischen Siegermacht so sehr auf seine Eigenständigkeit gepocht und sich damit isoliert, daß es sie nun doppelt einbüßte. Es ging nicht allein in der Bundesrepublik auf – wozu es keine ernsthaften Alternativen geben konnte –, sondern auch im Südweststaat.

Anmerkungen

- 1 Rolf Steininger, *Deutsche Geschichte 1945–1961. Darstellung und Dokumente* in zwei Bänden, Frankfurt a. M. 1983, hier Bd. 1, S. 70.
- 2 Hans-Peter Schwarz, *Vom Reich zur Bundesrepublik Deutschland. Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945–1949*, Stuttgart 1980.
- 3 Henkes Äußerungen in: Institut Français de Stuttgart (Hrsg.), *Die französische Deutschlandpolitik zwischen 1945 und 1949. Ergebnisse eines Kolloquiums des Institut Français, Ludwigsburg, das am 16.–17. Januar 1986 im Institut Français de Stuttgart stattgefunden hat*, Tübingen 1987, S. 54.
- 4 Rainer Hudemann, *Sozialpolitik im deutschen Südwesten zwischen Tradition und Neuordnung 1945–1953. Sozialversicherung und Kriegsopferversorgung im Rahmen französischer Besatzungspolitik*, Mainz 1988. Ein Forschungsüberblick bei: Edgar Wolfrum, *Französische Besatzungspolitik in Deutschland nach 1945. Neuere Forschungen über die „vergessene Zone“*, in: *Neue Politische Literatur* 35 (1990), S. 50–62.

- 5 Vgl. Franz-Josef Heyen (Hrsg.), *Rheinland Pfalz entsteht. Beiträge zu den Anfängen des Landes Rheinland-Pfalz in Koblenz 1945–1951*, Boppard 1984. Peter Brommer (Bearb.), *Quellen zur Geschichte von Rheinland-Pfalz während der französischen Besatzung. März 1945 bis August 1949*, Mainz 1985. Alain Lattard, *Gewerkschaften und Arbeitgeber in Rheinland Pfalz unter französischer Besatzung 1945–1949*, Mainz 1988. Katrin Kusch, *Die Wiedergründung der SPD in Rheinland-Pfalz (1945–1951)*, Mainz 1989. Rainer Möhler, *Entnazifizierung in Rheinland-Pfalz und im Saarland unter französischer Besatzung von 1945 bis 1952*, Mainz 1992. Auch die Beiträge des folgenden Sammelbandes beschäftigen sich in erster Linie mit Rheinland-Pfalz: Claus Scharf, Hans-Jürgen Schröder (Hrsg.), *Die Deutschlandpolitik Frankreichs und die französische Zone 1945–1949*, Wiesbaden 1983.
- 6 *Erste Ergebnisse des Projekts: Edgar Wolfrum. Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie. Politische Neuansätze in der „vergessenen Zone“ bis zur Bildung des Südweststaates 1945–1952*, Düsseldorf 1991. Reinhard Grohnert, *Die Entnazifizierung in Baden 1945–1949. Konzeptionen und Praxis der „Eputation“ am Beispiel eines Landes der französischen Besatzungszone*, Stuttgart 1991. Peter Fäßler, *Badisch, Christlich und Sozial. Zur Geschichte der BCSV/CDU im französisch besetzten Land Baden (1945–1952)*, Frankfurt a. M. u. a. 1995. Sowie die Beiträge der Projektbearbeiter in: Joseph Jurt (Hrsg.), *Die „Franzosenzeit“ im Lande Baden von 1945 bis heute. Zeitzeugnisse und Forschungsergebnisse*, Freiburg 1992. Cornelia Rauh-Kühne, Michael Ruck (Hrsg.), *Regionale Eliten zwischen Diktatur und Demokratie. Baden und Württemberg 1930–1952*, München 1993. Eine Gesamtdarstellung der Projektergebnisse in: Peter Fäßler, Reinhard Grohnert, Edgar Wolfrum: *Krisenjahre und Aufbruchzeit. Alltag und Politik im französisch besetzten Baden 1945–1949*, München (erscheint 1995).

Nachkriegsgeschichte als Stadtgeschichte

Methoden und Themen

Niemand wird heute behaupten, daß wir auf Entdeckungsreisen in verwaiste Territorien aufbrechen, wenn wir uns mit Stadtgeschichte befassen. Das Gegenteil ist schon eher richtig. Denn Stadtgeschichte hat Konjunktur. Besonders augenfällig wird dies bei der großen Zahl von Stadtgeschichten, die auf politisch-administrative Nachfrage zurückgehen. Kaum eine mittlere oder größere Stadt, die in den vergangenen Jahren nicht mit der Historie ihres Ortes zumindest den heimischen Buchmarkt erobern wollte. Dabei bewegen sich die Werke unbestritten oft auf einem hohen und anspruchsvollen wissenschaftlichen Niveau. Stadtgeschichten sind zu Prestigeobjekten geworden, aber die Hochglanzprodukte einer städtischen „image policy“ sind nur die Spitze eines Eisberges. Lokale Zugänge zu vergangenen Wirklichkeiten sind vielfältiger. Während Stadtgeschichte für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit seit langem eine fest etablierte Fachdisziplin ist, hat sie im akademischen Umfeld die Zeitgeschichte erst seit den 70er Jahren erobert.¹

Was kann eine moderne Stadtgeschichtsschreibung für die Zeit- und besonders Nachkriegsgeschichte leisten? Wo liegen ihre Chancen und Verdienste, wo ihre Grenzen und Risiken? Diese Fragen sollen in einem doppelten Zugriff diskutiert werden, zunächst anhand einiger methodischer Überlegungen und sodann am Beispiel von ausgewählten Themenbereichen der neuesten Forschung.

1. METHODISCHE ÜBERLEGUNGEN

In einer lehrreichen Skizze über Mikro-Historie zitiert Hans Medick den italienischen

Historiker Giovanni Levi mit der schönen Bemerkung: „Mikro-Historie, das heißt nicht, kleine Dinge anschauen, sondern im Kleinen schauen“.² Seit die Stadtgeschichte ihre frühere Provinzialität abgelegt hat und im In- und Ausland diskutiert wird,³ ist sie eine enge Verbindung mit Ansätzen der Mikro-Historie und der Alltagsgeschichte eingegangen. Alltagsgeschichtliche Fragestellungen bildeten den Startpunkt für die Konjunktur der Lokalgeschichte. Ihnen ging und geht es um Zugriffe auf die konkreten Lebensverhältnisse der – zumal „kleinen“ – Leute, sie wollen subjektiven Erfahrungen nachspüren, individuellen Realitätsdeutungen und Wahrnehmungsstrukturen, die einem auf der Makroebene der Geschichte nur zu häufig versperrt bleiben. Sie lenken den Blick auch auf Alternativen in der Geschichte, die nicht Wirklichkeit wurden. Freilich entstand eine solcherart neue Perspektive nicht im luftleeren Raum, sondern sie war in Deutschland rückgebunden an allgemeine gesellschaftliche Entwicklungen der 70er und 80er Jahre, an die Abkehr von der großen Politik, an die Suche nach übersichtlicheren Strukturen.⁴ Bürger- und Stadtteilinitiativen, Geschichtswerkstätten und „Barfußhistoriker“ gehörten zusammen und trieben etablierten Historikern wie Hans-Ulrich Wehler nicht nur die Zornesröte ins Gesicht,⁵ sondern ließen sie auch ernsthaft die Frage erörtern, ob die Alltags- und Lokalgeschichte ein Königsweg zu neuen Ufern oder ein Irrgarten der Illusion sei.⁶

Drei Aspekte überlappten sich bei der neuen Alltags- und Lokalgeschichte: Erstens war es die neue Perspektive, die man als Wiederkehr des Individuellen, das neue Interesse am namentlich benannten Menschen bezeichnen

kann. Man wollte weg von den übergeordneten anonymen, blutleeren Strukturen, aber dahinter stand überdies die Grundüberzeugung, „daß man im Individuellen gleichsam Totalität im Kleinen erfassen könne“⁷. Insofern trifft der Vorwurf der angeblichen Theoriefeindlichkeit der Alltagsgeschichte nicht zu. Aber es bleibt dennoch – zweitens – einzuräumen, daß hinter dem alltagsgeschichtlichen Paradigma zunächst auch die Abkehr von der immer steriler gewordenen Theoriediskussion innerhalb der Strukturgeschichte in den 70er Jahren stand. Nicht zuletzt damit gelangte in die deutsche Alltagsgeschichte ein Zungenschlag von Kultur- und Zivilisationskritik, die sich auch als Modernitätskritik versteht.⁸ Da man Lebenswelten von „kleinen Leuten“ nachspüren wollte, die aber nur selten einen schriftlichen Niederschlag gefunden haben und die Archive somit stumm bleiben, kam es schließlich drittens zu einer Rezeption der Oral History, die jedoch oft als Zaubermittel zur Erzeugung neuer aussagekräftiger Quellen mißverstanden wird.⁹

Stadtgeschichte gilt häufig auch als ein Ausweis der politischen Kultur vor Ort. Geschichtsvereine tragen zur Demokratisierung bei und fordern die Menschen auf, dort zu graben oder nach historischen Spuren zu suchen, wo sie gerade stehen.¹⁰ Das ist die eine Seite der Medaille; die andere Seite ist die Entprofessionalisierung, die in Maßen auch erwünscht sein mag. Aber die Identitätsstiftung, die subjektiv-emotionale Ortsanbindung und die erstrebte Steigerung der Ich-Stärke durch historische Selbstvergewisserung können sich als problematisch erweisen. Allzu häufig nämlich endet dies in einem Rückzug in die scheinbare Idylle, trägt zur Entstehung neuer harmonistischer Mythen und zum Verfall des Politischen bei. Eine Überbetonung der Subjekte in der Geschichte läuft zudem Gefahr, in Trivialisierung zu münden, worauf Hans-Ulrich Thamer mit Blick auf das „Dritte Reich“ eindringlich hinweist: „Im Falle des Nationalsozialismus kann eine (...) selbstgenügsame Alltagsgeschichte zur Verharmlosung des Außerordentlichen, Singulären des Nationalsozialismus, nämlich seiner Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik, der katastrophalen Folgen seiner kriminellen Energien führen.“¹¹ Wo also liegt vor diesem eben skizzierten allgemeinen Hintergrund der

Nutzen der Lokalgeschichte für die Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik? Drei, mir besonders wichtig erscheinende Aspekte möchte ich herausgreifen und kurz erörtern: erstens die Verklammerung von Mikro- und Makrogeschichte, zweitens interlokale Vergleiche sowie drittens das Problem der Periodisierung der Nachkriegszeit.

Kleinräumige Untersuchungsfelder eröffnen die Chance, die facettenreichen Umschichtungsprozesse vom „Dritten Reich“ zur Besatzungszeit und zur Republikgründung in ihrer feingliedrigen Verästelung freizulegen sowie Handlungsalternativen und „vergebliche“ Ansätze zu entdecken, die aus einer Vogelperspektive ebenso leicht wie zu Unrecht aus dem Gesichtskreis entschwinden würden. Das methodische Instrumentarium einer so verstandenen Alltags-, Lokal- und Regionalgeschichte ist vor allem von den großen neuen Projekten zur Erforschung des „Dritten Reiches“ sowie der revolutionären sozialgeschichtlichen Umbrüche zwischen „Stalingrad und Währungsreform“ bereitgestellt worden.¹² Unter Alltag wird die „subjektiv-situative Innenseite der Wirklichkeit“¹³ verstanden. Das meint die Vielfalt von Einstellungs- und Handlungsweisen, die verschiedenen Lebens- und Aktionsformen, Formen der Verarbeitung des Erlebten, Motivationsstrukturen, Ängste, Ressentiments und so weiter. Aber auch Alltags- und Erfahrungsgeschichte muß sich auf Strukturen beziehen und die Verknüpfung von Herrschaft und Alltag leisten. Die Geschichte nur von den politischen Kommandohöhen aus zu analysieren greift zu kurz und verliert die Lebenslagen der Menschen aus dem Blick, ebenso die subjektiven Verarbeitungsmechanismen des Erlebten, die einem politischen Handeln vorausgehen. Doch viele kleine und subjektiven Geschichten sind noch nicht die Geschichte. Die Nagelprobe für Lokalhistorie ist, ob sie zu verallgemeinerbaren und übergreifenden Ergebnissen vorstößt, ob sie über das jeweils Besondere und Einzigartige hinaus zu Generalisierungen gelangt.¹⁴

Ein Beispiel aus der französischen Besatzungszeit mag veranschaulichen, was gemeint ist: Beim Streit um die Wertung der Jahre 1945–49 geht es meist um die Frage, was höher zu veranschlagen sei, die übergreifenden

Planungen der Alliierten oder die subjektiven Stimmungen der Deutschen vor Ort. Für sich allein genommen ist keine der beiden Ebenen hinreichend erkenntnisfördernd. Eine Reduktion auf die Mikroebene übersieht, daß die Besatzungsmacht vielfältige demokratische Konzeptionen hatte; eine Reduktion auf die Makroebene wiederum kann nicht erklären, warum diese Konzepte in der kollektiven Wahrnehmung der Deutschen keine Würdigung erfahren haben. Aber durch eine Verklammerung von Mikro- und Makroebene, von Alltags- und Strukturgeschichte, von prekärer Lebenslage und Demokratisierungspolitik, wird beides sichtbar. Man erkennt die Demokratie-Politik der Besatzungsmacht, aber ebenso, wieso die Menschen ein ausgesprochen negatives Bild dieser Zeit hatten. Die demokratischen Konzepte wurden Opfer der Alltagsnot; die abstrakte Demokratisierungspolitik erreichte die Menschen gar nicht erst, weil diese angesichts von Hunger und Elend damit beschäftigt waren, ihr Überleben zu organisieren.¹⁵

Für eine moderne Lokalgeschichte sind makrohistorische Einbettungen mithin unabdingbar. Hinzu kommt – damit ist der zweite Aspekt angesprochen –, daß sie nicht bei einzelnen Fallstudien stehen bleiben darf, sondern zu Vernetzungen gelangen sollte, zu interlokalen Vergleichen, zu einer Lokalgeschichte in vergleichender Perspektive. Denn der Vergleich, so Klaus von Beyme, „wurde gleichsam als Surrogat für das Fehlen experimenteller Möglichkeiten in den Sozialwissenschaften gedacht“¹⁶. Stadtgeschichte muß ja nicht die Geschichte einer Stadt sein, sondern sie kann sich ebenso gut systematischen Vergleichen ausgewählter Themenfelder widmen und somit auch auf nationaler Ebene gewonnene Thesen überprüfen. Hier knüpft im übrigen die fachübergreifend kooperierende Urbanisierungsgeschichte an, die nicht so sehr einen Gegenstand, also die einzelne Stadt, behandelt, sondern „einen perspektivischen Gesamtblick auf die gesamtgesellschaftliche Entwicklung“¹⁷ eröffnen möchte. In gewisser Hinsicht ist also die Urbanisierungsgeschichte eine Stadtgeschichte in Erweiterung, ebenso wie etwa die Geschlechtergeschichte eine Erweiterung der Frauengeschichte darstellt.

Viele Themenbereiche bündeln sich in den Städten wie unter einem Brennglas: allgemeine Lebensverhältnisse, Wohnbedingungen, Milieuwandlungen, geschlechtsspezifische Wahrnehmungen und Rollenvorstellungen, Generationenkonflikte, kulturelle Umbrüche, politische Veränderungen und so fort. Das verweist auf den dritten Aspekt, der hier erörtert werden soll, auf die Periodisierungen der Nachkriegszeit.¹⁸ Viele Stadtgeschichten folgen in ihrem Aufbau den klassischen Zäsuren der Politikgeschichte: 1945 als Einschnitt, dann 1948 die Währungsreform, 1949 die Republikgründung. In den 50er Jahren wird es diffuser, man hält sich aber im wesentlichen an Wendepunkte, die nationale Regierungen setzten. Aber folgt der städtische Lebensrythmus tatsächlich diesen politischen Umbrüchen? Die Betonung der politischen Zäsur von 1945, mit der der deutsche Sonderweg an sein Ende gelangt ist, darf nicht mit dem Bewußtseinsstand der Menschen verwechselt werden. Viele empfanden die neue Zeit als gar nicht so neu, sondern als ein Wiederanknüpfen an die „normalen Friedensjahre“ vor dem Krieg, also an die 30er Jahre.¹⁹ Unter sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen, unter mentalitäts- und alltagsgeschichtlichen oder unter politikgeschichtlichen Blickwinkeln lassen sich je unterschiedliche und miteinander konkurrierende Zäsuren setzen. Ich möchte dafür plädieren, daß die Lokalgeschichte versucht, neue Periodisierungen zu erproben, die über kurzfristige politische Systembrüche hinausweisen und statt dessen die „longue durée“ (Braudel) in der Geschichte betonen. Sie vermag durch ihr „Schauen im Kleinen“ spezifische Mischverhältnisse zu rekonstruieren und Ungleichzeitigkeiten in den mehrdimensional verlaufenden Wahrnehmungshorizonten der Menschen aufzudecken.

2. THEMENBEREICHE DER NEUESTEN FORSCHUNG

Die Themenvielfalt, die sich für eine Nachkriegsgeschichte als Stadtgeschichte ergibt, ist groß. Allerdings haben sich in der Forschung der letzten Jahre eine Reihe dichtere thematische Stränge herausgebildet, die besonders in-

tensiv diskutiert werden; einige ihrer Erträge sollen im folgenden vorgestellt werden. Dabei geht es erstens um den politischen Neuanfang nach 1945, zweitens um Konsumgeschichte, drittens um Flüchtlinge und Vertriebene und viertens um die Städteplanung.

Der deutsche Nationalstaat war 1945 zerstört, die überlokalen und überregionalen infrastrukturellen Verbindungen und Kommunikationsnetze waren unterbrochen. Die alliierten Siegermächte standen im Land, Besatzungszonen hatte man eingerichtet und gegenseitig abgegrenzt, zentrale Regierungsgewalten existierten nicht mehr – schon gar nicht von deutscher Seite, aber auch der Alliierte Kontrollrat erwies sich zusehends als bedeutungslos. Die Politik der Siegermächte spielte sich auf der Ebene der Besatzungszonen ab, doch hier hatten regionale Zentralbehörden noch kein großes Gewicht. Stattdessen war das städtische Milieu der Ankerplatz sowohl für die Daseinsicherung der deutschen Verwaltung als auch für die Aktivitäten der jeweiligen Besatzungsmacht. Die Nachkriegsgeschichte Deutschlands ging lokal an den Start.

Aber 1945 bedeutete keine „Stunde Null“. Die „Nullpunkt“-Metaphorik ist eine nachträgliche Konstruktion der 50er Jahre, die unter den Gesichtspunkten der politischen Legitimation die zahlreichen Kontinuitätslinien verschleierte. Im Chaos der Trümmerlandschaften der Städte konnte man unmittelbar nach der Besetzung durch die Alliierten überall Wiederaufbau-Organisationen und „Antifaschistische Ausschüsse“²⁰ ausmachen. Sie waren Erscheinungen der Zusammenbruchgesellschaft, die viel zu lange zu Unrecht kaum eine Würdigung in der Forschung erfahren haben. Sie waren keine vernachlässigbaren Randphänomene, sondern überaus zahlreich; sie waren nicht – wie häufig unterstellt – nur kommunistisch orientiert, sondern bewahrten demokratische Traditionen auch der sozialistischen und christlichen Arbeiterbewegung; sie entstanden nicht erst, als alles schon vorbei war, sondern sie organisierten häufig die kampfbereite Übergabe von Städten und den Widerstand in den letzten Kriegmonaten²¹ und avancierten zu frühen Ansprechpartnern der Besatzungsmächte. Mit einem Wort: Sie halfen, die Lähmungskrise der deutschen Gesellschaft zwischen dem Zerfall

des NS-Regimes und der Errichtung einer funktionierenden Besatzungsverwaltung zu überwinden. Anknüpfend an frühe Pionierstudien aus den 60er und 70er Jahren von Kurt Klotzbach und Hans-Josef Steinberg, die den Widerstand gegen den Nationalsozialismus auf lokaler Ebene herausarbeiteten,²² hat man entdeckt, daß die Wurzeln der Ausschüsse sich bis ins Jahr 1944 zurückverfolgen lassen.

In der französischen Besatzungszone wurden die Antifaschistischen Ausschüsse, in denen sich Vertreter aller ehemaligen demokratischen Weimarer Parteien wiederfanden, die Keimzellen für den parteipolitischen Neu- und Wiederbeginn nach 1945.²³ Die Formierung der Parteienlandschaft begann in kleinen Zirkeln aus den Kommunen heraus. „Grass-root“-Demokratie, ein politischer Aufbau von unten nach oben, lautete das besatzungspolitische Konzept auch der Amerikaner. Die Städte und Ortschaften bildeten also den Bezugsrahmen für erste politische Initiativen, für politische Emotionen und Identifikationen, für das Wiederentstehen einer politischen Kultur im Nachkriegsdeutschland.²⁴ Daneben, und vor allem in der französischen Besatzungszone, war die kommunale Ebene der Handlungsrahmen für die erste Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, für deutsche Selbstreinigungsiniciativen und für den Beginn einer politischen „Säuberung“, die bei lokalen Funktionseliten begann.²⁵

Über die unmittelbare Nachkriegszeit hinaus sollten weitere Forschungen zur Stadtgeschichte sich den Wandlungen der städtischen Milieus widmen, dem Verhältnis von Veränderung und Beharrungskraft im kulturellen und sozialen Leben und in den Deutungsmustern der Menschen. Cornelia Rauh-Kühne hat in ihrer Studie über Ettlingen zwischen 1918 und 1939 das eindrucksvolle Porträt einer Kleinstadtgesellschaft gezeichnet und ihre Ergebnisse weisen weit über den lokalen Bereich hinaus;²⁶ solche Studien sollten über die Kriegs- und Nachkriegszeit hinweg weitergeführt werden.²⁷

Ein erst in den letzten Jahren sich stärker entwickelnder Forschungszweig in Deutschland ist die Konsumgeschichte. Arbeiten über die „Hungerjahre“ nach dem Zweiten Weltkrieg, über Schwarzmarkt und Hamsterfahrten

hat es schon seit längerem gegeben.²⁸ Heute ist man dabei, die Wege, die in die westdeutsche „Konsumgesellschaft“ der 50er und 60er Jahre führten, freizulegen.²⁹ Den Versuch eines Städtevergleichs in der „Rationen-Gesellschaft“ nach 1945 hat vor kurzem Rainer Gries unternommen.³⁰ Am Beispiel der Städte Leipzig, München und Köln fragt er nach der mentalen Struktur der Nachkriegszeit, die geprägt war von Kartoffel-Anarchie, Brot-Kollapsen und Versorgungsprostitution. Gries gelingt es, verschiedene Verhaltensmuster in den einzelnen Städten zu modellieren, er spricht von einer Hungermentalität in München, von Hungerstreiks in Köln und von Hungerwahlen in Leipzig. Die vergleichsweise gut versorgten Münchener kompensierten den Nachkriegshunger mit traditionellen antipreußischen Tiraden; die miserabel versorgten Kölner äußerten ihren Unmut in Massendemonstrationen, während besatzungspolitischer Druck in der sowjetischen Zone ein solches Verhalten in Leipzig verhinderte. Die Hinwendung der ostzonalen Arbeiterstädte zur bürgerlichen Parteien in den ersten Nachkriegswahlen interpretiert Gries als einen „verhaltens(n) Versorgungsprotest“.³¹

Eine gesamtdeutsche Konsumgeschichte zu schreiben gelingt Gries nicht vollends, denn er klammert unverständlicherweise die gesamte französische Zone aus.³² Auch nur am Rande angesprochen wird die gegenseitige Konkurrenz der Städte untereinander, der Stadt-Egoismus, der auch zwei benachbarte Städte wie ein tiefer Graben trennen konnte. Aber Gries stößt mit seinem konsumgeschichtlichen und lokalen Ansatz zu einigen zentralen übergreifenden Thesen vor. Im Gegensatz zu den Sowjets und den Briten führten die Amerikaner mit den Deutschen vom ersten Tag der Besetzung an eine fast schon harmonisch zu nennende Besatzungspartnerschaft. Das Fundament der neuen Partnerschaft legten nicht große Worte, sondern Waren: US-Soldaten verteilten Süßigkeiten an Kinder, US-Konserven beglückten Hausfrauen und US-Getreide stillte den Brothunger. Die Gleichung einer hoffnungsvollen Zukunft lautete schlicht: Amerika ist Demokratie, und Demokratie ist Konsum. Eine solche „Alltags-Akzeptanz“³³ hat es bei den Sowjets nie gegeben, sie konnten sich nicht durch Kaugummi und Schokolade legitimieren. In ihrer Zone zu

leben bedeutete, von Konsum und Zulagen ausgeschlossen zu sein.

Wer waren die Träger des privaten Konsums in Westdeutschland? Waren es in erster Linie die Frauen, die seit 1949 wieder mit Kunden- und Verbraucherzeitschriften, wie „Die kluge Hausfrau“ traktiert wurden, deren Auflagehöhe die Millionenmarke problemlos überschritt? Das verweist auf die Frage der Geschlechterrollen. Bedeutete 1944/45 die „Stunde der Frauen“, weil sie zahlreiche Kriegsbeendigungsaktionen initiierten, weil sie den Wiederaufbau in die Hand nahmen, weil sie das Überleben im Alltag organisierten und weil ihre Bedeutung als Arbeitskräfte so stark gestiegen war?³⁴ Die Jahre nach 1945 müßten einmal vollständig aus der Perspektive von Frauen geschrieben werden, denn nur so lassen sich die Alltagsveränderungen im Selbstverständnis herausfinden, aber auch die nach wie vor ungelöste Frage beantworten, warum die Frauen in den 50er Jahren anscheinend so bereitwillig wieder an Küche und Herd zurückfanden, warum die traditionelle Rollenstruktur – ohne viel Aufsehens? – restauriert werden konnte.

Ähnliche Phänomene tauchen im übrigen auch bei Flüchtlings- und Vertriebenenfrauen auf. In den vergangenen Jahren sind viele, vor allem lokal- und regionalgeschichtlich ausgerichtete Studien zum Problem der Flüchtlingseingliederung in Westdeutschland entstanden, wobei Abschied genommen wurde vom Mythos der schnellen Integration, der sich in den 60er Jahren herausgebildet hatte.³⁵ Nach wie vor umstritten ist die Frage, ob die Flüchtlinge einen gesellschaftlichen Modernisierungsschub ausgelöst haben, ob es ein Modernisierungsschub unter konservativen Vorzeichen war, oder ob gar der Strukturwandel in ländlichen und kleinstädtischen Regionen schon vor der Flüchtlingszuwanderung eingesetzt hatte. Um diese Frage zu klären genügt es nicht, die vielfältigen Unterbringungs- und Versorgungsprobleme der Flüchtlinge zu beschreiben, wie es in zahlreichen Lokalstudien geschehen ist. Wichtiger ist, die einseitige Fixierung auf die Flüchtlinge zu lockern, stattdessen das aufnehmende Milieu in den Dörfern und Städten einmal genauer auszuleuchten und nach Veränderungen zu suchen, die vielleicht schon vor 1945 eingesetzt haben.³⁶

Die soziale, ökonomische, kulturelle und psychologische Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen stellte die Städte und die ländlichen Gemeinden vor besonders gravierende Probleme, sie führte nicht nur zu demographischen Verschiebungen, sondern zu gegenseitigen Abgrenzungsmechanismen und zu einem eklatanten Stadt-Land-Gegensatz. Von vielen Mangel- und Notsituationen im Zeichen des totalen Krieges blieb die Landbevölkerung weitgehend verschont. Für sie kam der schockartig erlebte Einbruch in die dörfliche Lebenswelt mit dem Kriegsende, mit Ausplünderungen, mit der nicht abreißen Belegung der Dörfer mit Flüchtlingen, mit der ständigen Anforderung an weitere Hilfsbereitschaft. Die selbst notleidende Stadtbevölkerung war viel stärker sensibilisiert als gutsituierte Bauern, was eine Aufnahme der Flüchtlinge in den Städten, zumindest in sozial-psychologischer Hinsicht, erleichterte, wie eine Studie über die Stadt Mannheim nahelegt.³⁷

Wenn man die besonderen politischen Ursachen sowie die harten und zuweilen grausamen individuellen Schicksale der Flüchtlinge und Vertriebenen, aber auch der Zwangs- und Fremdarbeiter vor 1945 in Deutschland ausblendet, so können die Bevölkerungsbewegungen und Integrationsprobleme unter allgemeineren Gesichtspunkten der Migration betrachtet werden. Mit dem Mauerbau von 1961 versiegte der Flüchtlingsstrom aus der DDR, die westdeutsche Wirtschaft ging über auf die Anwerbung von Gastarbeitern aus süd- und südosteuropäischen Ländern.³⁸ Auch der Umgang mit Fremden heutzutage sowie die Asylproblematik sind Politikbereiche, von denen die Kommunen besonders betroffen sind. Hier kann das Wissen um die Geschichte in der Tat zu einer Voraussetzung für kommunalpolitische Entscheidungen werden.

Gleiches gilt für den letzten Themenbereich, den ich abschließend nur kurz anreißen möchte, für die Stadtplanung. Der amerikanische Historiker Henry Ashby Turner, Jr. hat 1989 ein kleines, sehr anregendes, aber von vielen als anstößig empfundenes Büchlein geschrieben. Es war eine kontra-faktische Analyse der deutschen Geschichte, die von der Frage ausging, was geschehen wäre, wenn Adolf Hitler 1930 gestorben wäre. Mit Blick auf die Städte

schrieb Turner: „Die Städte eines Deutschland, dem Hitler und der Krieg erspart geblieben wären, stünden noch; im Vergleich zu den modernen Metropolen, die, zumindest im Westteil Deutschlands, auf den Ruinen des Dritten Reiches errichtet wurden, wären sie vielleicht malerischer, aber auch überaltert und in weiten Teilen sanierungsbedürftig. Viele Deutsche würden in Quartieren wohnen, die vielleicht anheimelnder wären als moderne Wohnhäuser, aber weit weniger Komfort böten. Berlin wäre eine vibrierende und bedeutende Stadt, aber es wäre auch ein gewaltiger, übervölkerter Moloch mit sechs bis acht Millionen Einwohnern, mit weit ins Umland hineinwuchernden Trabantenstädten und mit allen Problemen einer Megalopolis. Wie andere große Ballungszentren – London, Paris, New York, Tokio – nähme es im kulturellen Leben seines Landes einen so zentralen und beherrschenden Rang ein, daß es die Ressourcen und Talente aus dem ganzen Land weitgehend absaugen würde. Städte wie Köln, Frankfurt, Hamburg, München und Stuttgart wären infolgedessen weit weniger vital in kultureller Hinsicht, als sie es heute sind.“³⁹

Ein Zurück in die Zeit vor 1933 war allein schon aufgrund des hohen Zerstörungsgrades vieler Städte unmöglich. Die nun erforderliche forcierte Gewerbe- und Baupolitik resultierte aus Sachzwängen und verbaute im wahrsten Sinne des Wortes eine Restauration. Die Architektenträume von der „authentischen“ Rekonstruktion der alten Stadt wurden abgelöst von Konzepten einer entschiedenen Neugestaltung, wie es angesichts der Ruinenfelder des Weltkrieges plötzlich möglich war.⁴⁰ Dieser Prozeß war voller Widersprüche: Der Bau autogerechter Innenstädte und Slumsanierungen gingen Hand in Hand.⁴¹ Eine moderne Stadtgeschichte hat auch danach zu fragen, wie sich solche Veränderungen auf die Handlungsräume der Menschen auswirkten.

Dies soll an Beispielen genügen. Zum Schluß stellt sich die Frage: Wie steht es um die Zukunft der Stadtgeschichte? So zu fragen ist keineswegs belanglos, denn angesichts der politischen Umwälzungen welthistorischen Ausmaßes, wie wir sie seit 1989 erlebt haben, kann ein gewisser Paradigmenwechsel in der historischen Forschung nicht ausbleiben. Die

nationale und internationale Politikgeschichte, die Staaten, Bündnissysteme und Regime analysiert, wird in der Forschung wieder an Gewicht gewinnen. Der Boom der Alltags- und Lokalgeschichte dürfte sich abflachen. Für Schwanengesänge besteht aber kein Anlaß, denn eine moderne, methodisch reflektierte, mehr und mehr vergleichend arbeitende und zu generalisierbaren Ergebnissen vorstoßende Stadtgeschichte hat auch unter veränderten geschichtswissenschaftlichen Perspektiven vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten.

Anmerkungen

- 1 Das gilt vor allem für die historische, alltagsgeschichtlich ausgerichtete Forschung, um die es hier im wesentlichen geht. Als Kommunalwissenschaft, die in historischer Perspektive langfristige Prozesse und Veränderungen erfaßt, um kommunalpolitische Entscheidungen zu fundieren, ist Stadtfor- schung älter. Eine neue, gute, epochen- und länder- übergreifende Einführung in die Diskussionen der Disziplin bietet: Mayrhofer, Fritz (Hg.), Stadtge- schichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspekti- ven, Linz 1993. Beispielsweise wird hier auch die methodisch besonders fruchtbare französische For- schung vorgestellt, vgl. François, Etienne, Die fran- zösische Stadtgeschichtsforschung. Schwerpunkte und neue Richtungen, S. 133–141. Außerdem: En- geli, Christian/Matzerath, Horst (Hg.), Moderne Stadtgeschichtsforschung in Europa, USA und Ja- pan. Ein Handbuch, Stuttgart 1989; Krabbe, Wolf- gang R., Die deutsche Stadt im 19. und 20. Jahrhun- dert. Eine Einführung, Göttingen 1989.
- 2 Diese Äußerung machte Levi auf einer Tagung in Basel im Jahre 1990, zitiert nach Medick, Hans, Mikro-Historie, in: Schulze, Winfried (Hg.), Sozial- geschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 40–53, hier S. 40.
- 3 Vgl. dazu den sehr aufschlußreichen Aufsatz von: Saldern, Adelheid von, Die Stadt in der Zeitge- schichte. Überlegungen zur neueren Lokalge- schichtsforschung, in: Die alte Stadt 18 (1991), S. 127–153.
- 4 Die Literatur zur Alltagsgeschichte ist mittlerweile immens gewachsen. Einen guten Überblick unter Verwendung der neuesten Literatur bietet: Hardt- wig, Wolfgang, Alltagsgeschichte. Eine kritische Bilanz, in: Schulze, Sozialgeschichte (Anm. 2), S. 19–32. Außerdem: Bausinger, Hermann, Erlebte Geschichte – Wege zur Alltagshistorie, in: Saeculum 43 (1992), S. 95–107; Lüdtke, Alf (Hg.), Alltags- geschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfah- rungen und Lebensweisen, Frankfurt/Main, New York 1989; Steinbach, Peter, Geschichte des Alltags

- Alltagsgeschichte, in: Neue politische Literatur 31 (1986), S. 249–273; Zang, Gert, Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regio- nal- und Alltagsgeschichte, Konstanz 1985.
- 5 Wehler, Hans-Ulrich, Geschichte – von unten gese- hen. Wie bei der Suche nach Authentischem Engage- ment mit Methodik verwechselt wird, in: „Die Zeit“ Nr. 19., 3. Mai 1985.
 - 6 Wehler, Hans-Ulrich, Alltagsgeschichte. Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusion?, in: Ders., Aus der Geschichte lernen?, München 1987, S. 130–151. Vgl. auch die neue Einschätzung eines weiteren führenden Sozialhistorikers der Bundesre- publik: Kocka, Jürgen, Perspektiven für die Sozial- geschichte der neunziger Jahre, in: Schulze, Sozial- geschichte (Anm. 2), S. 33–39.
 - 7 Hardtwig, Alltagsgeschichte (Anm. 4), S. 21.
 - 8 Ebda., S. 20.
 - 9 Auch für dieses Gebiet ist inzwischen die Literatur sehr vielfältig; verwiesen sei deshalb an dieser Stelle nur auf das gut einführende Bändchen: Vorländer, Herwart (Hg.), Oral History. Mündlich erfragte Ge- schichte. Acht Beiträge, Göttingen 1990.
 - 10 Vgl. beispielsweise: Geschichtsvereine. Entwicklun- gen und Perspektiven lokaler und regionaler Ge- schichtsarbeit, Bergisch-Gladbach 1990.
 - 11 Thamer, Hans-Ulrich, Lokalgeschichte und Zeitge- schichte, in: Debatten um die lokale Zeitgeschichte. Methoden, Träger, Themen, Formen, hg. von Wolf- gang Isenberg (Schriftenreihe der Thomas-Morus- Akademie Bernsberg), Bergisch Gladbach 1990, S. 9–20, hier S. 16.
 - 12 Bahnbrechend war das auf sechs Bände angelegte Projekt „Bayern in der NS-Zeit“ des Instituts für Zeitgeschichte in München, die Martin Broszat her- ausgegeben hat. Wichtig ist darüber hinaus das Projekt „Widerstand und Verweigerung im Saar- land 1933–1945“, vor allem dessen zweiter Band: Mallmann, Klaus Michael/Paul, Gerhard, Herr- schaft und Alltag. Ein Industrierevier im Dritten Reich, Bonn 1991. Über die politische Zäsur von 1945 hinaus weist das zur Chiffre für den säkularen Wandel gewordene Buch, das Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke und Hans Woller herausgege- ben haben: Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988 und öfter. Außerdem: Rauh-Kühne, Cornelia/Ruck, Michael (Hg.), Regionale Eliten zwi- schen Diktatur und Demokratie. Baden und Würt- temberg 1930–1952, München 1993.
 - 13 Mallmann/Paul, Herrschaft und Alltag (Anm. 12), S. 14.
 - 14 In dieser Hinsicht mustergültig ist Ueberschär Gerd R., Freiburg im Luftkrieg 1939–1945. Mit einer Photodokumentation der Altstadt am 27. November 1944 von Hans Schadek, Freiburg 1990. Weit aus- hohlend schildert Ueberschär die Entwicklung der Luftkriegsführung seit dem Ersten Weltkrieg und ordnet dann das Freiburer Geschehen in den Ge- samtrahmen ein, so daß seine Resultate weit über das lokale Fallbeispiel hinaus relevant sind. Auch

- die hohe wissenschaftliche Standards erfüllende Geschichte der Stadt Freiburg kann als gelungenes Beispiel einer „Gesellschaftsgeschichte einer Stadt“ gelten. Die Herausgeber formulieren im Vorwort des zuerst erschienenen dritten Bandes, der bis zur Gegenwart reicht, ihre anspruchsvolle Zielsetzung: „Wenn die sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen, politischen und administrativen Teilprozesse gesellschaftlicher Entwicklung in ihrem Beziehungsgeflecht, deren Wahrnehmung und Verarbeitung durch die Menschen und ihr daraus folgendes Verhalten im Wandel von Zeit und Raum für die Geschichte Freiburgs untersucht werden, so soll dadurch die Einzigartigkeit unserer Stadt, ihre Individualität, ebenso erfaßt werden wie ihre Einordnung in allgemeine, übergreifende Geschehnisse und Strukturen. Vielleicht vermag unsere Darstellung den regionalgeschichtlichen Vergleich anzuregen.“ Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Band 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. im Auftrag der Stadt Freiburg i.Br. von Heiko Haumann und Hans Schadek, Stuttgart 1992, S. 16.
- 15 Vgl. dazu Wolfrum Edgar, Das Bild der „düsteren Franzosenzeit“. Alltagsnot, Meinungsklima und Demokratisierungspolitik in der französischen Besatzungszone nach 1945, in: Martens, Stefan (Hg.), Vom „Erbfeind“ zum „Erneuerer“. Aspekte und Motive der französischen Deutschlandpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg, Sigmaringen 1993, S. 87–113.
 - 16 Beyme, Klaus von, Der Vergleich in der Politikwissenschaft, München 1988, S. 52.
 - 17 Reulecke, Jürgen, Fragestellungen und Methoden der Urbanisierungsgeschichtsforschung in Deutschland, in: Mayrhofer, Stadtgeschichtsforschung (Anm. 1), S. 55–68, hier S. 55. Weiterhin zu diesem Ansatz: Lenger, Friedrich, Neuzeitliche Stadt- und Urbanisierungsgeschichte als Sozialgeschichte, in: Archiv für Sozialgeschichte 30 (1990), S. 376–442; Matzerath, Horst, Lokalgeschichte, Stadtgeschichte, Historische Urbanisierungsforschung?, in: Geschichte und Gesellschaft 15 (1989), S. 62–88; Zimmermann, Clemens, Urbanisierung – Stadtgeschichte – Stadtentwicklung, in: Neue Politische Literatur 38 (1993), S. 7–28.
 - 18 Für die allgemeine Fragestellungen der Zeitgeschichte nach 1945 liegen jetzt vier sehr gute Aufrisse vor: Schildt, Axel, Nachkriegszeit. Möglichkeiten und Probleme einer Periodisierung der westdeutschen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und ihre Einordnung in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44 (1993), S. 567–580; Erker, Paul, Zeitgeschichte als Sozialgeschichte. Forschungsstand und Forschungsdefizite, in: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993), S. 202–238; Doering-Manteuffel, Anselm, Deutsche Zeitgeschichte nach 1945. Entwicklungen und Problemlagen der historischen Forschung zu Nachkriegszeit, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 41 (1993), S. 1–29; Hockerts, Hans Günter, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 29–30 (1993), S. 3–19.
 - 19 Vgl. Schildt, Nachkriegszeit (Anm. 18), S. 576. Er bezieht sich auf Thesen aus dem großen Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960“. Vgl. Niethammer, Lutz (Hg.), „Die Jahre weiß man nicht, wo man die hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Bonn/Berlin 1983 und Ders. (Hg.), „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Bonn/Berlin 1983.
 - 20 Beim Begriff „Antifaschistische Ausschüsse“ handelt es sich übrigens um eine Sammelbezeichnung für unterschiedliche Namen, die sich die Gruppen selbst gaben. „Antifaschismus“ als Begriff ist heute infolge seines sinnentleerten herrschaftslegitimatorischen Gebrauchs in der untergegangenen DDR negativ aufgeladen. Aber in seinem historischen Bezug und als Ausdruck der Selbsteinschätzung der Akteure bleibt er nach wie vor angemessen und verwendbar.
 - 21 Vgl. Wolfrum, Edgar, Widerstand in den letzten Kriegsmonaten, in: Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (Hg.), Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn 1994, S. 537–552.
 - 22 Klotzbach, Kurt, Gegen den Nationalsozialismus. Widerstand und Verfolgung in Dortmund. Eine historisch-politische Studie, Hannover 1961; Steinberg, Hans-Josef, Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945, Bonn 1974.
 - 23 Vgl. Wolfrum, Edgar, Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie. Politische Neuansätze in der „vergessenen Zone“ bis zur Bildung des Südweststaates 1945–1952, Düsseldorf 1991; Fäßler, Peter, Badisch, christlich und sozial. Zur Geschichte der BCSV/CDU im französisch besetzten Land Baden (1945–1952), Frankfurt/M. 1995.
 - 24 Vgl. Holtmann, Everhard, Politik und Nichtpolitik. Lokale Erscheinungsformen politischer Kultur im frühen Nachkriegsdeutschland. Das Beispiel Unna und Kamen, Opladen 1989.
 - 25 Vgl. Grohnert, Reinhard, Die Entnazifizierung in Baden 1945–1949. Konzeption und Praxis der „Eputation“ am Beispiel eines Landes der französischen Besatzungszone, Stuttgart 1991.
 - 26 Rauh-Kühne, Cornelia, Katholisches Milieu und Kleinstadtgesellschaft. Ettlingen 1918–1939, Sigmaringen 1991.
 - 27 In Ansätzen hat dies einige Jahre zuvor bereits versucht: Köhler, Werner, Freiburg i. Br. 1945–1949. Politisches Leben und Erfahrungen in der Nachkriegszeit, Freiburg i. Br. 1987.
 - 28 Aus der Fülle der Beispiele: Wildt, Michael, Der Traum vom Sattwerden. Hunger und Protest, Schwarzmarkt und Selbsthilfe in Hamburg 1945–1948, Hamburg 1986.
 - 29 Wildt, Michael, Am Beginn der „Konsumgesellschaft“. Studien über Konsum und Essen in Westdeutschland in den 50er Jahren, Hamburg 1993; daneben auch die Beiträge von Arnold Sywottek, Michael Wildt und Jörg Roesler in dem Sammel-

- band: Schildt, Axel/Sywottek, Arnold (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993, S. 275–289.
- 30 Gries, Rainer, Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität. Leipzig, München und Köln nach dem Kriege, München 1991.
- 31 Ebda., S. 322.
- 32 Außerdem sind seine Kontinuitätslinien, die er bis in die Gegenwart hinein zieht, nicht überzeugend: Der Zusammenbruch der DDR und die Vereinigung Deutschlands werden bei Gries zu einem Resultat der Revolte von ostdeutschen Mochtegern-Konsumenten.
- 33 Ebda., S. 236.
- 34 Möding, Nori, Die Stunde der Frauen? Frauen und Frauenorganisationen des bürgerlichen Lagers, in: Brostzat, Martin/Henke, Klaus-Dietmar/Woller, Hans (Hg.) Von Stalingrad zur Währungsreform (Anm. 12), S. 619–647.
- 35 Der Zugang zu den Arbeiten erschließt sich am besten über die wichtigsten zusammenfassenden Aufsätze: Lüttinger, Paul, Der Mythos von der schnellen Integration. Eine empirische Untersuchung zur Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland bis 1971, in: Zeitschrift für Soziologie 15 (1986), S. 20–36; Bauer, Franz, Zwischen „Wunder“ und Strukturzwang. Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 32/87, S. 21–33; Sywottek, Arnold, Flüchtlingseingliederung in Westdeutschland. Stand und Probleme der Forschung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 51/89, S. 38–46; Holtmann, Everhard, Flüchtlinge in den 50er Jahren. Aspekte ihrer gesellschaftlichen und politischen Integration, in: Schild/Sywottek (Hg.), Modernisierung (Anm. 29), S. 349–361.
- 36 Diesen Ansatz verfolgt Brellie-Lewien, Doris von der, „Dann kamen die Flüchtlinge“. Der Wandel des Landkreises Fallingb. vom Rüstungszentrum im „Dritten Reich“ zur Flüchtlingshochburg nach dem Zweiten Weltkrieg, Hildesheim 1990.
- 37 Vgl. Grosser, Thomas, „Wir brauchten sie nicht zu nehmen, sind aber froh gewesen, daß sie hier gewesen sind“. Die Aufnahme der Heimatvertriebenen und SBZ-Flüchtlinge in Mannheim 1945–1960, in: Grosser, Christiane/Grosser, Thomas/Müller, Rita/Schraut, Sylvia, „Flüchtlingsfrage – das Zeitproblem“. Amerikanische Besatzungspolitik, deutsche Verwaltung und die Flüchtlinge in Württemberg-Baden 1945–1949, Mannheim 1993, S. 55–128.
- 38 Vgl. Herbert, Ulrich, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter – Zwangsarbeiter – Gastarbeiter, Berlin/Bonn 1986.
- 39 Turner, Henry Ashby, Jr., Geißel des Jahrhunderts. Hitler und seine Hinterlassenschaft, Berlin 1989, S. 78f.
- 40 Vgl. Durth, Werner/Gutschow, Niels, Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940–1950, München 1993; Beyme, Klaus von (Hg.), Neue Städte aus Ruinen. Städtebau der Nachkriegszeit, München 1992; Glaser Hermann/Pufendorf, Lutz von/Schönreich, Michael (Hg.), So viel Anfang war nie. Deutsche Städte 1945–1949, Berlin 1989.
- 41 Vgl. Schildt, Axel, Die Grindelhochhäuser. Eine Sozialgeschichte der ersten deutschen Wohnhochhausanlage Hamburg-Grindelberg 1945–1949, Hamburg 1988; ders./ Sywottek, Arnold (Hg.), Massenhochhaus und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/M./New York 1988.

DER OBERBÜRGERMEISTER
DER STADT FREIBURG

Zur Eröffnung der Ausstellung

*„Gold, Perlen und
Edel-Gestein. . .“*

Reliquienkult und Klosterarbeiten
im deutschen Südwesten

am Donnerstag, 29. 6. 1995,
18 Uhr

im Augustinermuseum Freiburg
sind Sie und Ihre Freunde
herzlich eingeladen.

Eröffnung:

Dr. Rolf Böhme
Oberbürgermeister

Seine Exzellenz
Weihbischof
Wolfgang Kirchgässner

Einführung:

Dr. Saskia Durian-Ress
Direktorin des
Augustinermuseums

Musikalische Umrahmung:

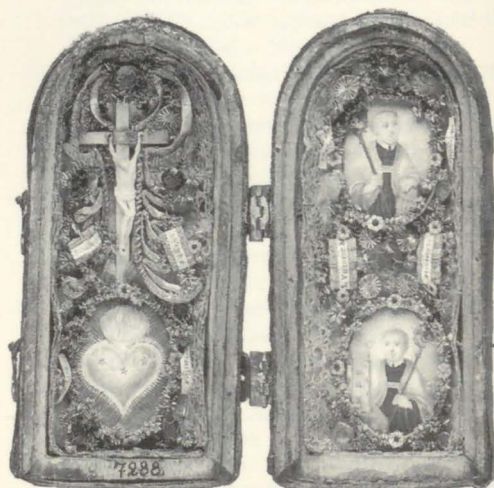
Gloria (1641)
Claudio Monteverdi
(1567—1643)

Funeral Musik
of Queen Mary (1694)
Henry Purcell (1659—1695)

Sinfonia
Georg Friedrich Händel
(1685—1759)

Trompete
Matthias Wörz
Jan Kolck

Posaune
Nils Schinker
Mihael Svangan



„Tanzen möcht' ich ...“.

Eine Filmcollage zum Leben im deutschen Südwesten 1945–1952

Medien prägen in hohem Maße unser Bild der historischen Wirklichkeit. Bilder und Filme zeigen das Kriegsende vor allem als Trümmerlandschaft, obwohl etwa 80 Prozent Südwestdeutschlands unzerstört blieben, wie Thomas Schnabel auf dem Karlsruher Symposium anmerkte. Aufnahmen, wie die des Stuttgarter Fotografen Hermann Weishaupt vom Frühling in Auenstein 1945 sind zu dieser Zeit eher selten. (Abb. 1/Abb. 2) Medien bringen es mit sich, daß eher das dokumentiert wird, was als neu erfahren wird, Aufmerksamkeit erregt, nicht das Altbekannte. Mediale Wahrnehmung (wie Wahrnehmung überhaupt) selektiert mehr oder weniger bewußt und läßt daher für sich genommen ein schiefes Bild der Wirklichkeit entstehen. Erst durch die Hinzuziehung weiterer Quellen nähert sich der Historiker der Wirklichkeit.

Ist bei dokumentarischen Aufnahmen, die Authentizität vorgeben, vieles ausgespart bzw. gestellt, so baut umgekehrt Fiktion, z. B. ein Spiel- oder Werbefilm auf der bestehenden Realität auf. Medien sind immer ein Produkt ihrer Zeit und geben daher Aufschluß über die jeweiligen Sehgewohnheiten, Mentalitäten und Lebensumstände. Bei dieser Betrachtungsweise von Medien geht es weniger um die vordergründig vermittelte Information, als vielmehr darum, was subtil miteinfließt und gemeinhin als Zeitgeist bezeichnet wird. Unter diesem Aspekt wurden Ausschnitte aus unterschiedlichen Filmdokumenten – Wochenschauen, Kultur- und Spielfilmen, Werbefilmen und Amateurfilmen – aus der Zeit 1945–1952, die im weitesten Sinn einen landesgeschichtlichen Bezug aufweisen, anlässlich des 40jährigen Landesjubiläums und im Rahmen der Ausstellung „Schau-Platz Südwest“ im Auftrag des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg von der

Münchner Regisseurin Carolin Otto zu einer knapp einstündigen Collage zusammengestellt.

Die historischen Filmdokumente wurden zum einen bei Archiven recherchiert, zum anderen bei Privatpersonen und Firmen, wo sie z. T. jahrzehntelang auf Dachböden schlummerten, aufgestöbert und erst über die Filmcollage, die bisher in 20 baden-württembergischen Gemeinden vorgeführt worden ist, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In der Collage überwiegen Filmausschnitte um 1950, da die Filmproduktion erst einige Jahre nach Kriegsende wieder verstärkt einsetzte. Wurde vorher nur vereinzelt auf Initiative von Gemeinden oder Kreisen das Ausmaß der Zerstörung und der Wiederaufbau filmisch dokumentiert (z. B. Zerstörung von Pforzheim (1946), Der Kreis Ludwigsburg baut auf (1946)), so thematisieren die Kulturfilme um 1950 vor allem die durch den Krieg verursachten sozialen Probleme und ihre Lösung sowie Demokratisierungsansätze, wobei der amerikanische bzw. französische Einfluß nicht nur an den Labeln „Zeit im Film“ oder „Blick in die Welt“ erkennbar ist. Daneben nehmen südwestdeutsche Filmproduktionsgesellschaften ihre Produktion auf, z. B. Walter Brandes-Film, Stuttgart, Wolf Hart-Film, Freiburg, Arbeitsgemeinschaft Film, Freiburg. „Als Babelsberg noch im Dreck lag, war Freiburg schon Filmstadt“, ließ die Badische Zeitung in einer Schlagzeile 1949 stolz verlauten. Die amerikanischen und französischen Wochenschauen („Welt im Film“ und „Blick in die Welt“) stilisieren das aktuelle Zeitgeschehen aus Politik, Kultur und Wirtschaft immer stärker zur Leistungsschau und Erfolgsstory der jungen Bundesrepublik und der westlichen Welt. Auffällig ist, daß fast sämtliche Filmdokumente der Faszination des technischen Fortschritts unterliegen und ein bestimmtes Frau-



Frühling in Auenstein, 1945

(Foto: Hermann Weishaupt. Archiv: Haus der Geschichte Baden-Württemberg)

enbild transportieren, das sich mit den Prädikaten: jung und hübsch, naiv und unselbständig, mit hausfraulichen Fähigkeiten ausgestattet, umschreiben läßt. Klischees gehören zum Film dazu, wie der Regisseur Oliver Storz in Anlehnung an Billy Wilder erst kürzlich in einem Interview bemerkte. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß sie einem historischen Wandel unterliegen.

16 Kulturfilme, 5 Werks- und Werbefilme, 4 Amateurfilme, 10 französische und 8 amerikanische Wochenschaubeiträge sowie 1 Spielfilm, die aus der Zeit 1945–1952 mit Bezug zum deutschen Südwesten recherchiert werden konnten, dienten als Steinbruch für die Collage. Dabei geht es in der Filmcollage weniger darum, die historisch-politische Entwicklung bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg nachzuzeichnen, als vielmehr darum, in welchem kulturgeschichtlichen Kontext sich diese vollzog. Die Filmcollage folgt keiner strengen Chronologie, sondern stellt verschiedene Themenbereiche nebeneinander, die das Alltagsleben berühren, z. B. Wiederauf-

bau, Arbeit, Freizeit, Verkehr, Technischer Fortschritt. Die Filmausschnitte führen vielfach eine Welt der Illusionen vor, in die durch Einschübe aus Wochenschaubeiträgen und Kulturfilmausschnitten zum politischen Zeitgeschehen immer wieder die Realität einbricht. Indem gezeigt wird, daß schönfärberische Bilder sehr schnell die NS- und Kriegsvorgänge, die man möglichst schnell loswerden wollte, überlagerten, wird der Verdrängungsprozeß aufgezeigt, der unmittelbar nach Kriegsende einsetzte. Die Komposition aus Originalbildern spricht eine eigene Sprache, die eine nachträgliche Kommentierung nur verwischen würde. Die Collage wurde als Kinofilm angelegt, weil diese Form das der damaligen Zeit adäquate Medium – Video gab es noch nicht – darstellt. In einem Kino, dem historischen Ort, entfalten die Bilder ihre Wirkung.

„Tanzen möcht' ich!“ klingt es aus dem Munde der jungen Protagonistin des 1949 entstandenen Kulturfilms „Ferienfahrt mit Barbara“. Zusammen mit ihrem Liebsten unternimmt sie das erste Mal nach dem Krieg eine Reise

durch den Schwarzwald. Der Blick aus dem Bus fällt auf eine friedliche, sonnenbeschiene Idylle. Die Fahrt führt vorbei an einer Schwarzwaldmühle und einer kleinen Kapelle. „Himmelreich“ ist auf einem Ortsschild am Wegesrand zu lesen. Auf der Terrasse eines Landgasthauses dreht sich Barbara schließlich zu den Klängen der Musik eines smart lächelnden Akkordeonspielers (Hohner). Schnitt. Brennende Häuser nach einem Luftangriff auf Stuttgart. Zwischen den Trümmern versuchen einige Menschen sich und ihre letzten Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Auch Freiburg ist bei Kriegsende eine Trümmerlandschaft, die 1949 die Kulisse für den Spielfilm „Wohin die Züge fahren“ von Boleslaw Barlog

bildet. Die Trümmerbeseitigung in der „Filmstadt“ Freiburg wurde eigens wegen der Dreharbeiten der Arbeitsgemeinschaft Film Freiburg (AGF) aufgeschoben. Mit einem Ausschnitt aus diesem Film, der am 3. Juni 1949 in Freiburg uraufgeführt wurde, von dem, wie die Recherchen ergaben, offenbar nur noch ein Fragment erhalten ist, beginnt die Collage. (Abb. 3)

Am Schluß der Filmcollage atmet besagte Barbara erleichtert auf: „Findest Du nicht, manchmal ist das Leben doch schon wieder schön geworden, nach allem, was war.“ Und ihr Verlobter fügt emphatisch hinzu: „Lassen wir das begraben sein. Wir müssen jetzt vorwärts streben, arbeiten und vertrauen. Wenn wir jetzt



Standbild aus dem Spielfilm „Wohin die Züge fahren“, 1949

(Foto: Alexander Krafft)

wieder schaffen können, kommen wir schon wieder hoch, – Du und ich, Europa und die Welt.“

Der Filmcollage gelingt es, durch die Kontrastierung von Filmausschnitten aus unterschiedlichen historischen Filmdokumenten deutlich zu machen, woher der eindringliche Wunsch rührt, endlich in Frieden und unbeschwert leben, – tanzen zu wollen. Tanzen zieht sich leitmotivisch durch den Film. Wenn man der berühmten Aufnahme von Roger-Viollet glauben darf, wurde in Frankreich (im Gegensatz zu Deutschland) aus Freude über das Kriegsende auf den Straßen getanzt. Nur zögernd wurde in Deutschland wieder getanzt, – hier eher aus dem Wunsch heraus, das Vergangene zu vergessen, endlich wieder unbeschwert sein zu wollen. Die Sehnsucht nach der heilen Welt kommt in den Heimatfilmen der fünfziger Jahre vollends zum Tragen. Aus heutiger Sicht wäre es sicherlich notwendig gewesen (und ist es noch immer), sich mit der NS- und Kriegsvorgangene auseinanderzusetzen. Es mag überraschen, daß die historische Realität eine andere ist, daß sich nämlich nach Kriegsende nur die wenigsten damit konfrontierten und ein Verdrängungsprozeß einsetzte. Verdrängt wurde vor allem die systematische Vernichtung von Juden, Sinti und Roma, die Verfolgung von Kommunisten und all den anderen, die nicht in das System der Nationalsozialisten paßten. Thema der Filmcollage ist nicht der Nationalsozialismus und Holocaust, sondern der Verdrängungsprozeß nach Kriegsende. Die Bilder von den Konzentrationslagern, wie sie der Film „Die Todesmühlen“ von 1945 offenbart und die die Amerikaner zu Reeducationszwecken der deutschen Öffentlichkeit, die von alledem nichts gewußt haben wollte, vor Augen zu führen versuchten, und Wochenschauaufnahmen von den Nürnberger Prozessen wurden sehr schnell überlagert von Bildern, die die deutsche Öffentlichkeit lieber sehen wollte.

Soweit kein Originalton vorhanden ist, wurden die Filmausschnitte in der Collage mit zeitgenössischer Musik unterlegt. Kam dem Schlager schon während des Krieges die Bedeutung zu, die Menschen von ihrem Leid abzulenken und sie optimistisch in die Zukunft schauen zu lassen („Davon geht die Welt nicht unter“), so spielte er auch in der Nachkriegs-

zeit als Trost- und Hoffnungsspender eine entscheidende Rolle. Viele Filmausschnitte suggerieren Aufbruchstimmung. Dieser Eindruck wird durch den Schlager von Ilse Werner „Mein Herz hat heut' Premiere“, mit dem diese Bilder unterlegt sind, entsprechend verstärkt. Der Wettlauf zwischen den amerikanischen und französischen Truppen beim Einmarsch im deutschen Südwesten wird in der Filmcollage musikalisch umgesetzt, indem zu den stummen, z. T. gestellten Bildern, mit denen die Amerikaner und Franzosen den Einmarsch dokumentierten, abwechselnd, aber auch sich überlagernd die bekannten Melodien von Glenn Miller „In the mood“ und Edith Piaf „Hymne à l'amour“ erklingen.

Immer wieder macht die Collage auf die Gleichzeitigkeit bzw. zeitliche Nähe historischer Ereignisse aufmerksam: Während nicht zuletzt die Amerikaner Deutschland gerade vom Faschismus befreit haben, werfen sie über Nagasaki und Hiroshima die Atombombe ab („Welt im Film“ vom 2. 11. 1945). Die Dramaturgie der amerikanischen Wochenschau setzt dabei den Atompilz und Luftbilder von den zerstörten Städten überaus ästhetisch ins Bild. Die Opfer kommen nicht vor.

Etwa zur gleichen Zeit, zu der ein Werbefilm der Post von 1952 („Die Wette“) den Kuß inszeniert, den sich ein junger Mann mit einer gewonnenen Wette verdient hat, setzt die Wochenschau („Welt im Film“ vom 8. 4. 1949) den Kuß der Familienangehörigen, der die im April 1949 nach Ulm zurückkehrenden Kriegsgefangenen erwartet, in Szene. Während ersterer Kuß die süße Belohnung für den Sieger eines Spiels ist, haftet letzterem Kuß, selbst wenn er für die Wochenschau gestellt wäre, etwas sehr Bitteres an, da er das Ende einer unglaublichen Leidenszeit bedeutet.

Die Demokratisierungsbemühungen der jungen Bundesrepublik, die in der Collage am Beispiel des Bürgerparlaments Eberbach (Frischer Wind in alten Gassen, Zeit im Film 1951) und der Verkehrsregelung (Jedermann ein Fußgänger, 1950) deutlich werden, mögen aus heutiger Sicht belächelt werden, belegen aber, daß die von der NS-Diktatur geprägte Generation an demokratische Verhaltensweise erst langsam herangeführt werden mußte. Wie Freiheitsdrang und verinnerlichtes Autoritätsden-



Uraufführung des Spielfilms „Wohin die Züge fahren“ in Freiburg am 3. Juni 1949.

(Foto: Alexander Kraft)

ken kollidieren, zeigt die Geschichte des kleinen Jungen aus Eberbach, der nach Amerika auswandern will, sich aber nicht traut, die Straße zu überqueren, weil es ihm sein Vater verboten hat. Kindermund und -auge – der sehnsüchtige Blick des kleinen Mädchens nach dem begehrten Eis, für das das Geld nicht reicht, – lassen mehr als viele Worte etwas vom Elend einer Zeit erahnen, in denen die Trümmer zum Abenteuerspielplatz wurden.

Neben relativ realistischen Darstellungen von Frauen bei der Hausarbeit, in der Landwirtschaft (Zehn Bauern unter einem Hut, Kutter 1948) und bei der Fabrikarbeit (Frauen stehen ihren Mann, Brandes 1950/51) sowie im sozialen Bereich (Eine Kleinstadt hilft sich selbst, 1950) reicht das Frauenklischee von der hübschen und naiven, mit hausfraulichen Fähigkeiten ausgestatteten Frau bis hin zu dem unansehnlichen alten Hausfrauendrachen. Während die Wochenschauen die Welt der Modeneuheiten von der Modenschau in Baden-Baden bis hin zur extravaganten Hutmode ins Rampenlicht stellen, zeigen die Kulturfilme

häufiger die weniger lichten Seiten des Alltagslebens der Durchschnittsfrauen auf, das sich in Hausarbeit, Kindererziehung, Erwerbs- oder landwirtschaftlicher Arbeit und im sozialen Engagement erschöpft. Die Hausarbeit wird allerdings nicht nur dokumentiert, sondern auch überzogen dargestellt, z. B. in der Waschmittelwerbung (Spuk auf der Leine, Flammer-Seifenwerke Heilbronn, um 1950). Nach den Wochenschaubildern von der Auslieferung ehemaliger Aufseherinnen des KZs Ravensbrück nach Warschau, wecken die Bilder von Frauen, die am Waschtag im Hinterhof eines Wohnblocks ihre saubere Wäsche bewachen, die Assoziation von Blockwartinnen. Kontinuität wird angedeutet und läßt die wohlfeile Rede von der Stunde Null brüchig werden.

Wieviel einfacher könnte alles sein mit dem richtigen Waschmittel, dem besseren Auto und vor allem dem „Starmix“. Die farbigen Trickaufnahmen und der Werbesong des Spots der Firma Electrostar aus Reichenbach/Fils von 1952, der in der Collage zum Ende hin immer öfter aufgenommen wird, hämmert sich in das

Hirn des Zuschauers. Das Wirtschaftswunder bahnt sich an mit Macht, für das nicht zuletzt der VW-Käfer ein Symbol ist. Zur gleichen Zeit entstanden der professionelle Kulturfilm „Volkswagen-Geschichten“ (1950) und der farbig- Amateurfilm eines Stuttgarters „Ostertraum“ (1950), deren Geschichte sich jeweils um den VW-Käfer dreht. Anfang der fünfziger Jahre scheint das Verhältnis zur Technik noch ungebrochen. Den Wundern der Technik wie z. B. der „Mahlmühle“ in einem Werbefilm der Firma Knorr „Die große Küche am Neckar“ (1952) wird gehuldigt, noch dazu von niemand geringerem als Willy Reichert. Zu den Bildern von Lastkähnen, die von Mannheim auf dem Weg zur Firma Knorr nach Heilbronn den Neckar hinaufschippern, wird das Heimatgefühl der Schwaben angesprochen: „Das Lachen Gottes, hat der Dichter das schwäbische Land genannt“. Der Werbefilm der Altbadener „Baden – der Garten Deutschlands“ (1951) polemisiert dagegen gegen die Schwaben, die die Südweststaatsgründung anstreben. Die landwirtschaftliche und industrielle Leistungskraft Badens wird auch am Beispiel der Zuckerfabrik in Waghäusel demonstriert, zu der der Kommentator süffisant anmerkt: „Hier wird den Badenern das Leben versüßt, das manche Leute ihnen so sauer machen wollen“. Schwäbische Identität auf der einen, badische auf der anderen. Wen interessiert schon die Südweststaatsgründung im Wirtschaftswunderland?

Die Collage arbeitet nicht mit kommentierenden Erklärungen, sondern setzt auf Assoziationen, die durch die Aneinanderreihung und Kontrastierung der historischen Filmausschnitte geweckt werden. Die z. T. krassen Schnitte reißen Dinge aus dem Zusammenhang, rücken sie wie unter ein Vergrößerungsglas und damit ins Bewußtsein, die ohne diesen Kunstgriff

untergehen würden. Diese Sehweise ist vielleicht ungewohnt, aber es lohnt sich, genau hinzuschauen und hinzuhören. Die Collage hält sich an keine strenge Chronologie, da der Eindruck, bei Geschichte handele es sich um eine logische Abfolge von Ereignissen, trügerisch ist. Geschichte zu begreifen, kann z. B. auch bedeuten zu erkennen, daß der Entwicklung der Atombombe und des Starmix letztendlich die gleiche Technikbegeisterung zugrunde liegt. Daß die Collage eine Form ist, über die sich Geschichte vermitteln kann, zeigt auf literarischem Gebiet das vieldiskutierte Werk von Walter Kempowski, der Tagebücher und Briefe auswertete und 1993 unter dem Titel „Echolo“ eine unkommentierte Collage aus Hunderten von Zitaten aus den Kriegswochen vom 1. Januar bis 28. Februar 1943 zusammenstellte. Die Fortsetzung, die den Zeitraum von Dezember 1944 bis Mai 1945 umfassen soll, ist, wie dem „Spiegel“ zu entnehmen war, in Arbeit.

Collage, Spielfilm oder Dokumentation? Das Haus der Geschichte Baden-Württemberg hat in den letzten drei Jahren mit sehr verschiedenen Filmproduktionen zu landesgeschichtlichen Themen eigene Erfahrungen sammeln können. Die Form der Darstellung ist u. a. vom Sujet und dem jeweiligen historischen Zeitraum abhängig. Um z. B. die Okkupation Hohenlohes durch die Württemberger zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Film darzustellen, kann man schlecht auf Originalfilmdokumente zurückgreifen. Für die Zeit 1945–1952 stehen dagegen so viele historische Filmdokumente zur Verfügung, daß sie auf der Suche nach historischer Wahrheit auch verwirren oder Klischees erzeugen. Die Collage ist eine Möglichkeit, der Gefahr glatter Geschichtserzählung, die nie stimmt, zu entgehen.

1945

Zwischen Krieg und Frieden

50 Jahre Kriegsende



Stadtarchiv Karlsruhe

Landeszentrale für politische Bildung

Haus der Geschichte Baden-Württemberg

Forum für Stadtgeschichte und Kultur

Forum Volkshochschule

Kinemathek Karlsruhe e.V./Das Kino

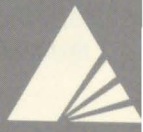
Kinder- und Jugendbibliothek

Frauenbeauftragte der Stadt Karlsruhe

Literarische Gesellschaft

Städtische Galerie

Veranstaltungsprogramme erhältlich:
Rathäuser, Stadtinformation,
Verkehrverein, Volkshochschule,
Bibliotheken, Stadtarchiv,
Herausgeber: Stadt Karlsruhe





Zubringergleis vom Marktplatz zum Schloßplatz, wo der „Bahnhof“ für den zum Rheinhafen führenden „Schuttexpress“ eingerichtet wurde;

aus Karlsruhe 1945 (G. Braun Karlsruhe)

Reinhold Schneider: „Der Engel rief, anbrach die Todesnacht“

Gedenken an Freiburgs „schwärzesten Tag“: 27. November 1944

I) FREIBURG IM 2. WELTKRIEG

Selten war ein Thema in Freiburg über Tage und Wochen hinweg so dominant wie das Gedenken an Freiburgs „schwärzesten Tag“, 27. November 1944, die Erinnerung an Geschichte – Zerstörung – Wiederaufbau. Es war gut und wichtig, das Novemberdatum nicht isoliert zu betrachten, auch die Vor-Geschichte zu beleuchten.

Zu dieser „Vorgeschichte“ der Zerstörung wurde vieles geklärt, vieles verdeutlicht: „Breite Unterstützung für die braune Bewegung“ (vgl. R. Peter in der „Badischen Zeitung“, 21. 11. 1994) auch in Freiburg. Erinnert wurde an Martin Heidegger, der seinen Parteieintritt zum 1. Mai 1933 bekanntgab, und an Erzbischof Gröber, der zu „unbeirrbarer Mitarbeit“ aufrief. Propaganda, Führerkult und „großartig inszenierte Massenveranstaltungen“ und ein „Netzwerk von Organisationen“ sorgten für Veränderung, Anpassung, Zustimmung, Unterstützung. Daran änderte auch nichts mehr, daß Männer wie Conrad Gröber ab 1935 aus der Erkenntnis, „wie die Dinge wirklich liefen“, kein Geheimnis mehr machten, mutig zur Kritik ansetzten. „Beispiele von Menschen wie im Kreis um Gertrud Luckner zeigen (auch), daß es ohne Schaden für Leib und Leben möglich war, humane Grundsätze zu bewahren. Da die meisten nicht so dachten, mußte die Nazi-Herrschaft aber so enden, wie sie aufgebaut worden war: mit Tod und Zerstörung“ (Roland Peter).

SEIT 1936 WIEDER GARNISONSSTADT

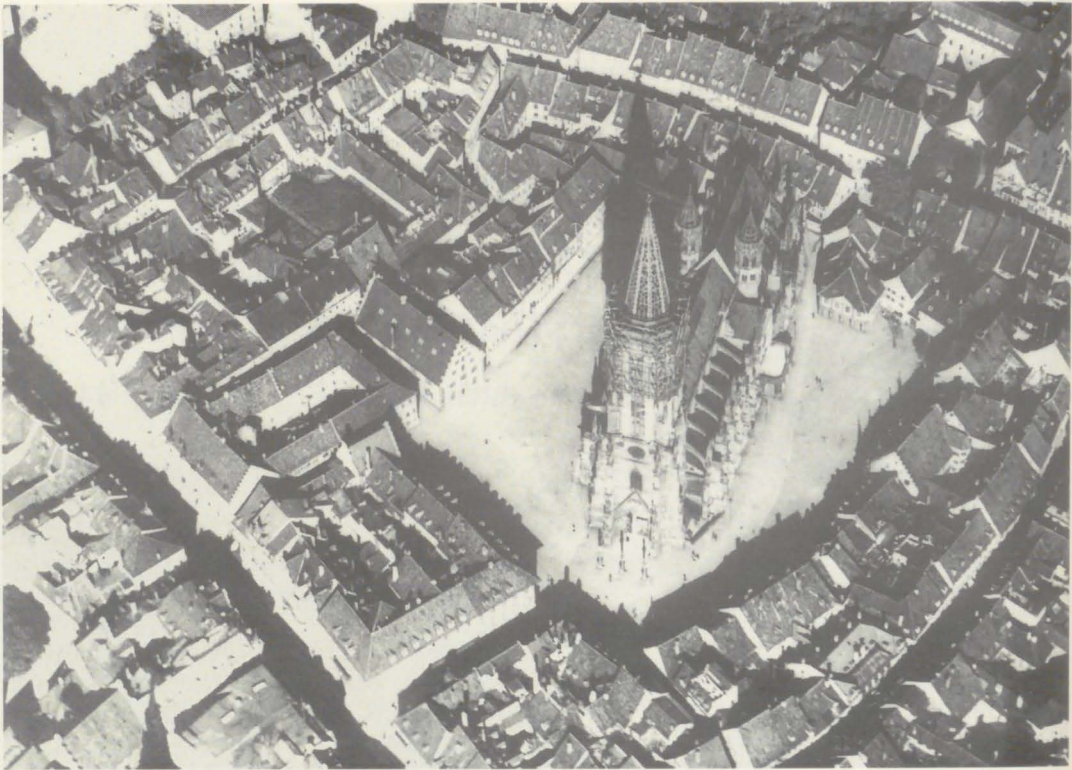
Ab 8. März 1936 war Freiburg wieder Garnisonsstadt, Standort des Infanterie-Regiments Nr. 75. Im November 1936 wurde erstmals in der Stadt eine Totalverdunkelungsübung durchgeführt. Im Juli 1937 war die Breisgau-Stadt Gastgeberin des deutsch-französischen „Frontkämpfertreffens“ der Veteranen aus dem Ersten Weltkrieg. Am 1. September 1939 wurde in Freiburg offiziell der „Luftverteidigungszustand“ verkündet. Aber was sollte das eigentlich? 1939 „wollte“ der Krieg im Westen nicht so richtig beginnen, ein drôle de guerre – der doch im Osten so konsequent begonnen und fortgeführt wurde.

DER „BOMBENANGRIFF“ VOM 10. MAI 1940

Der Angriff im Westen setzte auf den Bruch der Neutralität von Belgien und den Niederlanden, begann am 10. Mai 1940; am 14. Mai kapitulierte Rotterdam, nach einem ersten vernichtenden Angriff der deutschen Luftwaffe; am Tag darauf kam es zum Waffenstillstand mit den Niederlanden. Der Kampf gegen Frankreich „konnte“ also beginnen.

Gab es dafür nicht sogar eine „Rechtfertigung“?

Am 10. Mai 1940 (!) kamen im Freiburger Stadtteil Stühlinger 57 Menschen bei einem



Alt-Freiburg: Luftaufnahme 1924

(Archiv H. Geiges)

Bombenangriff ums Leben, 100 weitere wurden verletzt. „Mit Freiburg fing es an“ – so die NS-Propaganda zum „Kindermord von Freiburg“ (bei den Toten waren 21 Kinder unter 10 Jahren). „Natürlich“ hatte es keine Alarmierung gegeben; es war ein „feiger Luftangriff“ auf die „offene Stadt Freiburg!“

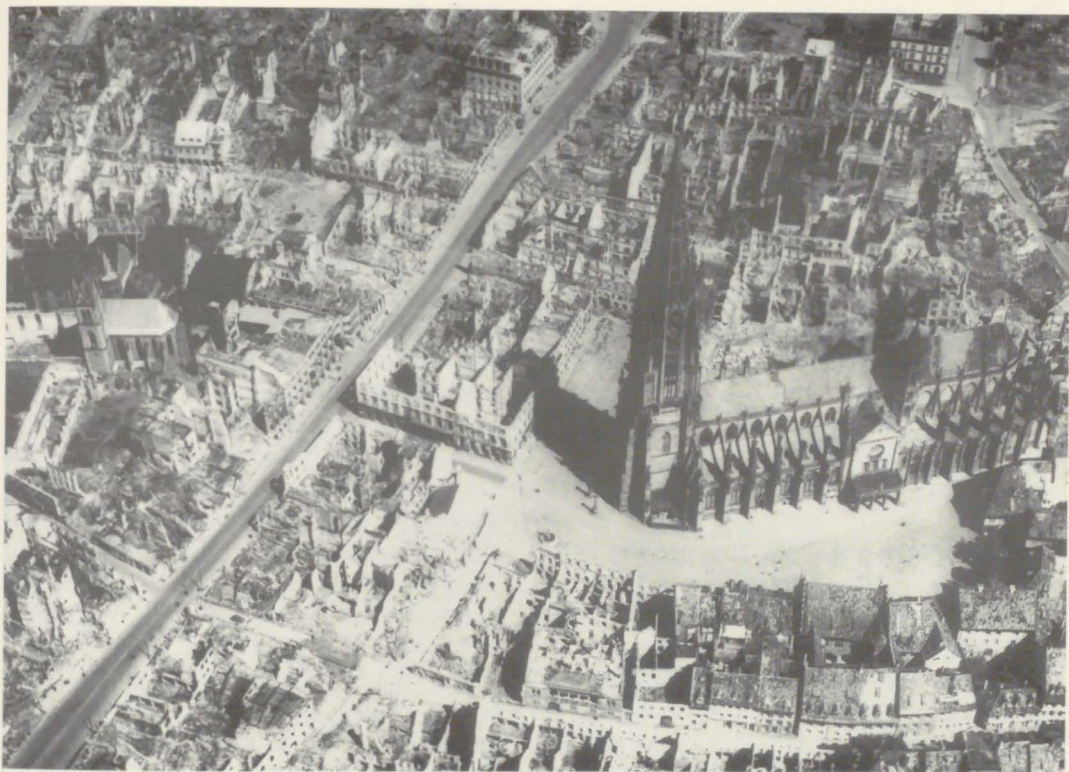
Aber es waren gar keine „feindlichen Flugzeuge!“ Erst nach dem Kriegsende wurde gegen diese Propagandalüge Stellung bezogen, es wurden zunächst neue Legenden gebildet. Der Angriff sei „auf Befehl Hitlers“ erfolgt, gab Leo Wohlebs Badische Staatskanzlei 1947 bekannt: Hitler habe eine „Berechtigung“ haben wollen für seine eigenen Bombenpläne. Erst 1956 war – nach langer kontroverser Diskussion – der historische Befund zweifelsfrei: Am 10. Mai 1940 waren drei Heinkel-Bomber des Kampfgeschwaders 51 „Edelweiß“ aus Landsberg/Lech gestartet, Ziel: Flughafen Dijon; sie verloren bei schlechter Sicht über dem Schwarzwald die Orientierung, kamen von ihrem Kurs ab; plötzlich tauchte aus den Wolken

eine Stadt auf, die die Flieger für ihr Ausweichziel Tavaux-Dôle hielten; sie warfen die Bomben ab auf den Bahnbereich und den Flugplatz – sie warfen sie, aus „Versehen“, auf Freiburg (Vgl. Gerd G. Überschär/Wolfram Wette: Bomben und Legenden. Die schrittweise Aufklärung des Luftangriffs auf Freiburg am 10. Mai 1940. Ein dokumentarischer Bericht. 1981).

SEIT 1942: SYSTEMATISCHE BOMBARDIERUNG

Seit Februar 1942 war Arthur T. Harris an der Spitze des Bomber Command der Royal Air Force; der britische Luftmarschall organisierte die systematische Flächenbombardierung der deutschen Städte, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Freiburg schien verschont zu bleiben: nur „bisweilen“ tauchten hier gegnerische Flugzeuge auf, am 3. Oktober 1943 gab es z. B. sechs Tote.

Einen Angriff auf Freiburg hielten immer mehr Menschen für eher unwahrscheinlich.



Die Ruinenstadt nach dem 27. 11. 44

(Archiv H. Geiges)

Inzwischen war es schon Spätherbst 1944, das Elsaß, Strasbourg wurde wieder französisch. Und Freiburg hatte doch keine Militärindustrie, war strategisch ohne Bedeutung, hatte Lazarette, Kliniken, Krankenhäuser. Es gab verschiedene „Nichtangriffsthesen“, weshalb Freiburg verschont bleibe: Man erinnerte sich an die Anteilnahme der Freiburger, als im April 1936 eine englische Schülergruppe im Schneesturm am Schauinsland ums Leben kam; man hoffte auf Schonung für Freiburg und Heidelberg, weil auch Oxford und Cambridge verschont waren; hatten die Sylvesterpredigten von Bischof Gröber vielleicht inzwischen so viel Kredit gebracht?

MONTAG, 27. NOVEMBER 1944

Auch Freiburg mußte die Antwort auf den „totalen Krieg“ erfahren, die Antwort auf Conventry und London, wie sie zuvor schon Hun-

derte deutscher Städte erlebt hatten. Es war ein Montag, ein milder schöner Spätherbsttag, ein schöner klarer Abend, als um 19 Uhr 48 gemeldet wurde: „Einzelne schnelle Kampfflugzeuge“ im Anflug auf Freiburg. Ab 19 Uhr 55 warfen 59 „Pfadfinder-Maschinen“ Leuchtbomben ab – zur besseren Zielmarkierung für die Besatzungen der 293 Bomber der RAF, die nun 25 Minuten lang ihre todbringende Ladung über der alten Stadt zerbersten ließen: 14 000 Sprengbomben, Luftminen, Brand- und Phosphorbomben – ein Gesamtgewicht von 1723 Tonnen. In 25 Minuten war die Altstadt zu 80% ausgelöscht, 2797 Tote wurden gezählt, nicht alle waren zu identifizieren. Eine 85 m² große Fläche auf dem Hauptfriedhof wurde zum gemeinsamen Grab – mit einer Gedenktafel: „Und Gott wird abwaschen alle Tränen von ihren Augen/Gedenket der Toten–Verwandelt Euch!“

Die Besatzungen der 293 Bomber waren ganz international: Briten, Australier, Neuseeländer, Kanadier, Norweger, Polen.

Es ist eine völlig haltlose, aber eine für viele liebgeordnete Legende, daß das Münster unserer lieben Frau bewußt verschont worden sei. Ein Wunder war es auf alle Fälle, daß diese Kirche, das Wahrzeichen der Stadt, überlebte, der „schönste Turm der Christenheit“ (Jakob Burckhardt) unversehrt blieb. Die Dachflächen waren zwar abgedeckt, der Ziegelschutt lag auf der Oberseite des Deckengewölbes, so daß noch nachträglich der Einsturz drohte; aber schnelle Hilfe sicherte die endgültige Rettung, das Münster überragte die Ruinenstadt wie ein göttlicher Fingerzeig.

KRIEGSENDE IN FREIBURG: 21. APRIL 1945

Gleichzeitig mit den Freiburgern, die sich 50 Jahre zurück an die Zerstörung ihrer Stadt erinnerten, feierten die Nachbarn auf der andern Seite des Rheins ihre „libération“ – mit Volksfesten, Veteranentreffen, Gedenkfeiern, Militärparaden, Ausstellungen, mit dem Staatsbesuch von Mitterand und Balladur. Eingeladen waren in Strasbourg freilich auch die Bürgermeister der Partnerstädte Dresden und Stuttgart. „Wir wollen den Krieg nicht vergessen“, sagte Strasbourgs Bürgermeisterin Cathérine Trautmann, „aber wir haben auch Grund, die Aussöhnung mit unsern Nachbarn zu feiern“. Auch Freiburg konnte zu seinen Gedenktagen Freunde aus acht Partnerstädten begrüßen.

Im Westen kam 1944 militärisch alles in Bewegung, auch die politische Prominenz war „unterwegs“. Freiburgs größtes Hotel „Zähringer Hof“ war im September 1944 für den Vichy-Flüchtling Henri-Philippe Pétain und Pierre Laval eine Etappe auf der Flucht nach Sigmaringen. – Am 21. April 1945 marschierten die französischen Truppen in Freiburg ein. Philomene Steiger haben es die Freiburger wesentlich zu verdanken, daß der Militärkommandant General Bader die Stadt kampflös übergab und so vor der totalen Zerstörung bewahrte. Sergeant Hittinger fuhr auf dem ersten Panzer, von Zähringen kommend, unbehindert ins Zentrum der Stadt. 29 Bürger wurden als Geiseln inhaftiert; sie hafteten mit ihrem Leben, falls sich die Bevölkerung der Militärgewalt nicht fügen sollte.

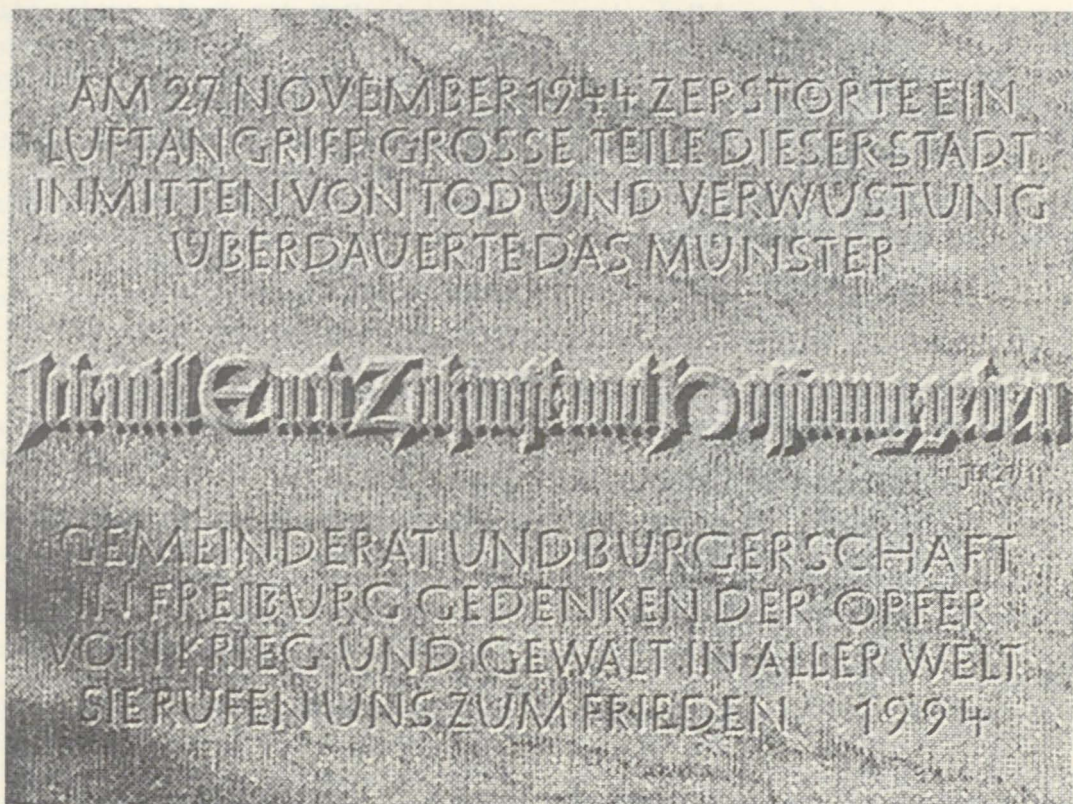
II) GEDENKEN IN GROSSER VIELFALT: 1994

Den Vorwurf, man habe sich dieses Gedenken zu einfach gemacht, wird niemand erheben können. Hier alles darzustellen, was offiziell oder in persönlicher Initiative gesagt und gestaltet wurde, um diesem Erinnern ein Höchstmaß an Glaubwürdigkeit zu geben, ist nicht möglich. Wir wählen aus.

Besonders eindrucksvoll war zweifellos die Sonderausstellung „Freiburg 1944–1994, Zerstörung und Wiederaufbau“, die von Stadtarchiv und Augustinermuseum gemeinsam getragen war – mit Photos, Modellen, Plänen und Texten – zur Schönheit der alten Stadt, zur Zerstörung, zum Wiederaufbau, zum späteren Umbau- und den Perspektiven der Entwicklung bis ins nächste Jahrhundert. Dieser direkte Vergleich zwischen historischem und modernem Stadtbild machte jedem Betrachter bewußt, wie in der Breisgaustadt, trotz der fast totalen Zerstörung, trotz vieler bewußter Veränderungen die Kontinuität gesichert blieb – dank dem Glücksfall, daß der Wiederaufbau sich an der geschichtlichen Entwicklung Freiburgs orientierte.

In einer Tagung der katholischen Akademie berichteten Zeitzeugen über die Zerstörung ihrer Stadt vor 50 Jahren. Es war ein „Erinnern wider den Krieg“ mit vielen bewegenden Einzelbeiträgen. Vielleicht war die wichtigste Idee, die vorgetragen wurde, daß man sich noch viel stärker der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in europäischen Perspektiven widmen müsse: „erst dadurch werde es möglich, gemeinsam der vergangenen Gewalttätigkeit bewußt zu werden, ohne sich durch gegenseitige Aufrechnung von Tätern und Opfern darin zu blockieren“ (W. Rüska in der „BZ“).

Walter Jens erlebte 1944 die Katastrophe als Freiburger Student der klassischen Philologie und Germanistik; er wohnte in der Fritz-Geiges-Straße, war aber in der Bombennacht in der Universitäts-Klinik. 50 Jahre später war nun der Tübinger Professor nach Freiburg eingeladen, um im Kaufhaussaal die Gedenkrede zu halten. Er nutzte dieses Forum, um persönliche Erlebnisse vorzutragen, vor allem aber um Ereignisse und Haltungen zu verdeutlichen, die auf den 27. November 44 hingeführt hät-



Gedenktafel am Münster

ten; im Visier seiner Kritik vor allem Erzbischof Gröber.

In der Lokalpresse bekam Walter Jens scharfe Antworten: „Zum 27. November absolut fehlt am Platz!“ Mitte Dezember war der 71jährige wieder in Freiburg, um in der Universität das 50jährige Jubiläum seiner Promotion – mit einer Dissertation über die „Stichomythie in der frühen griechischen Tragödie“ – zu feiern.

DAS MÜNSTER IM ZENTRUM DER GEDENKFEIERN

Für die eindrucksvollsten Gedenkfeiern bot das Münster den gebührenden Rahmen. Am Hauptportal wurde eine Gedenktafel aus Sandstein enthüllt mit der Inschrift: Am 27. November 1944 zerstörte ein Luftangriff große Teile dieser Stadt. Inmitten von Tod und Verwüstung überdauerte das Münster. – Gemeinderat und Bürgerschaft gedenken der Opfer von Krieg und Gewalt in aller Welt. Sie rufen uns

zum Frieden. 1994.“ An zentraler Stelle ist das Jeremias-Wort zu lesen: „Ich will Euch Zukunft und Hoffnung geben“. Zwei musikalische Veranstaltungen werden unvergessen bleiben: Schon am 26. 11. gaben im Münster der Freiburger Bachchor und der Cathedralchor Colmar ein Konzert mit Krzysztof Pendereckis „Dies Irae/Im Gedenken an die Opfer von Ausschwitz“ und Anton Bruckners Messe Nr. 3 f-Moll. Der Domchor führte zusammen mit dem Opernchor und den Freiburger Philharmonikern das „Mahnmal für Lidice“ von Boruslav Martinu auf und „Ein Deutsches Requiem“ von Johannes Brahms. Zum Höhepunkt wurde sicher der ökumenische Gottesdienst am 27. November. Sowohl Münsterpfarrer Gerhard Heck wie der evangelische Stadtdekan Ernst Weißer riefen auf zu Toleranz und Versöhnung als einziger Garantie gegen Krieg und Zerstörung, beide zitierten Reinhold Schneiders Wort: „Gedenket der Toten – Verwandelt Euch!“ OB Rolf Böhme nannte das Bombardement von Frei-

burg "die Antwort auf Krieg und Verbrechen, die von Deutschen und im deutschen Namen verübt wurden". Der dunkle Klang der Hosiana-Glocke (von 1258!) beendete die bewegende Gedenkstunde. Beeindruckend auch, wie später – zu der Uhrzeit, als vor 50 Jahren die ersten Bomben fielen – die Glocken aller 33 katholischen und 17 evangelischen Kirchen Freiburgs gemeinsam läuteten.

„ZEIGEN, WER WIR SIND“

Die isrealitische Gemeinde Freiburgs lud im Gedenkmonat zu verschiedenen Veranstaltungen in ihr Gemeindezentrum ein, wo vor allem auch eine bemerkenswerte Ausstellung zu sehen war: „Jüdisches Leben in Freiburg vor und nach dem Holocaust“. Eine Fülle von historischen und zeitgenössischen Zeugnissen jüdischer Kultur in Freiburg vermittelte Eindrücke in das Leben der Juden vor 1933, zeigte Dokumente zu ihrer Verfolgung und Bilder über den heutigen Alltag und das religiöse Brauchtum. Ein Ziel sei es zu „zeigen, wer wir sind“. Vor allem aber: Für die Juden habe das Vernichtungswerk lange vor dem 27. November 44 begonnen – „Es begann viel früher“, als 1938 die Synagoge in Brand gesetzt und die über 1400 Mitglieder zählende jüdische Gemeinde bis 1942 systematisch ausgelöscht wurde (Heute zählt die isrealitische Gemeinde Freiburgs, die in den letzten Jahren durch Zuwanderung vor allem aus der alten Sowjetunion stark gewachsen ist, wieder etwa 800 Mitglieder). Podiumsdiskussionen, Synagogenführungen, Konzerte, Gedenkfeiern, Forschungsberichte (Z. B. „Russische Juden in Freiburg vor 80 Jahren“ von Pavel Nerler) fanden eine gute Resonanz.

ZEITZEUGEN – BÜCHER – MEMOIREN

Vielfältig war das Angebot zur Erinnerung und zum Nachdenken. Ein Rundgang unter kompetenter Leitung war z. B. angeboten, um „Spurensuche“ zu ermöglichen, um an besonders markanten Punkten sich Zerstörung und Wiederaufbau bewußt zu machen. An acht Standorten der Innenstadt waren insgesamt 15 großformatige Phototafeln aufgestellt, die dem

interessierten Betrachter die Katastrophe und das Wiedererstehen der Stadt sehr gut verdeutlichen konnten. – Schon gleich nach Kriegsende wurden in Freiburg Zeugenaussagen gesammelt, viele Erinnerungen sind seither mündlich und schriftlich tradiert und gesichert worden. Natürlich war der 50. Jahrestag noch einmal ein wichtiger Anlaß, über persönliche Erlebnisse der Bombennacht von 1944 zu berichten – im Funk, in der Presse, in Büchern. Einen besonderen Weg wählte sich der Arbeitskreis „Regionalgeschichte Freiburg“: Andreas Weber z. B. untersuchte, wie in den vergangenen 5 Jahrzehnten mit der Erinnerung an diese grausamste Zäsur der neueren Stadtgeschichte umgegangen wurde:

„christlich inspirierte Trauer“, wie in der unmittelbaren Nachkriegszeit – oder, später, der Stolz auf den Wiederaufbau – oder die Mahnung zu Frieden und Abrüstung; es waren interessante Perspektiven auf die sich immer wieder wandelnde „Befindlichkeit“ im nun vergangenen halben Jahrhundert.

Der Psychoanalytiker Tilman Moser sprach im „Audimax“ der Universität von den „seelischen Nachwirkungen von NS-Zeit und Krieg“; die Trümmer aus der November-Bombennacht seien zwar weggeräumt, in vielen Seelen wirkte aber die Verwüstung bis heute nach; viele hätten gar nicht anders – so Moser sehr vorsichtig – gekonnt als zu schweigen oder aber in ihrer Not sich in den „Wiederaufbau“ zu stürzen.

STAATSBAUTEN – ANTIPODEN BEIM WIEDERAUFBAU

Mit der Altstadt Freiburgs wurde auch die zentrumsnahe Universität sehr stark getroffen, insbesondere das Institutsviertel war teilweise dem Erdboden gleichgemacht; auch die meisten Kliniken gab es nach dem Angriff nicht mehr; die Universitätskirche brannte total aus. Das Universitätsarchiv zeigte nun eine umfassende Ausstellung zur Zerstörung und zum Neubeginn der Universitätsgebäude (gut ausgewählt und kommentiert von Dieter Speck). Sehr gut konnte sich dabei der Betrachter auch ein Bild machen von der Gesamtkonzeption, in der das Wiederaufbaubüro der staatlichen Verwaltung arbeitete und mit der sie vielfach zum

Antipoden der konservativen Praxis der städtischen Baumeister wurde. „Es dürfte keine vergleichbare Stadt geben, in der so ausgeprägt die unterschiedlichen Architekturpositionen durch Institutionen (Stadt und Land) und Persönlichkeiten (Linde und Schlippe) repräsentiert werden“ (Klaus Humpert). In der Tat sind die Einflüsse aus der Karlsruher Schule von Otto Ernst Schweizer in den staatlichen Gebäuden deutlich spürbar. Manche halten diese „Rollenverteilung“ im Freiburger Stadtbild in der Tat für einen „Glücksfall“!

Ein solches Thema bietet sich auch schulisch an, drängt sich direkt auf für den „fächerverbindenden Unterricht“. Heutigen Schülern kann man ja im Freiburger Stadtbild kaum mehr Kriegsspuren zeigen; sie können sich also auch die damaligen Zerstörungen nur schwer vorstellen, wissen vielfach nicht, daß auch „alte Gebäude“ der Innenstadt gar nicht älter sind als 20 Jahre. Eine Ausstellung im Oberschulamt, zusammengestellt von Prof. Gerhard Walther, zeigte in einer Vielzahl von Beispielen Bilder von zerstörten Gebäuden neben exzellenten Aufnahmen aus der Gegenwart, die vom neuen Leben der Stadt zeugen – eine ausgezeichnete Anregung für landeskundlichen Unterricht.

Eine Gedenkmedaille in Feinsilber wird das Gedenken des Jahres 1994 für immer festhalten. Die Vorderseite zeigt einen der vier Posaunenengel des Münsterturms vor den Ruinen der Altstadt. Auf der Rückseite ist die Terrakottafigur eines Erpels abgebildet, die 1953 im Stadtgarten aufgestellt wurde, gestaltet von Richard Bambi: Es wird erzählt, das Tier habe durch sein ängstliches Schnattern schon einige Zeit vor dem Angriff die Anwohner vorgewarnt. Am Sockel des Denkmals stehen die Worte: „27. November 1944. Die Kreatur Gottes klagt an und mahnt“.

III) GERETTET VOR DEM ZEITGEIST – ODER: WAS FREIBURG SO LIEBENSWERT MACHT

In diesen Tagen des Gedenkens wurde bei vielen Gelegenheiten, in vielen Nuancen, in



Gedenkmünze 1944–1994

vielen Sprachen zum Ausdruck gebracht, was Freiburg so lebenswert, so liebenswert macht, was das Selbstverständnis dieser alten Bürgerstadt, mit der man sich so leicht identifizieren kann, wo man sich wohl fühlt, auf die man stolz ist, ausmacht. Es hat sicher damit zu tun, daß Freiburg nach seiner Zerstörung vor 50 Jahren wieder erstanden ist „nach dem Gesetz, wonach diese Stadt angetreten ist“ – so formulierte es in aller Verbindlichkeit Joseph Schlippe (1885–1970), seit 1925 für die Stadtentwicklung Freiburgs verantwortlich und 1945 von der Militärverwaltung mit dem Wiederaufbau betraut. Er ließ sich beschimpfen als „rückständiger Konservativer“, der „die Gunst der Stunde für Neues“ verpasse. Für ihn war es ein Gesetz, das Gefüge der alten Zähringerstadt zu erhalten. „Ein Unglück ja–aber auch eine Gelegenheit!“ – so sah Schlippe die Situation 1944/45, und in seinem „Wiederaufbauplan“ hat er die „Gelegenheit“, manche schon in der Vorkriegszeit



Prof. Dr. Schlippe (l), Freiburger Baudirektor von 1925 bis 1951, und sein Nachfolger Hans Geiges (1951–1967)

formulierte städtebauliche Ideen zu realisieren (Sanierungen, Ringstraße, Arkaden, ruhige Dachlandschaften, Rückbau aller Art von bombastischer Monsterarchitektur, Eliminierung von historisierenden „Zutaten“), meisterlich genutzt und dies immer zugleich ganz geschichtsbewußt und klar zukunftsweisend. Wer möchte sich denn z. B. die Arkaden, damals heftigst umstritten, aus der heutigen Stadt wegdenken? Selten dürfte die Verbindung von Stadtentwicklung und Denkmalschutz so geglückt sein. Der Stadtgrundriß, dieses Meisterwerk hochromantischer Baukunst, ist für Generationen gesichert.

„Den Flächennutzungsplan und überhaupt den Generalbebauungsplan schuf im wesentlichen Architekt Hans Geiges vom Wiederaufbaubüro. Der Plan trägt dem Lebensgesetz unserer Stadt Rechnung. . .“ (Joseph Schlippe). Hans Geiges wurde 1951 – unter 72 Bewerbern – Schlippes Nachfolger, „mittendrin“ also, als

nun das Bauen richtig losging – und der Kampf um Grundstücke und deren maximale Nutzung. Bis 1957 gab es eine eigene Freiburger Zeitrechnung: „vor“ und „nach“ dem Angriff. Als Oberbaudirektor Geiges 1967 in Pension ging, war der Wiederaufbau im wesentlichen abgeschlossen. Dabei war es zuletzt immer deutlicher geworden, daß die „Freiburger Architekturauffassung“, bestimmt durch das Studium der Bauverantwortlichen in Darmstadt bzw. Stuttgart (mit Professoren wie Schmitt-henner, Bonatz, Wetzel) in offenem Gegensatz stand zur „Karlsruher Richtung“ (Schweizer), die vor allem durch den Wiederaufbau der Universitätsinstitute das Freiburger Stadtbild veränderte. Schlippe hielt diese Richtung für „rein rational und kühl sachlich, ohne das Gefühl für Rhythmus und Maßstab einer alten Stadt. . .“.

Als 1975 das wiederaufgebaute „Domhotel Geist“ und das in den stehengebliebenen Vor-

kriegsfassaden wiedererrichtete Aussteuerhaus „Herzog“ platt gemacht wurden für den Bau des Kaufhauses „Schneider“ (heute „Breuninger“), fürchteten viele Alt-Freiburger, daß die Horrorvision auch anderer baulicher Großplanungen Realität werden könnte. Im selben Jahr – es war das Jahr des Europäischen Denkmalschutzes – stellte Bundespräsident Scheel fest, daß in Deutschland zwischen 1945 und 1975 mehr Kulturdenkmäler verloren gegangen seien als im 2. Weltkrieg; vielleicht hat er ein wenig überzogen. Für Freiburg, wo ja die Altstadt zu 80% zerstört war, gilt immerhin: „Von den übriggebliebenen 20% ist nochmals die Hälfte in den letzten 30 Jahren abgebrochen worden“ (Paul Bert, 1990). Sicher sind seit 1980 allenthalben wieder deutliche Gegenkräfte spürbar, auch in Freiburg, wo sich heute der Stadtplaner über eine politisch durchgesetzte Bausünde der 60er Jahre in der Hauptgeschäftsstraße nur so äußern kann: „Das Ergebnis ist ein wohlproportionierter Fremdkörper im sonst gelungenen Ensemble der Kaiser-Joseph-Straße“. Insgesamt also ist Freiburg „gerettet vor dem Zeitgeist“ (FAZ, 17. Mai 1980).

Die Diskussion um Freiburgs nähere und weitere Zukunft hat so durchaus auch beim Gedenken an 1944/45 die historischen Fundamente wieder verdeutlicht und hoffentlich allen bewußt gemacht, die politisch weitersehen müssen – über die derzeit beherrschenden Aktivitäten hinaus: B 31 Ost, 15. Fakultät, neuer Stadtteil Rieselfeld, Vauban-Neustrukturie-

rung, Konzerthaus, zentrale Bahnhofsachse und – nicht zu vergessen: das SC-Stadion!

BILANZ 1994

Es war eine intensive, vielseitige Beschäftigung der Freiburger mit „ihrer“ Stadt in diesem Gedenkjahr 1994. Natürlich galt das Hauptinteresse dem Jahrestag der Zerstörung. Aber ebenso selbstverständlich war, sich genauer, ehrlicher mit der Gegenwart zu befassen, in der Schuld und Leiden des Krieges weiterhin Realitäten bedeuten, den Blick aber auch weiterhin zurück in die Geschichte zu lenken – in die langen Jahrhunderte, die die Hauptstadt des habsburgischen Vorderösterreich vielfach zu einem Inbegriff der Kriegsleiden werden ließ. Eine Hilfsaktion der Solidarität mit Mostar und Bosnien/Herzogowina war ebenso lebendig wie die Erinnerung an das „Franzosengrab“ und die Belagerung Freiburgs vor 250 Jahren, wo während des Österreichischen Erbfolgekrieges rund 7500 französische Soldaten starben, auf „Freiburger“ Seite 3500. Der Horizont war weit offen, und das war gut so.

1995 feiert Freiburg wieder ein Jubiläum. „Wir wollen uns der Geschichte erinnern und mit den Nachbarn in der Region das Stadtjubiläum ‚875 Jahre Freiburg‘ mit Freude begehen. Freiburg kann mit Zuversicht in die Zukunft schauen“. Dies schrieb OB Rolf Böhme zum Jahreswechsel. Möge dieser Wunsch Realität werden!



Panzer der Franzosen in der Karl-Friedrich-Straße nahe dem Marktplatz. Von der Nordseite des Platzes aus hatten sie das Polizeipräsidium und die Barrikade am Ettlinger Tor unter Feuer genommen.

Flakhelfer am Oberrhein

Vor fünfzig Jahren ist der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen. Bereits Anfang 1943, als Stalingrad fiel, begann sich die kommende deutsche Niederlage abzuzeichnen. In dieser Lage schien den braunen Machthabern jedes Mittel recht, um den drohenden Zusammenbruch abzuwenden oder wenigstens hinauszuzögern. Man scheute sich nicht, 15- und 16jährige Oberschüler – halbe Kinder noch – in den Kriegsdienst zu zwingen. Die Kriegsgeschichte zeigt zwar, daß in manchen Ländern Jugendliche Dienst in den Streitkräften getan haben, man denke an die Trommler und Pfeifer früherer Heere oder die Schiffsjungen auf Kriegskoggen. Demgegenüber stellt jedoch die während des letzten Krieges in Deutschland durchgeführte planmäßige Einberufung nahezu kompletter Schuljahrgänge zum Waffendienst einen einmaligen historischen Vorgang dar¹. Die Luftwaffenhelfer gehörten zum letzten Aufgebot.

SCHÜLERSOLDATEN FÜR DIE LUFTVERTEIDIGUNG

Die organisatorischen Vorbereitungen für einen Einsatz von Schülersoldaten waren schon 1942 angelaufen. In diesem Jahre hatten die Engländer mit systematischen Flächenbombardements deutscher Städte begonnen. Dies sollte die Arbeitskraft und die Kriegsmoral der Bevölkerung untergraben. Erste Angriffsziele waren die Städte Lübeck, Rostock, Köln und Hamburg gewesen, wo es zu zahllosen Toten und weiträumigen Zerstörungen gekommen ist². Beinahe ungehindert konnten die feindlichen Verbände ins Reichsgebiet einfliegen, denn die seit den ersten Kriegsjahren ohnehin geschwächten Geschwader der deutschen Luftwaffe kämpften überwiegend an der fernen

Ostfront. Oft mußte daher in der Heimat die Flakartillerie allein auf sich gestellt die Aufgabe der Luftverteidigung übernehmen. Angesichts der gegnerischen Großangriffe wurde es dringend nötig, die Luftabwehr zahlenmäßig zu verstärken und auszubauen. Damit ergab sich die Frage nach geeignetem Bedienungspersonal, zumal im Jahre 1942 ca. 120 000 ausgebildete Luftwaffensoldaten für das Ostheer freizustellen waren³. In dieser Lage ordnete ein sogenannter Führerbefehl vom 20. September 1942 an, daß eine Flakmiliz aus Jugendlichen zu bilden sei. Ein Gerangel der beteiligten Ministerien setzte ein, um zu klären, in welcher Form diese Weisung umzusetzen sei. Das Luftfahrtministerium wollte die Schüler der höheren und mittleren Schulen sowie Lehrlinge aus den Berufsschulen geschlossen für mannigfache Hilfsdienste übernehmen, der Unterricht sollte gänzlich wegfallen. Hiergegen wehrten sich andere Stellen, an der Spitze der Reichserziehungsminister, der auf Fortführung geregelten Schulbetriebs während der Einsatzzeit bestand. Schließlich forderte auch die Kriegsmarine Personalverstärkung durch Jugendliche für ihren eigenen Luftverteidigungsraum im Küstenbereich. Letztendlich meldete sich der Reichsjugendführer, um die neuen Hilfskräfte formell in die Hitlerjugend einzubinden und gleichzeitig die Freistellung von HJ-Führern durchzusetzen⁴. Das Ergebnis geriet zu einem Kompromiß der Halbheiten: Die Flakhelfer gehörten lediglich dem Wehrmachtgefolge an, besaßen mithin völkerrechtlich einen fragwürdigen Status. Die Jungen blieben insoweit Schüler, als in den Stellungen ein reduzierter Unterricht in Grundfächern durch abgeordnete Betreuungslehrer zu erteilen war. Der Kriegseinsatz sollte am Schulort oder in dessen Umgebung erfolgen mit Ausnah-



Luftwaffenhelfer mit Flakleutnant am Flugmeldefernrohr

(Propaganda-Aufnahme von 1943)

me der Internatsschüler, die überörtlich verwendet werden konnten. Und die Anlehnung an die Hitlerjugend mußte durch die Bezeichnung „Luftwaffenhelfer (HJ)“ oder „Marinehelfer (HJ)“ sowie Tragen der HJ-Armbinde an der Ausgehuniform manifestiert werden. Der Wehrsold betrug 50 Reichspfennige pro Tag, Rauchen war den Schülersoldaten in und außer Dienst verboten. Die Einziehung zum Kriegshilfeinsatz war für die Jahrgänge 1926 und 1927 ab 15. Februar 1943 vorgesehen, der Jahrgang 1928 sollte ab Anfang 1944 einberu-

fen werden. Neben den höheren Schülern sind mit einem geringeren Anteil auch Lehrlinge bzw. Berufsschüler als Helfer eingezogen worden. Insgesamt standen von Februar 1943 bis Kriegsende im damaligen Reichsgebiet schätzungsweise 200 000 Luftwaffen- und Marinehelfer an den Waffen.

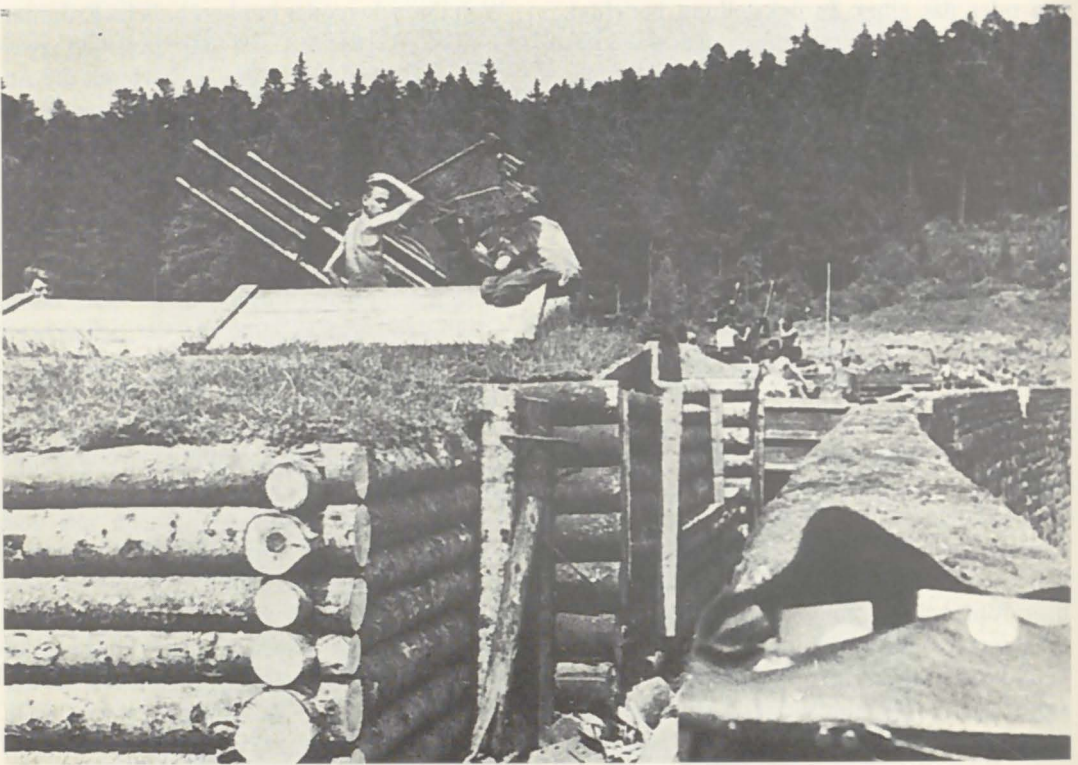
Vor der Einberufung hatten sich die Jungen beim örtlichen Gesundheitsamt einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. Die verlief fast immer kurz und bündig, nur in wenigen Ausnahmefällen wurde von ärztlichen Beden-

ken oder gar einer Zurückstellung berichtet. Danach ging den Erziehungsberechtigten des betroffenen Schülers ein Heranziehungsbescheid zu, nach dessen Wortlaut die Schuljugend aufgerufen war, „... in einer ihren Kräften entsprechenden Weise bei der Luftverteidigung des Vaterlandes mitzuwirken.“ Zugleich wurde angekündigt, wann und wo die Jungen sich für den Hilfsdienst einzufinden hatten. Ein Ehemaliger erinnert sich an seinen ersten Kontakt mit der Flakeinheit⁵: „Vor dem Fachwerkbahnhof wartete fröstelnd ein Flakunteroffizier, blaugraue Uniform, rote Kragenspiegel mit silbernen Litzen. Um ihn herum sammelten sich die Ankömmlinge, in schlecht sitzende Anzüge aus Ersatzmaterial gekleidet, in den Händen abgeschabte Koffer oder verschnürte Pappkartons. Schmale Gesichter voll fragenden Erwartens. Der Unteroffizier mit dem kantigen Kinn reichte einem jeden die Hand, spüren lassend, daß es sich da um eine einmalige Vergünstigung handle. In unsicherem Gleichschritt zog die Kolonne durch sprühenden Nieselregen in den dunstigen Abend. Nach dem ersten Kilometer Weges schien unserem Anführer die Marschdisziplin nicht mehr zu behagen. ‚Sauhaufen‘ schnarrte er unversehens. ‚In den nächsten Wochen wird man euch erst mal richtiges Gehen, danach das Marschieren beibringen!‘ Ungute Ahnungen beschlichen mich...“

DIE AUSBILDUNG AN DER WAFFE

Bei Ankunft hielt der Batteriechef eine dürre Begrüßungsansprache, dann wurden auf der Kleiderkammer Uniformen, Wäsche, Kochgeschirr, Feldflasche und Gasmaske gefaßt. Die bereitgehaltenen Stahlhelme erwiesen sich als zu weit für die Köpfe der 15jährigen. „Hut paßt, Kopf paßt nicht“ echote der Kammerbulle unablässig und ein jeder trottete mit den zugeteilten Stücken davon. Als nächstes mußten die mitgebrachten Zivilklamotten eingepackt und nach Hause zurückgesandt werden. Damit war klar: Jetzt gehörte man nur noch dem Barras. Soweit der Einsatz nahe vom Wohnort erfolgen sollte, wurden die Flakhelfer in den angrenzenden Flakstellungen ausgebildet und dort sogleich untergebracht. Hölzerne

Wohnbaracken oder bunkerähnliche Erdunterkünfte, ausgestattet mit den üblichen zwei- oder dreistöckigen Betten, erwarteten die Ankömmlinge. Ein mit Stroh oder Holzwohle gefüllter Sack ersetzte die Matratze. In einzelnen Bereichen waren besondere Luftwaffenhelfer-Ausbildungslager vorbereitet, beispielsweise bei Seebrugg im Schwarzwald. Verantwortlich für die Ausbildung war im Winter 1943/44 in diesem Lager die Batterie 3./lei. 932, deren Geschütze auf der Staumauer der Schluchseetalsperre ihre Läufe gen Himmel reckten. Das Ausbildungslager bestand aus einem von hohen Tannen umgebenen Barackengeviert. An der Südseite lag die große Mannschaftsbaracke, in deren sechs Stuben je 16–18 LwHs hausten. Nach Osten die Baracke mit dem Unterrichtsraum und dem Krankenrevier. An der Nordseite tronte erhöht die Baracke für die Schreibstube, für die Ausbilder und den Lagerleiter, einen Oberwachtmeister. Im Lagerbereich fand die theoretische Instruktion, im umgebenden Gelände der Infanteriedienst statt. Zum Geschütz- und Scheinwerferexerzieren mußte über Schnee und Glatteis hinüber in die etwa 2–3 km entfernten Stellungen auf und neben der Staumauer am See marschiert werden. Dort sind die Flakhelfer an den zur Abwehr von Tieffliegern bestimmten Geschützen vom Kaliber 2 cm/38 ausgebildet worden. Andernorts erfolgte die Schulung nicht nur an den leichten Abwehrkanonen vom Kaliber 2 cm und 3,7 cm, sondern auch an den weitreichenden Geschützen vom Kaliber 8,8 und 10,5. Gelegentlich wurden die Flakhelfer an den ganz schweren Geschützen des Kalibers 12,8 eingesetzt, deren einzelne Granaten nahezu einen Zentner wogen. Wer technische Neigungen besaß, meldete sich ans Funkmeßgerät, ans Kommandogerät oder zu den Scheinwerfern mit ihren Spiegeldurchmessern von 0,6, 1,5 oder 2 Metern, wo es nicht nur ums nächtliche Leuchten, sondern gleichermaßen um das Arbeiten an den autonomen Maschinenaggregaten ging, die den benötigten Strom lieferten. Die Ausbildung oblag in der Regel ausgewählten Unteroffiziersdienstgraden, teilweise auch Obergefreiten („Oberschnäpser“) der Batterie. Die meisten dieser Leute vermochten den Unterschied zwischen 15jährigen Schülern und den von früher gewohnten älteren Rekruten



Luftwaffenhelfer an der Vierlingsflak auf der Schwarzenbachtalsperre

nicht wahrzunehmen. Hinzu kamen Abneigung und Vorurteil gegenüber der geschlossenen Gruppe von Oberschülern, die intellektuell überlegen wirkte⁶. So wurden die blutjungen Flakhelfer häufig durch schikanöse Schleiferei und ohne Rücksicht auf ihre begrenzte körperliche Belastbarkeit drangsaliert. Nach den ersten Luftangriffen änderte sich regelmäßig das Verhalten des Stammpersonals, denn es erkannte rasch, in welchem Maße man auf die beherzten und flinken jungen Helfer angewiesen war. In zahlreichen Flakeinheiten stellten Luftwaffenhelfer über die Hälfte der Geschütz- und Scheinwerferbedienungen.

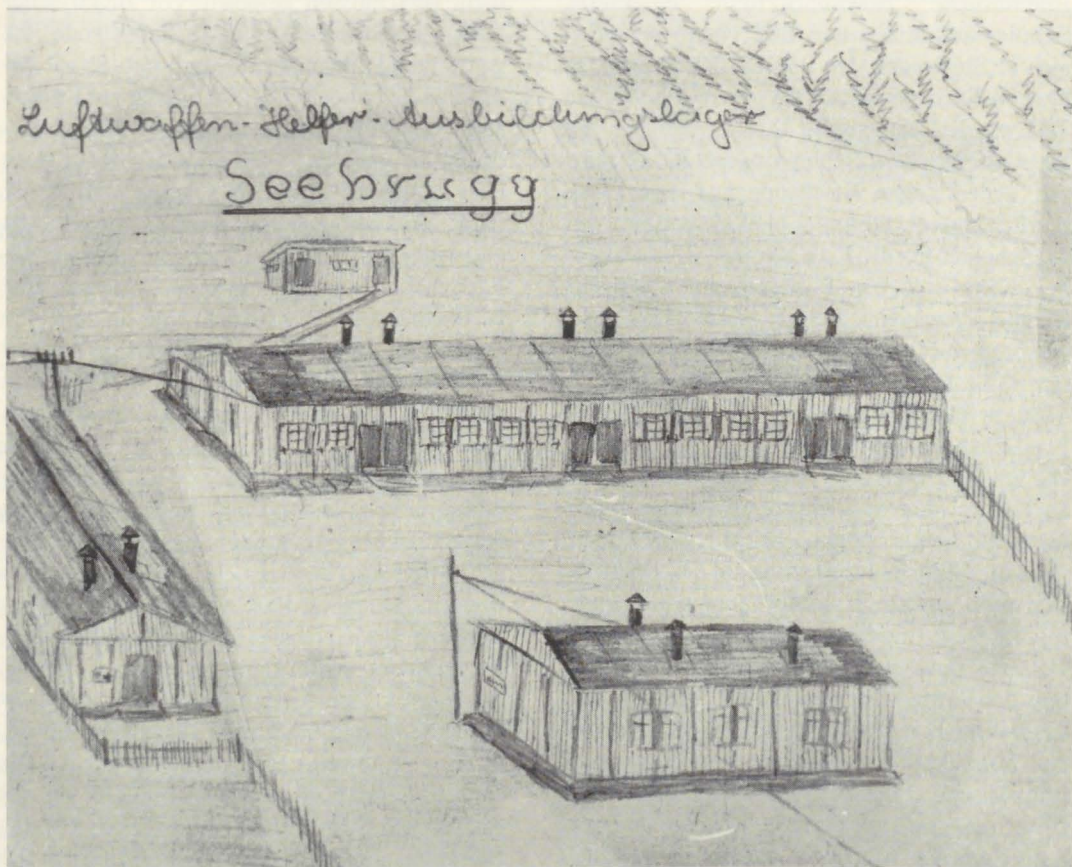
STANDORTE AM OBERRHEIN

Schwerpunkte des Einsatzes am Oberrhein bildeten der Großraum Mannheim/Ludwigshafen, die Städte Karlsruhe, Straßburg, Freiburg und Mülhausen, ferner Flugplätze, strategisch wichtige Rheinbrücken sowie die Kraftwerke

am Hochrhein. Vorrangig fanden hier Luftwaffenhelfer Verwendung, deren Schulen im näheren und weiteren Einzugsbereich der Einsatzorte lagen. Im weiteren Kriegsverlauf wurde von diesem Grundsatz immer mehr abgegangen – je nach Bedarf hat man die Helfer in Einzelgruppen oder mitsamt ihren Batterien quer durch Deutschland hin- und hergeschoben. So wurden beispielsweise Schüler aus Mannheim und Umgebung in ihrer Heimatstadt oder auf der gegenüber liegenden Rheinseite in Ludwigshafen eingesetzt, späterhin taten in diesem Flugabwehrbereich auch Helfer aus Frankfurt am Main, Gießen, Kaiserslautern und Leutkirch im Allgäu Dienst⁷. Ebenso stand eine Gruppe von Schülern aus Hamburg zeitweise im Raum Karlsruhe an den Geschützen⁸. Für die Schüler des mittelbadischen Raumes hieß der hauptsächliche Einsatzort ebenfalls Karlsruhe. Dort galt der Flakschutz vor allem dem Rheinhafen und der Rheinbrücke, dem Hauptbahnhof und den Munitionsfabriken in der Weststadt und draußen in Grötzingen⁹. Außer

den Schülern der sechs Karlsruher höheren Schulen kamen die Luftwaffenhelfer aus Schulen in Achern, Bruchsal, Bühl, Ettenheim, Ofenburg und Rastatt¹⁰. Die Pforzheimer Schüler rückten in mehrere Stellungen rund um ihre Heimatstadt ein¹¹. Die Schüler aus dem Raum Freiburg waren teils in der Breisgaustadt selbst, teils in Friedrichshafen oder am Flugplatz Tailfingen eingesetzt. Jugendliche aus den Schulen in Säckingen und Waldshut ebenso wie Jungen aus verschiedenen Heimschulen des Schwarzwaldes lagen nahe der Schweizer Grenze auf den Kraftwerken von Waldshut-Tiengen, Schwörstadt, Rheinfelden und Wyhlen. Diese Schülergruppe hatte vorweg bitterkalte Wintermonate im Ausbildungslager Seebrugg, sodann Übungsschießen auf dem Flakschießplatz Chieming in Oberbayern mitmachen müssen. Über die Baden-Badener Jun-

gen existiert Material aus mehreren Quellen: Mehrheitlich befanden sie sich in den Karlsruher Flakstellungen, weiterhin beim Flugplatz Kirrlach und in Graben-Neudorf nördlich der Fächerstadt, an der Murgtalsperre Forbach und an der Schwarzenbachtalsperre sowie an der Rheinbrücke bei Breisach. Aus dem Baden-Badener Gymnasium Hohenbaden waren im Jahre 1943 39 Schüler, im Jahre 1944 14 Schüler herangezogen worden¹². Die Graf-Zeppelin-Oberschule (heute Markgraf-Ludwig-Gymnasium) der Bäderstadt stellte im Jahre 1943 und bis zum Stichtag vom 15. 02. 1944 insgesamt 67 Schüler. An der letztgenannten Schule waren aus den Jahrgängen 1927/28 im Februar 1944 in Klasse 5 noch sieben Schüler, in Klasse 6 gar keiner und in Klasse 7 ganze drei Schüler verblieben¹³. Diese Zahlen belegen, in welchem Maße die betroffenen Schulklassen ausge-



Luftwaffenhelfer-Ausbildungslager Seebrugg/Schw.

(Zeichnung des Verfassers aus dem Jahr 1944)

dünnt worden sind. Meist saß dort nur noch eine Handvoll Daheimgebliebener in den vorderen Bankreihen beisammen.

ELSÄSSER BEI DER FLAK

Neben den Luftwaffen Helfern aus dem Reichsgebiet waren gleichaltrige Schüler aus dem 1940 eroberten Elsaß-Lothringen zur Flak einberufen worden. Damit hatte das Hitlerregime offen gegen internationales Recht verstoßen, denn nach den Normen der Haager Landkriegsordnung durften die Einwohner besetzter Gebiete nicht zum Dienst in den Streitkräften des Okkupanten gezwungen werden¹⁴. Schüler aus Bischwiller, Haguenau, Obernai, Saverne, Straßburg und Thann waren in Straßburg, so in den Stadtteilen Canardière, Koenigshoffen, Musau und in der Robertsau sowie im benachbarten Ostwald, namentlich auch rund um die kriegstaktisch bedeutsame Rheinbrücke Straßburg/Kehl eingesetzt. Schüler aus Mülhausen und Thann befanden sich in Stellungen des Raumes Mülhausen, so etwa in Eschenzweiler¹⁵. Zu einem erheblichen Teil wurden elsässische Luftwaffenhelfer auf rechtsrheinischem Gebiet eingesetzt, zu weiteren Teilen gegen Kriegende aus dem Elsaß hierher verlegt. So findet man sie beispielsweise gemeldet für die Flak-Abt. 357 in Auenheim bei Kehl und für Batterien in Karlsruhe, Kembs, Pforzheim, Wyhlen am Hochrhein sowie für ferne Orte wie Leipzig, Mährisch-Ostrau und Prag. Man schätzt, daß ungefähr 1500 bis 1700 Schüler aus ganz Elsaß-Lothringen als Flakhelfer dienen mußten¹⁶.

Die Elsässer standen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, dem Wehrdienst ablehnend gegenüber. Wo immer möglich kapselten sie sich in ihrer gleichgesinnten Gruppe ab, beschränkten sich auf unumgängliche Kontakte zu den anderen. Im Dienst und im Einsatz taten sie ebensoviel, daß ihnen keine nachteiligen Folgen seitens der Vorgesetzten erwachsen konnten. Diese Haltung war verständlich: Das Aufkommen der Nazidiktatur hatten sie als Bürger der französischen Republik erlebt, wo das deutsche Unrechtsregime mit Schärfe kritisiert und analysiert worden war. Jetzt sollten sie plötzlich für diese braunen Diktatoren, die obendrein im

seit jeher ungeliebten Berlin residierten, in den Kampf ziehen und ihr Leben einsetzen! Und das Zwangssystem des deutschen Kommiß tat ein übriges, um keinerlei Sympathie aufkommen zu lassen. Die sinnlose Dressur mit „Sprung auf marsch-marsch“, mit Hinwerfen, Robben, Kriechen und Liegestützen bis zur Erschöpfung, dazu die kleinlichen Kleider- und Spindappelle, stets begleitet von heiseren Schreien und Pfiffen der Unteroffiziersdienstgrade, sie konnte freiheitsliebende Menschen fürwahr abschrecken. Während des Sommers 1944 im Einsatz bei der Leichten Heimatflakbatterie 3/VII auf dem Kraftwerksgelände von Wyhlen wurde der Verfasser Zeuge einer instinktlosen Herabsetzung von Elsässern: Ein Luftwaffenhelfer aus Mülhausen, der sich nur bruchstückhaft und mit starkem Akzent auf Deutsch auszudrücken vermochte, hatte seinen Eltern einen in Französisch abgefaßten Brief geschrieben. Dies hatte der Hauptwachtmeister bemerkt, angeblich war das Kuvert nicht verschlossen gewesen. Vor angetretener Mannschaft wurde der hilflos dastehende Junge lärmend abgekanzelt und mit Strafe bedroht, falls er nochmals einen Brief auf Französisch verfasse. In dieser Sprache künftig eintreffende Schreiben bekomme er sowieso nicht ausgehändigt. Angesichts solcher Szenen war nicht verwunderlich, daß die Elsässer sich nun erst recht als Franzosen fühlten. . . Ein ehemaliger elsässischer LwH hat seine Geisteshaltung verdeutlicht¹⁷: „Und gleichwohl hatten die Deutschen unbewußt in unsere Hände Mittel gegeben, um das Schießen zu verfälschen und zu sabotieren. Wir machten davon reichlich Gebrauch: An den Geschützen hat man systematisch die mit den Anzeigen in Übereinstimmung zu bringenden Werte verschoben. Beim Anvisieren litt man an unverbesserlicher Ungeschicktheit in der Zielsuche. Mit verrutschten Richtungsangaben und schlecht eingestellten Zündern gerieten die Schüsse zwangsläufig ungenau und waren somit unwirksam. Das war unsere Art, den Verbündeten da droben zu beschützen, den man nicht abschießen durfte, da er ja zu unserer Befreiung beitrug und das Ende des Albtraums beschleunigte.“ Als im Spätherbst 1944 für das Elsaß die Stunde der Befreiung durch die Alliierten schlug, haben sich viele Elsässer heimlich abgesetzt, es kam



Luftwaffenhelfer am leichten Flakgeschütz auf dem Kraftwerk Wyhlen/Hochrhein

zu einer regelrechten Massenflucht¹⁸. Im Kreise der deutschen Flakhelfer hat man dafür – jedenfalls im Badischen – viel Verständnis aufgebracht, mochten die Herren Vorgesetzten noch so aufgebracht hinterherdrohen.

BOMBEN UND TIEFFLIEGER

Sämtliche Flakhelfer wurden in gleicher Weise wie die regulären Truppsoldaten an Geschütz und Scheinwerfer verwendet. Stets bestand die Gefahr, dass der Einsatzort in das von „Christbäumen“ abgesteckte Areal eines Flächenbombardements fiel, Brand- und Sprengbomben auf die offenen Flakstellungen niedergingen. Mit dem Näherrücken der alliierten Front vermehrten sich die Angriffe von Tieffliegern, die niedrig über dem Erdboden heranhuschten oder habichtgleich vom Himmel auf die Stellungen herabstießen, um die Bedienungen mit Maschinen- und Bordkanonenfeuer einzudecken oder gar aus geringer Entfernung leichte Bomben auszuklinken. Über die ungezählten schweren Luftangriffe,

denen die Flakhelfer ausgesetzt waren, kann hier nur mittels einiger weniger Beispiele berichtet werden:

Von den vielen Angriffen im Raum Mannheim bleibt die Nacht vom 9./10. August 1943 in nachhaltiger Erinnerung. 432 Flugzeuge warfen 1684 Tonnen Bomben über dem Stadtgebiet ab. In der Flakstellung Mannheim-Nekkarau fielen mehrere Kanonen aus, zuletzt warf eine Luftmine ein Flakgeschütz vom Sokkel. Diesmal ging es noch ohne Opfer ab, aber bei einem Angriff auf die Hydrieranlage in Ludwigshafen-Oppau am 30. 12. 1943 fielen Bomben in die angrenzende Stellung, vier Luftwaffenhelfer wurden getötet, einer schwer verwundet. Karlsruhe war Ende August und an mehreren Septembertagen 1944 das Ziel geballter Luftattacken, die Teile der Stadt zerstörten. Am frühen Morgen des 27. September führten 237 Maschinen den schwersten aller Brandbombenangriffe auf die Stradt aus, die die gesamte Innenstadt in ein Flammenmeer verwandelten. Das Schloss, das Blankenhornsche Armeemuseum, das Theater, die Kunsthalle, die evangelische Stadtkirche und das Rathaus,

PERSONALAUSWEIS NR. 152

für den Lw.-Helfer: Reiner Staehling v. Laingmünster
(Vor- und Zunamen)
 geboren am: 28. 6. 28 zu: Karlsruhe

Diensteintritt am: 14. 1. 44
 Haar: blond Augen: gr. blau

Alle militärischen und zivilen Dienststellen werden ersucht, dem Inhaber nötigenfalls Schutz und Hilfe zu gewähren.

Besondere Kennzeichen:

Abwehr für Luftwaffenangehörige

Der Reichsminister der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe.

Reiner Staehling von
(Vor- und Zunamen)
 Eigenhändige Unterschrift

Durlach 14. 1. 44
(Ort und Tag)

3./lei. Flakabteilung 932
(Truppenteil)

1944
 107-21

Dienststempel

St. Staehling
(Unterschrift und Dienstgrad)
Oberleutnant a. Batterie-Chef



(Zeitstempel)

19	44
19	4

Ausweis für Luftwaffenhelfer

aber auch zahlreiche Gebäude in der Weststadt, verglühten bis auf die Außenmauern¹⁹. Zwei Tage später war die Residenzstadt wiederum Angriffsziel, Sprengbomben fielen direkt auf die Flakgeschütze beim Versuchsgut Forchheim²⁰. Die Verluste der Bedienungsmannschaften betragen acht Tote und 20 Verletzte. Bei einem Luftangriff im Dezember 1944 wurde in der Stellung Rittnerthof in Karlsruhe-Durlach ein Luftwaffenhelfer durch eine Brandbombe getötet. Auch aus den Flakstellungen des Gebietes um Straßburg hat man mehrere Luftwaffenhelfer als gefallen gemel-

det. Am 19. Juli 1944 luden etwa 15 amerikanische Bomber ihre Last über der Schwarzenbachtalsperre oberhalb von Forbach im Murgtal ab. Die Krone der Staumauer wurde beschädigt, zu einem Wassereinbruch kam es nicht. Gleichwohl erlitten zwölf Luftwaffenhelfer und Flaksoldaten zum Teil erhebliche Verletzungen²¹. Bei einem Tieffliegerangriff gegen die Flugabwehr der Breisacher Rheinbrücke fand am 18. November 1944 ein Baden-Badener Luftwaffenhelfer in der Wohnbaracke den Tod, während es draußen an den Geschützen bei zwei Leichtverletzten blieb. Bei der Bombardie-

zung von Freiburg/Breisgau wurden am 27. November 1944 fünf Luftwaffenhelfer im Splittergraben verschüttet und konnten nur noch tot geborgen werden. Ein weiterer Luftwaffenhelfer, der während eines Bahntransports auf dem Güterbahnhofs Gelände von Freiburg durch einen Sturz verletzt und ins Krankenhaus verbracht worden war, fand dort bei jenem Großangriff ebenfalls den Tod. Tragische Verluste waren in Friedrichshafen zu verzeichnen, wo sich auch Flakhelfer aus Baden zum Schutze der Luftfahrtindustriewerke im Einsatz befanden. Am 3. August 1944 zerstörte dort ein Bombenhagel die Stellungen der schweren Heimatflakbatterie in Schnetzenhausen. Eine Reihe von Volltreffern tötete 22 Luftwaffenhelfer, viele wurden verletzt. Überlebende Flakhelfer berichteten entsetzt, wie sie die zerstreuten Leichenteile ihrer Kameraden einsammeln mußten in Holzkisten, aus denen das Blut triefte . . . An verschiedenen Orten sind zudem zahlreiche Flakhelfer auf Eisenbahnfahrten oder während des Heimaturlaubs durch Fliegereinwirkung ums Leben gekommen oder verwundet worden.

DIE GEDANKEN SIND FREI

Die innere Einstellung der reichsdeutschen Helfer zum eigenen Einsatz, zum Krieg im allgemeinen und schließlich zu Hitlerjugend und NS-Partei war naturgemäß von vielfachen persönlichen, häuslichen und schulischen Einflüssen geprägt. Gleichwohl läßt sich zu diesen Themen eine Art Mehrheitsmeinung herausfiltern, die von den meisten Jungen dieser Generation – natürlich innerhalb beträchtlicher Schwankungsbreiten – vertreten wurde.

Zwiespältig sah man den Kriegsdienst, der dem einzelnen abgefordert wurde. Auf der einen Seite wurde der Einsatz an der Flakwaffe nahezu vorbehaltlos bejaht. Hatten doch viele Jungen gerade aus den größeren Städten schon Bombardements miterlebt oder aber über Verwandte und Bekannte von den Todesopfern, darunter viele Frauen und Kinder, und von den riesigen Zerstörungen ganzer Industrie- und Wohnviertel erfahren. Da war man überzeugt, durch eigenhändige Gegenwehr gegen die Bomberflotten das Unheil vom Boden

her wenn nicht verhindern, so doch eindämmen zu können. Auf der anderen Seite jedoch hielt man den sturen Dienstbetrieb in den Stellungen mit Geschützexerzieren, Marschieren – gar im Paradeschritt –, Geländeübungen und allerlei sonstigem Leerlauf für zwecklose Plackerei. So sehnten sich denn auch bald viele von denen, die ursprünglich mit bereitwilliger Neugier der Einberufung gefolgt waren, zurück nach dem elterlichen Zuhause und nach der altgewohnten Penne.

Die Einstellung zu den Aussichten des Kriegs variierte mit dem Entwicklungslauf. Für die Anfang 1943 einrückenden Jahrgänge beherrschte das sogenannte Großdeutschland beinahe ganz Europa „vom Nordkap bis zum Schwarzen Meer“. Ungeachtet der Katastrophe von Stalingrad hoffte man da auf den angekündigten Endsieg, zumindest auf einen günstigen Friedensschluß. Bis zum Sommer 1944 hatte sich das Bild grundlegend verschoben: In Frankreich waren die Alliierten gelandet und befreiten zügig große Teile des Landes. Im Osten näherten sich die sowjetischen Truppen nach einer erfolgreichen Sommeroffensive unaufhaltsam der Grenze Ostpreußens. Im Herzen Deutschlands mißlang am 20. Juli 1944 die Verschwörung gegen Hitler. Die nachfolgenden Verhaftungen und Racheakte machten erst so recht offenkundig, wie viele aufrechte Männer und Frauen sich dem Widerstand gegen die Diktatur angeschlossen hatten. Nach außen hin unbewegte Miene während, diskutierten die Luftwaffenhelfer nunmehr den Gang der Ereignisse skeptisch in der vertrauten Freundesclique. Da glaubte kaum einer an die verheißenen Wunderwaffen. Jetzt galt es bloß noch, mit heiler Haut das herannahende Kriegsende zu erleben.

Alle Luftwaffenhelfer hatten vor ihrer Heranziehung der Hitlerjugend beziehungsweise dem Jungvolk angehört, denn die Mitgliedschaft in dieser NS-Organisation war seit Frühjahr 1939 Pflicht. An zwei Nachmittagen in der Woche hatte man zum Dienst zu erscheinen, obendrein an mancherlei Kundgebungen und Aktionen teilzunehmen, beispielsweise an den Sammlungen für das Winterhilfswerk. Dem einen hat es mehr, dem anderen weniger gefallen, aber zu kollektiver Verweigerung war es nie gekommen. Dies änderte sich schlagartig



Luftwaffenhelfer in Ausgehuniform – natürlich ohne HJ-Armbinde und -Abzeichen

(Sommer 1944, Baden-Baden)

mit dem Einzug in die Flakstellungen. Zwar war man nominell weiterhin Mitglied der HJ, doch die Luftwaffenhelfer akzeptierten diese Regelung ganz einfach nicht. Sie fühlten sich als vollwertige Soldaten und allein der Wehrmacht zugehörig. Mit der Jugendorganisation wollten sie nichts mehr zu tun haben. Wagte sich ein HJ-Führer, was selten vorkam, bis in die Flakstellungen, dann stieß er auf einhellige Ablehnung und verzog sich eilends auf Nimmerwiedersehen. Die zur Ausgehuniform gehörende HJ-Armbinde wurde demonstrativ nicht angelegt, was draußen zu mancherlei Auseinandersetzung mit Feldgendarmerie oder HJ-Streifendienst führte. Das hinwiederum verstärkte den Oppositionsgeist der Flakhelfer²². In seiner aufschlußreichen Untersuchung über die politische Sozialisation der Luftwaffenhelfer gelangte Schörken²³ zu dem Ergebnis, daß sich ein Prozeß weitgehender Abwendung von nationalsozialistischen Haltungen und Werten in den Jahren des Luftwaffenhelferdienstes 1943–45 allgemein nachweisen läßt. Und er legt dar, daß in der Gruppe der LwH „... die Zahl derer, die noch an den Endsieg glaubten oder noch von nationalsozialistischen Erwartungen geprägt waren, als die Kämpfe auf deutschen Boden übergriffen, nicht höher als 11% gelegen hat.“ Die Gesamtheit der Flakhelfer läßt da eine eigenwillige gruppenspezifische Haltung erkennen...

KRIEGSENDE UND NEUBEGINN

Im Verlaufe der letzten Kriegsmonate wurde der größte Teil jener Luftwaffenhelfer, die noch nicht zu Reichsarbeitsdienst oder Wehrmacht geholt worden waren, nach Hause entlassen. Eine Reihe von Luftwaffenhelfern kam jedoch noch zum Erdeinsatz gegen die nunmehr auf deutschem Reichsgebiet vorrückenden alliierten Truppen, zumeist waren die Jungen aus völkerrechtlichen Gründen in letzter Minute zu Flaksoldaten ernannt und mit Soldbüchern versehen worden. Bei solchen sinnlosen Frontkämpfen sind erneut halbwüchsige Schülersoldaten gefallen, andere in Kriegsgefangenschaft geraten. Vielen gelang es, sich im Wirrwarr des Zusammenbruchs einzeln oder

zu mehreren auf abenteuerliche Weise in den Heimatort durchzuschlagen.

Nach Kriegsende kehrten die meisten früheren Flakhelfer auf die Schulbank zurück, um das Abitur abzulegen, oft ein Universitätsstudium anzuschließen. Sie fanden mannigfache berufliche Erfüllung, nicht wenige konnten in leitende Positionen aufsteigen²⁴. In prägenden Jahren haben die ehemaligen Helfer mitgearbeitet am Aufbau unseres demokratischen Rechtsstaates. Für den haben sie sich überzeugt eingesetzt – aus der Erfahrung ihrer verlorenen Jugendjahre heraus. In diesem gegenwartsbezogenen Sinne ist denn auch das Wort von der „Flakhelfergeneration“ zu verstehen.

Anmerkungen

- 1 Gebhard Aders, Die Kölner Flugabwehr im Zweiten Weltkrieg und ihre Schüler-Soldaten, in: Rechtsrheinisches Köln, Band 19, 1993, S. 65.
- 2 Horst-Adalbert Koch, Flak, 2. Aufl. 1965, S. 209.
- 3 Ludwig Schätz, Schüler-Soldaten, 1972, S. 9.
- 4 Schätz (Anm. 3), S. 14.
- 5 Reiner Haehling von Lanzenauer, Die vergessene Kanone, 1993, S. 31.
- 6 Zutreffend Aders (Anm. 1), S. 132–135, 140.
- 7 Hans-Dietrich Nicolaisen, Gruppenfeuer und Salvantakt, Band I, 1993, S. 192–195; Band II, 1993, S. 1230–1237.
- 8 Hans-Dietrich Nicolaisen, Die Flakhelfer, 1981, S. 31.
- 9 Josef Werner, Karlsruhe 1945. Unter Hakenkreuz, Trikolore und Sternenbanner, 1985, S. 42.
- 10 Die Kriegstagebücher und Akten der Flakeinheiten im südwestdeutschen Raum sind bei Kriegsende weitgehend vernichtet oder zerstört worden. Zugängliche Quellen bilden daher in erster Linie die Schulstatistiken und Schulakten der jeweiligen Lehranstalten. Vgl. ferner für Ettenheim: Hans Böle und Sepp Ullrich, Geroldsecker Land 1993, S. 56.
- 11 Hans Georg Zier, Geschichte der Stadt Pforzheim, 1982, S. 342.
- 12 Nicolaisen (Anm. 7), Band II, S. 1202.
- 13 Stadtarchiv Baden-Baden, Schulen –01.–MLG, Inv. Nr. 33–01/020, Bericht auf Stichtag 15. 02. 1944; vgl. dazu Nicolaisen (Anm. 7) Band II, S. 1202; Siegfried Postler in: 100 Jahre Markgraf-Ludwig-Gymnasium, Baden-Baden 1992, S. 45.
- 14 Art. 44, 45 HLKO vom 18. 10. 1907, abgedr. in RGBl. 1910, S. 132; s. a. Knut Ipsen, Völkerrecht, 3. Aufl., 1990, S. 1040.
- 15 Nicolaisen (Anm. 7), Band I, S. 295; Schätz (Anm. 3), S. 109.

- 16 Robert Grimmer, *Ecoliers-Soldats*, Sarreguemines 1989, S. 24, 51, 52.
- 17 Jean-Pierre Zeder, *Les gamins de la Flak*, *Saisons d'Alsace* N° 124/1994, S. 241 (Zitat aus dem Französischen übersetzt).
- 18 Grimmer, (Anm. 16), S. 147.
- 19 Kurt Kranich, *Karlsruhe, Schicksalstage einer Stadt*, 1973, S. 145.
- 20 Meldung vom 29.09.1944 an das Landratsamt Karlsruhe in GLA 357/30.687.
- 21 Gotthard Wunsch, *Badisches Tagblatt Baden-Baden* Nr. 159 vom 13.07.1994.
- 22 Franz Dülk und Fritz Fickentscher, *Feuerglocke. Luftwaffenhelfer-Schicksale*, 1993, S. 25, 27.
- 23 Rolf Schörken, *Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewußtseins*, 2. Aufl., 1985, S. 218 f.
- 24 Heinz Bude, *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*, 1987.

Die Evakuierung Neuenbürgs im Frühjahr 1945

In Neuenbürg, einem idyllisch gelegenen Kraichgaudorf unweit von Bruchsal, glaubte man Mitte April 1945, die furchtbaren Schrecken des Krieges bereits überwunden zu haben, als der Ort von einer außerordentlichen Katastrophe heimgesucht wurde.

Am 13. April 1945 mußte die gesamte Ortschaft auf Befehl der französischen Besatzungsmacht zwischen 19.00 und 20.00 Uhr vollständig geräumt werden.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Hiobsbotschaft im ganzen Dorf und stieß zunächst auf Unverständnis und Empörung, doch Proteste und Widerstand waren fruchtlos, denn mit unerbittlicher Härte erzwangen die französischen Soldaten die überstürzte Flucht der Einwohner und der im Ort Evakuierten (ca. 500 Personen).

Am Ortsrand, von Bruchsal kommend, warteten bereits Lastkraftwagen mit 500 meist kranken ehemaligen KZ-Häftlingen des Konzentrationslagers Vaihingen/Enz, die in Neuenbürg untergebracht werden sollten, und 70 Mann Wachpersonal, überwiegend Marokkaner.

Fast kopflos traf man die Vorbereitungen zur Flucht. Auf dem Feld arbeitende Angehörige mußte man heimholen, Kleider, Bettzeug und Lebensmittel wurden in aller Eile auf Handwägelchen oder Fuhrwerken verstaut; Kranke, Alte, Kinder und Säuglinge auf die Wagen geladen, und innerhalb kurzer Zeit bewegten sich Wagenkolonnen aus dem Dorf.

Ein Augenzeuge berichtet: „Wer diesen Auszug miterlebte, wird das Geschehen niemals vergessen. Alte, Kranke, Gebrechliche auf den Wagen, daneben schritten zu Fuß die Männer

und Frauen, das eine oder andere Stück Vieh führten sie mit. Ein Bild, das die Steine hätte erbarmen müssen!“

Zwei betagte Frauen weigerten sich standhaft wegzuziehen. Sie durften einige Tage bleiben, mußten aber schließlich doch ihren Heimatort verlassen.

Aufnahme fanden die von Haus und Hof vertriebenen Neuenbürger bei Freunden, Verwandten und Bekannten in den umliegenden Ortschaften, vor allem in Oberöwisheim, Odenheim, Münzesheim, Menzingen und Tiefenbach.

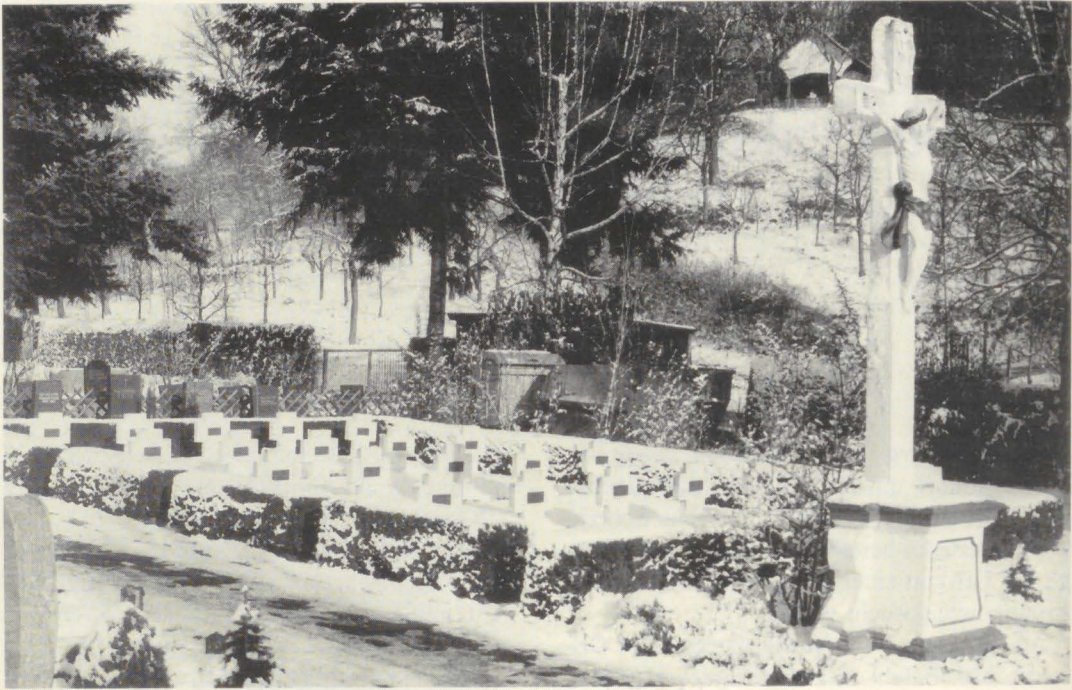
Eine Großfamilie von über 20 Personen, die mit ihrem Kuhgespann Rohrbach bei Eppingen erreichen wollte, verbrachte die erste Nacht bei wildfremden, aber guten Menschen in Menzingen, ehe sie anderntags weiterziehen konnten.

Doch der Gedanke, anderen Menschen zur Last zu fallen, war für viele Neuenbürger bitter und drückte schwer auf das Gemüt. Hinzu kam, daß es an Lebensmitteln und Futter für das Vieh fehlte. Auf wichtige Utensilien, die man dringend benötigte, beim überstürzten Aufbruch aber vergessen hatte, mußte man verzichten, denn Neuenbürg durfte von den ehemaligen Einwohnern nicht betreten werden.

Ein Landwirt, der zur Feldbestellung etwas aus dem abgeriegelten Dorf holen wollte, wurde gefangen genommen und drei Tage in einen Schweinestall gesperrt. Wer sich dem Ort näherte, wurde mit dem Gewehr bedroht.

Lediglich die Insassen der Russenlager in Münzesheim und Odenheim hatten Zutritt zum Ort.

Die Zeit, die die Neuenbürger in der Fremde zubringen mußten, war für sie sehr schwer und



Die Gräber der KZ-Opfer auf dem Friedhof Neuenburg

Foto: Teuschl 1/95

endete erst, als die Amerikaner die Franzosen als Besatzungsmacht ablösten.

Nach zwei langen, bangen Monaten durften die Evakuierten am 14. und 15. Juni 1945 endlich wieder zurückkehren, doch was die Heimkehrenden erwartete, übertraf die schlimmsten Befürchtungen.

Die meisten Wohnungen waren total verwüstet, das zurückgelassene Vieh abgeschlachtet und die Eingeweide lagen in Haus und Hof umher. Ungeziefer jeder Art umschwärmte das ganze Dorf.

In den völlig verschmutzten Räumen waren Geschirr und Möbel zerschlagen, Kleider und Wäsche vernichtet.

Die Mahlzeiten konnte man in den ersten Tagen nur im Freien zu sich nehmen, denn die Häuser waren so verdreckt, daß man mit allen möglichen Krankheiten rechnen mußte. Wohl waren vor dem Wiedereinzug 12 deutsche Häftlinge beauftragt worden, den Ort zu säubern, doch diese fuhren lediglich zerschlagene Möbel an den Ortsrand und zündeten sie an. Die Häuser, die sie vor Gestand und Dreck nicht betreten konnten, nagelten sie kurzerhand zu.

In den Apotheken der umliegenden Orte besorgten sich die Hausbesitzer Chlorkalk, um die Wohnungen zu desinfizieren. Tatsächlich erkrankte auch niemand.

Ergebnislos verlief die Suche nach den schon vor der Besetzung versteckten oder vergrabenen Wertsachen. Es war alles verschwunden. Man hatte Mauern aufgebrochen, Grundstücke umgegraben und dabei blieb nichts unentdeckt.

Bis die Häuser wieder einigermaßen in Ordnung waren, dauerte es Wochen, und bis sie mit dem Notdürftigsten eingerichtet waren, vergingen Monate, doch mit Tatkraft, Fleiß und Optimismus meisterten die tüchtigen Neuenbürger diese persönliche Katastrophe.

27 Gräber erinnern auf dem Neuenbürger Friedhof an die Schreckenszeit im Frühjahr 1945, denn von den 500 ehemaligen KZ-Häftlingen starben 28 an Typhus. Sieben waren Juden.

Warum ausgerechnet Neuenbürg die Kranken aus Vaihingen aufnehmen mußte, ist bis heute nicht geklärt.

Immer wieder hört man, daß das Kraichgaurdorf mit Neuenbürg bei Pforzheim verwechselt

wurde. Als dort der Elendszug mit den befreiten KZ-Insassen eintraf, sei er nach Neuenbürg bei Bruchsal weitergeleitet worden.

Naheliegender ist aber, daß die Franzosen für die Typhus-Kranken wegen der Seuchengefahr einen völlig isolierten Ort ohne Bahnanschluß suchten. Dies traf auf Neuenbürg im Kraichgau zu.

In der abgeschiedenen Gemeinde sollten die ehemaligen Häftlinge wieder gesund gepflegt werden, doch dürfte die medizinische Betreuung ungenügend gewesen sein, was die hohe Zahl der Toten in nur 9 Wochen dokumentiert.

Wohin die Überlebenden schließlich kamen, ist unbekannt. Ihre Spur verliert sich im Sand der Geschichte.

AQUAE 94

ARBEITSKREIS FÜR STADTGESCHICHTE BADEN-BADEN



Dem Gespött preisgeben?

Gedanken zu den Verkaufsverhandlungen Neues Schloß Baden-Baden*)

Seit Monaten wird in den Medien über einen geplanten Verkauf des Neuen Schlosses in Baden-Baden durch den in finanzielle Bedrängnis geratenen Markgrafen Max von Baden berichtet. Dieser soll als Eigentümer den gesamten Komplex nebst einigen Stücken aus seinem Salemer Besitz dem Land Baden-Württemberg zu einem Kaufpreis angeboten haben, der zwar objektiv hoch erscheint, aber den historischen Wert bei weitem nicht erreicht. Die hieraus sich entwickelnden Verhandlungen erwecken über weite Strecken hinweg den Eindruck, als ob sie auf beiden Seiten weniger von Sachverstand getragen seien, als vielmehr von verhärteten gesellschaftspolitischen Anschauungen und dem Bestreben, den jeweiligen Verhandlungspartner unsachgemäß unter Druck zu setzen. Die hohe Kunst der Diplomatie und des gesunden Augenmaßes scheint abhanden gekommen. Geopfert werden auf diese Weise einmalige Kunst- und Kulturschätze, die nicht nur den badischen Landesteil, sondern das gesamte Land Baden-Württemberg und damit die deutsche Kultur als Ganzes betreffen – nur wenige Jahre nach der Wiedervereinigung ein groteskes Ergebnis! Ist es doch ein besonderes Charakteristikum unseres durch Jahrhunderte hindurch territorialpolitisch oft schmerzlich zerrissenen deutschen Vaterlandes, daß es auf kulturellem Gebiet gerade durch die Vielgestaltigkeit seiner verschiedenen Zentren ein unverwechselbares Gepräge erhält.

Nicht wegzudenken aus einer derartigen Gesamtschau ist das Neue Schloß in Baden-Baden mit seinen unermeßlichen Kunstschatzen, das als eines der wenigen Kulturdenkmäler unseres Gebietes den Zweiten Weltkrieg als Ensemble nahezu unversehrt überdauert hat; es ist

damit eines der selten gewordenen sichtbaren Zeichen der jahrhundertealten Entwicklung deutscher Kultur. Die Beteiligten der gegenwärtigen Verkaufsverhandlungen befinden sich mit ihrer bisherigen Taktik auf dem besten Weg, gesamtstaatliches deutsches Kulturgut in alle Winde zerstreuen zu lassen; sie selbst dürften sich auf diese Weise über kurz oder lang dem Gespött der Gegenwart und Nachwelt ausgeliefert finden.

Vielleicht sollten diese Vorgänge Anlaß bieten, dem Werdegang des, in den letzten Jahren leider wenig gepflegten, „Verkaufsobjektes“ und der badischen Kunstsammlungen einige Gedanken zu widmen.

Als im Jahre 1771 nach dem Tod des letzten Markgrafen von Baden-Baden die seit etwa 235 Jahren getrennten beiden Teile der alten Markgrafschaft Baden unter dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach wieder zusammengefunden hatten, verfügte der Landesherr über zahlreiche Schlösser und wertvolle Sammlungen beider ehemaliger Landesteile: Eine besondere Stellung hierbei nahm von je her das Neue Schloß in Baden-Baden ein. 1388 erstmals erwähnt, hatte es im Jahre 1479 von der höher gelegenen Burg Hohenbaden die markgräfliche Hofhaltung übernommen und war damit zusammen mit Hohenbaden namensgebend für das Land; ein prächtiger Renaissanceausbau um 1575 mußte 1689 eine schwere Verwüstung durch die Truppen Ludwigs XIV. hinnehmen; mit der Verlegung der Residenz der baden-badischen Markgrafen nach Rastatt zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde es zunächst still um diesen Stammsitz. – Spätestens seit dem ausgehenden 16. und dem beginnenden 17. Jahrhundert hatten die Mark-



Das Neue Schloß in Baden-Baden um 1575; Rekonstruktionszeichnung des 19. Jahrhunderts

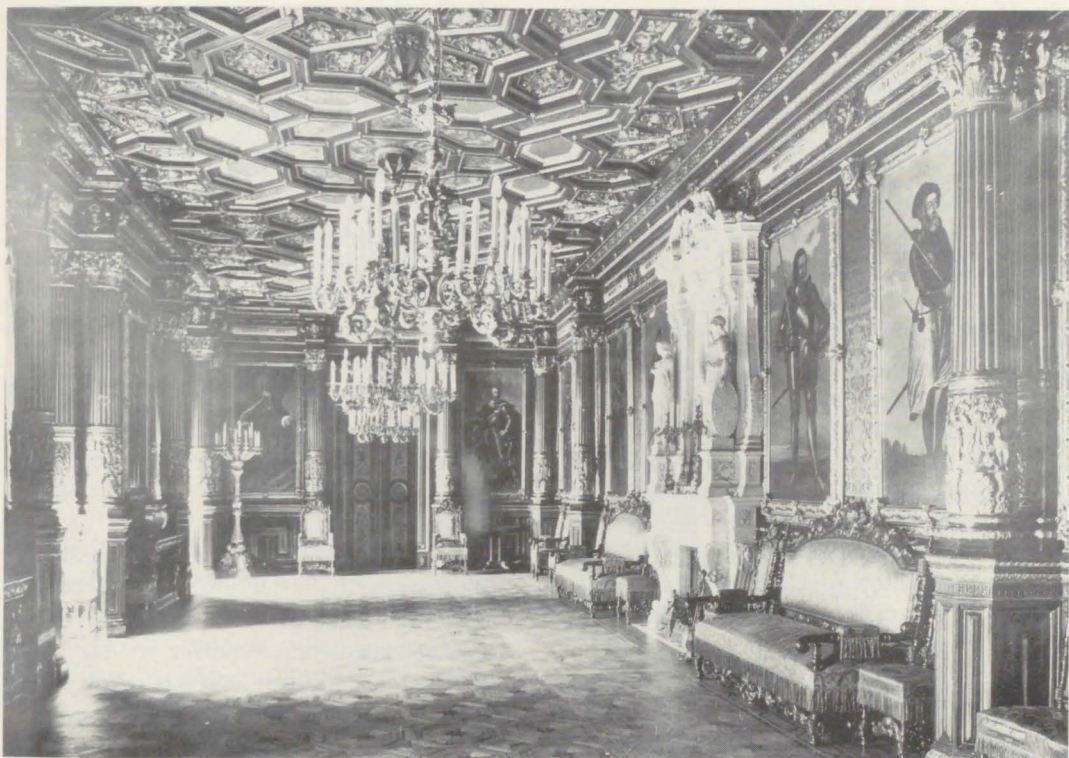
(Generallandesarchiv Karlsruhe)

grafen von Baden-Durlach und Baden-Baden, wie viele Fürsten der Zeit, mit der Einrichtung von sogenannten Kunstkammern begonnen, in denen Kunstgegenstände, Kuriositäten und sonstige Stücke besonderen Interesses der verschiedensten Art vereint wurden. Der Wissenschaft gegenüber aufgeschlossene und kunst-sinnige Mitglieder des Fürstenhauses vergrößerten im 18. Jahrhundert den Bestand an Büchern und Kunstwerken. Es ist wohl das Verdienst des Markgrafen Karl Friedrich, daß bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts Teile dieser in fürstlichem Eigentum stehenden Sammlungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

Mit dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 fielen dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der sich von nun an Kurfürst nennen durfte, teilweise als Entschädigung der linksrheinische Verluste unter anderem die Besitzungen ehemaliger reichsunmittelbarer Stifte,

darunter Salem, sowie die linksrheinischen Gebiete der Kurpfalz mit Mannheim und Heidelberg und des Bistums Speyer mit Bruchsal zu. Eine weitere Vergrößerung des kurfürstlichen Gebietes brachten die Ereignisse nach dem Preßburger Frieden von 1805, wobei insbesondere der ehemals vorderösterreichische Breisgau und Schwarzwald mit zahlreichen weiteren, nunmehr zu säkularisierenden Klöstern zu nennen sind; im August 1806 nahm der frühere Markgraf und Kurfürst den Titel eines Großherzogs an.

Auch im jungen Großherzogtum verblieben die früheren markgräflichen Sammlungen, öffentlich zugänglich oder nicht, im Eigentum des Fürsten. Die Eigentumsverhältnisse an überkommenen und neu erworbenen Schlössern und ehemaligen Klöstern samt Einrichtung (Sammlungen) dagegen gestalteten sich für unsere heutige Begriffswelt nicht einfach. Deutlich zu unterscheiden ist hierbei zwischen



Großer Festsaal des Neuen Schlosses in Baden-Baden mit Ahnenbildern der Zähringer bis 1770, Zustand um 1900

(Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe)

eigentlichem Privateigentum der fürstlichen Familie und dem Domäneneigentum. Zum Privateigentum zählte von Anfang an unter anderem Salem, das als Surrogat für verlorene linksrheinische Besitzungen galt; es diente stets als Wohnsitz der jeweiligen Sekundogenitur. Unter das Domäneneigentum fiel die große Anzahl anderer Schlösser, wie Karlsruhe, Baden-Baden, Rastatt, Mannheim und Bruchsal, ob diese zur Hofausstattung zählten oder nicht. Insoweit legte die durch Großherzog Karl seinem Land gegebene Verfassung von 1818 – noch ganz den Grundsätzen des Patrimonialstaates verhaftet – in § 59 fest, daß „die Domänen nach allgemein anerkannten Grundsätzen des Staats- und Fürstenrechts unstreitiges Patrimonial-Eigentum des Regenten und seiner Familie sind“; jedoch sollten sie (abgesehen von einigen Ausnahmen) der Bestreitung der Staatskosten dienen, wie es schon in einer grundgesetzartigen landesherrlichen Verordnung von 1806 angedeutet war; auch band § 58

der Verfassung die Veräußerung von Domänen an die Zustimmung der Stände. Die Bestimmung des § 59 der Verfassung von 1818, in Gültigkeit bis zum Ende der Monarchie, bot im Laufe des 19. Jahrhunderts Anlaß zu recht kontroversen Auslegungen und bereitete bei der Abfindung der großherzoglichen Familie 1918 erhebliche Schwierigkeiten. Nur folgerichtig war es, daß die Einrichtungen (Sammlungen) der altbadischen Schlösser sowie der 1803 und 1805/06 angefallenen Klöster und Schlösser eigentumsmäßig zur Verfügung des Großherzogs standen. Allerdings trat § 59 der Verfassung von 1818 während des 19. Jahrhunderts in seiner extremen Bedeutung derart in den Hintergrund, daß auch der Staat Domänen „als Eigentum“ erwerben konnte. Ebenso traten nunmehr seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben das, sich auch weiterhin ständig erweiternde, großherzogliche Sammlungseigentum staatliche Sammlungserwerbungen, bei denen das Eigentum des Staates unstreitig

war. Somit befanden sich in öffentlichen Sammlungen und sonstigen Institutionen bald eintüchtig nebeneinander Gegenstände und ganze Komplexe, die einerseits dem Staat, andererseits dem Großherzog gehörten.

Das namengebende Neue Schloß in Baden-Baden, zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder in wohnlichen Zustand versetzt, erfuhr in den Jahren 1842–1847 durch Großherzog Leopold eine grundlegende „Restaurierung“ im Sinne des Historismus. Sollte dieser ehrwürdige Stammsitz nunmehr doch nicht nur dem Sommeraufenthalt der fürstlichen Familie dienen, sondern auch eine große Bildnissammlung der Zähringer und ein umfangreiches Museum aufnehmen, das – leider zu wenig beachtet – sich an Objektdichte und -qualität den großen Karlsruher Einrichtungen würdig an die Seite stellen konnte. Zu diesem Zwecke reicherten Großherzog Leopold und seine Nachfolger das jeweils Vorhandene in größtem Umfang mit Einrichtungs- und Sammlungsgegenständen jeglicher Art an, die sowohl aus dem Privateigentum der fürstlichen Familie, als auch aus zahlreichen, zum Domäneneigentum zählenden altbadischen Schlössern sowie 1803 und 1805/06 erworbenen Klöstern und Schlössern stammten; offenbar war hierbei nicht ausschlaggebend, ob diese Gebäude der Hofausstattung unterfielen. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelangten auf diese Weise wertvolle Objekte zum Beispiel aus Mannheim nach Baden-Baden. Zu einem derartigen Vorgehen durften sich die Großherzöge nach der Verfassung von 1818 berechtigt fühlen; auch sollte die Zukunft erweisen, daß damit zahlreiches Kunst- und Kulturgut vor späterer Vernichtung gerettet wurde. Geradezu selbstverständlich war es, daß Geschenke und Neuerwerbungen der großherzoglichen Familie aus dem 19. Jahrhundert auch im Neuen Schloß zu Baden-Baden Aufnahme fanden.

Nach dem Ende der Monarchie spielte in dem Abfindungsvertrag von 1919 zwischen dem badischen Staat und dem ehemaligen Großherzog dessen Privateigentum (somit zum Beispiel auch Salem und die dem Fürstenhaus gehörenden privaten Sammlungen und Sammlungsteile) im wesentlichen keine Rolle; dies verblieb ohnehin dem Fürstenhaus. Es waren vielmehr neben anderen Punkten die bishe-

gen Domänen, die nunmehr zur Disposition standen und von denen auch das Neue Schloß in Baden-Baden (mit Einrichtung und Sammlungen) an den Großherzog fiel. Damit hatte die damalige (sozialdemokratisch geführte) Staatsregierung rechtliche Verhältnisse geschaffen, die fortan bindend waren und über die zu diskutieren heute müßig sein dürfte. – Die Zeit nach dem Tod des letzten Großherzogs Friedrich II. (1928) brachte im wesentlichen zwei Veränderungen: Zum einen verkaufte seine Gemahlin Großherzogin Hilda 1930 Bilder aus dem privaten Eigentum, die in der Kunsthalle Karlsruhe öffentlich zugänglich waren, an den badischen Staat. Zum anderen unterfielen kraft einer testamentarischen Bestimmung Großherzog Friedrichs II. von 1927 mit dem Tod seiner Gemahlin (1952) die Kunst- und Kulturgegenstände der großherzoglichen Familie, die sich bereits in öffentlicher Verwahrung befanden, der nunmehr in das Leben gerufenen „Zähringer Stiftung“. Von dieser Stiftung war das Neue Schloß in Baden-Baden mit seinen Sammlungen nicht betroffen, da sich dies nicht in öffentlicher Verwaltung befand. Ein gedruckter Katalog von 1960 konnte nur einen geringen Teil dessen erschließen, was erst in den letzten Jahren der Öffentlichkeit leider kaum mehr zugänglich war.

Mit seinen reichhaltigen Beständen steht das Neue Schloß in Baden-Baden nicht nur gleichwertig neben den großen staatlichen Sammlungen in Karlsruhe, sondern bildet darüberhinaus ein wichtiges Glied in der Reihe der wenigen noch erhaltenen fürstlichen Kunstsammlungen Deutschlands; es muß daher als unentbehrlicher Bestandteil nicht nur der baden-württembergischen, sondern auch der gesamten deutschen Kulturlandschaft gelten. So finden sich hier außer der Einrichtung des 19. Jahrhunderts die sogenannte Kunstkammer (mittelalterliche Objekte, Elfenbein- und Goldschmiedearbeiten, Bronzen etc.), eine Porzellan- und Fayence-Sammlung (Meißen, Frankenthal, Ludwigsburg, Ansbach, Straßburg, Durlach, China, Japan), eine Glassammlung (Sachsen, Böhmen, Schlesien), Waffensammlung, Möbelsammlung verschiedener Jahrhunderte (Renaissance, Barock, Rokoko, Empire, Historismus), die Sammlung der Gobelins aus dem Mannheimer Schloß (Jason-Serie, Chri-

stus-Serie, Neuindien-Folge u. a.), eine Sammlung archäologischer Fundstücke (provinzialrömisch), eine Sammlung einheimischen und auswärtigen Kunsthandwerks sowie die große Zähringer-Bildnissammlung, Dekor- und Landschaftsgemälde. Und als geradezu sensationelle Überraschung sind bei der jüngsten – durch die zähen Verhandlungen veranlaßten – Bestandsaufnahme zwei Komplexe aufgetaucht, die in ihrer Einmaligkeit ihresgleichen suchen: Die seit Jahrzehnten als verschollen geltenden Reste der mittelalterlichen Farbfenster der Lichtenaler Klosterkirche aus dem beginnenden 14. Jahrhundert, die zu den ältesten noch erhaltenen Schöpfungen der Glasmalerei unseres Gebietes zählen. Außerdem umfangreiche Teile der „Hofbibliothek“ des großherzoglichen Hauses mit wertvollsten Druckwerken des 16. bis 18. Jahrhunderts, darunter zahllose, besonders aufwendig gestaltete Widmungsexemplare; auf Grund einer dem Land zugegangenen überschlägigen Liste läßt sich ein Be-

stand von etwa 30 000 bis 40 000 Bänden errechnen. Zu diesen Bibliotheksschätzen gesellt sich auch eine ungemein wertvolle Sammlung von Photoalben mit seltenen Porträt-, Architektur- und Landschaftsaufnahmen vor allem badischer Hofphotographen. Es würde nicht überraschen, wenn noch weitere, bisher unbekannte ähnliche „Funde“ auftauchen würden – Dinge, die bei einem sofortigen Zugreifen auf das Ensemble (Schloß und Einrichtung) vielleicht im ursprünglich vom Eigentümer genannten Kaufpreis inbegriffen gewesen wären. Wer hier ernsthaft von „Fürsten-Nippes“ sprechen möchte, setzt sich ebenso ernsthaft der Gefahr des Vorwurfes von Böswilligkeit oder grotesken Unverstandes aus. Es war wohl auch kaum der Sinn der früheren Sammelstätigkeit des Fürstenhauses und der Abfindung von 1918, daß diese mühsam zusammengetragene Einheit nunmehr in alle Winde verstreut wird. Ein Gesamterwerb dieses einmaligen Ensembles von Bau und Einrichtung



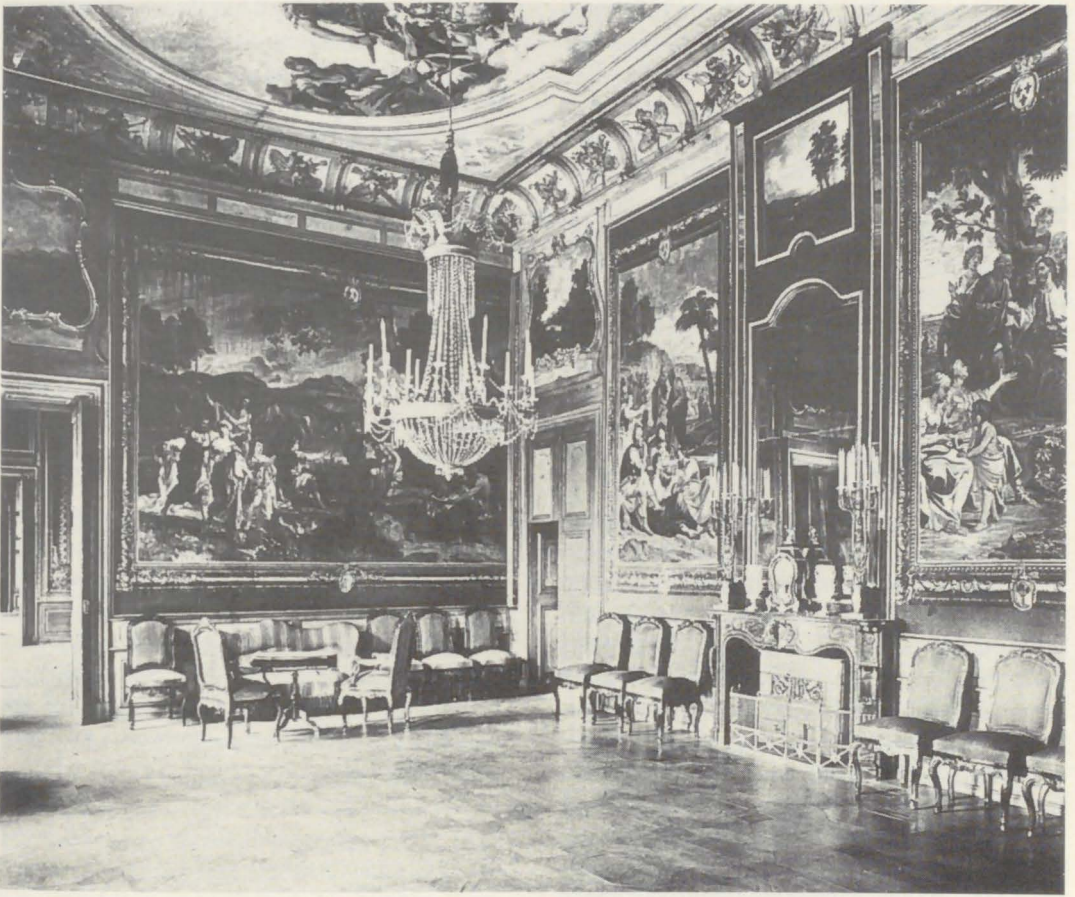
Roter Salon des Neuen Schlosses in Baden-Baden mit neueren Ahnenbildern, Zustand um 1900

(Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe)



Schrank mit Metallintarsien von André-Charles Boulle, 18. Jahrhundert

(Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe)



Gelber Saal des ehemals kurfürstlichen Schlosses in Mannheim mit Gobelins aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Leben Christi), Zustand um 1890 (aus: Rudolf Tillessen, Das großherzogliche Schloß zu Mannheim, 1897)

(Sammlungen) innerhalb des Landes Baden-Württemberg ist somit ein unausweichliches Gebot. Es ist nicht zu verkennen, daß das Land nicht mehr, wie in manchen verflossenen Jahren, finanziell üppig auf Rosen gebettet ist. Aber als eines der immer noch wohlhabenderen Bundesländer ist Baden-Württemberg auch nicht derart arm, daß es seiner politischen und finanziellen Verpflichtung gegenüber seiner Vergangenheit nicht mehr nachkommen könnte. Sollte das Land gleichwohl ein finanzielles Engagement in voller Höhe scheuen, so böte sich die Möglichkeit einer Mitbeteiligung der Wirtschaft an, wozu bereits positive Anzeichen vorliegen; die rechtliche Form einer zu gründenden Stiftung wäre denkbar und ist schon vor längerer Zeit von mehreren kompetenten Seiten vorgeschlagen worden. Es hat sich abge-

zeichnet, daß die erforderlichen Mittel vorhanden sind, ohne daß wichtige Aufgaben anderer Bereiche, wie zum Beispiel auf sozialem Gebiet, vernachlässigt werden müßten. Es wäre als unverantwortlicher, nicht wiedergutzumachender Fehler anzusehen, diese finanziellen Quellen nicht in Anspruch zu nehmen und wirksam zu koordinieren.

Bei einigem guten Willen auf allen Seiten ließe sich auch ein angemessener Verwendungszweck für das Gebäude des Neuen Schlosses finden. Das wäre außer einer reinen Zuführung zu musealen Zwecken etwa auch im Wege der Dezentralisierung staatlicher Institutionen, beziehungsweise durch Überlassung an sonstige denkmalverträgliche öffentliche oder private Einrichtungen im weitesten Sinne möglich; auch an eine sogenannte Mischverwen-

dung wäre zu denken. Bezüglich des Inventars, das heißt der beweglichen Kunstschatze, wäre – ohne Ensembleverlust – eine spätere gewisse Verschiebung in dem Sinne nicht ausgeschlossen, daß ein gewichtiger Grundbestand dort verbleibt, manche Stücke dagegen an ihren ursprünglichen Standort in anderen Schlössern (zum Beispiel Rastatt oder Mannheim) zurückkehren oder aus konservatorischen Gründen dem Badischen Landesmuseum und der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe anvertraut werden. Schließlich läge im Bereich des Möglichen, für die Landesgeschichte weniger wichtige Dinge – ohnehin gering an der Zahl – später in aller Ruhe in den Kunsthandel zu geben.

Es bleibt nun an den Verhandlungspartnern, zu entscheiden, ob man auf dem Altar verhärteter gesellschaftspolitischer Anschauungen und kämpferischer Reaktionen das Opfer eines Ausverkaufs wertvollen Kunst- und Kulturgutes darbringt. Sowohl bei beiden Partnern Landesregierung und Markgraf, als auch bei den Koalitionspartnern innerhalb des Landeskabinetts ist außer Verantwortungsgefühl für das gemeinsame Ganze auch Augenmaß, Fingerspitzengefühl und Verständnis für die Lage des anderen anzumahnen. Respekt vor der ehemals regierenden Familie und den Leistungen ihrer Vorfahren einerseits sowie Fairneß und Verzicht auf jeglichen Druck gegenüber einer demokratisch gewählten Landesregierung andererseits sollten bestimmend sein. Verbringungsverbote (in den meisten Fällen ohnehin nur vordergründigem Zeitgewinn dienend und mit wenig Aussicht auf endgültigen rechtlichen

Bestand) einerseits und zusätzliche Aversionen schaffende Ultimaten andererseits führen nur zu weiterer Verstimmung und Verhärtung der Fronten. Auch hat sich in nicht allzu lange zurückliegender Zeit in peinlicher Weise erwiesen, daß alleiniger Einsatz von durchsichtiger Taktik und starres Verharren auf festgefahrenen Positionen nur dazu führen kann, daß am Ende ein Mehrfaches des ursprünglichen Kaufpreises für nur einen Teil dessen bezahlt werden muß, was anfänglich angeboten war. Auf der Strecke schließlich bliebe das Bewußtsein der Verantwortung gegenüber der großen geschichtlichen Vergangenheit. Die Gefahr des Weges zu einer geschichtslosen, nur noch dem eigenen Konsumdenken verhafteten Gesellschaft wäre vorprogrammiert. Für Baden-Württemberg wäre dies ein Novum, da man sich hier bisher stets seiner historischen Verantwortung bewußt war und sie auch immer wieder unter erheblichen finanziellen Anstrengungen eindrucksvoll dokumentiert hat. Soll man nunmehr einen anderen Weg einschlagen und sich damit dem Gespött der Gegenwart und Nachwelt ausliefern?

Anmerkungen

- * Diese Gedanken wurden zu Beginn des Monats Mai 1995 niedergelegt; sie können daher bei Erscheinen möglicherweise nicht mehr dem aktuellen Stand entsprechen, dürften aber in ihrem allgemeinen Inhalt gleichwohl nicht vollständig ohne Bedeutung sein.

Der Tradition nicht verpflichtet

Ein Nachruf auf die Inkunabelsammlung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen

1921 pries im achten Jahrgang dieser Zeitschrift Eduard Johné die von ihm geleitete Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek Donaueschingen mit hymnischen Worten als besonderen Glücksfall der deutschen Bibliotheksgeschichte: „Das Entscheidende für unsere Bibliothek ist gerade das, daß keiner ihrer Besitzer je das Interesse an ihr verloren, daß sie jeder mit Freude gehütet hat“ (S. 57). Der Bibliothek „als etwas historisch Gewordenem“ könne man nur aus dem Gesichtswinkel historischer Betrachtung gerecht werden. „Lediglich aus dem Sammeleifer und der Bücherliebhaberei vieler einzelner aus den Geschlechtern der Fürstenberger, Werdenberger, Zimmern, Lupfen, Helfensteiner und Pappenheimer entstanden und Jahrhunderte lang durch eben diese Lust an Büchern genährt, wuchs die Bibliothek langsam zu Größe und Bedeutung heran“ (S. 73). Johné strich ihre heimatgeschichtliche Bedeutung, ihre traditionelle „Bodenständigkeit“ heraus und stellte abschließend fest: „Wenn sich unsre Bibliothek an Umfang auch nicht mit den großen Büchereien Deutschlands messen kann, unter den Privatbibliotheken steht sie an erster Stelle und der Kostbarkeiten hütet sie mehr als manche ihrer größeren Schwestern. Ein eigenartiges Gefühl überkommt uns, wenn wir durch die weiten Bücher-säle wandern; in ihnen weht uns das Streben und Mühen, das Denken und Fühlen längst vergangener Jahrhunderte geheimnisvoll an; denn Bücher sind etwas wie Körper gewordener Zeitgeist“ (S. 82).

„Der Tradition verpflichtet“ – der Slogan, der auf jeder Bierflasche der Fürstlich Fürstenbergischen Privatbrauerei zu Donaueschingen steht, klingt wie bitterer Hohn, wenn man zur Kenntnis nehmen muß, wie das Haus Fürsten-

berg derzeit den Ausverkauf seiner traditionsreichen Büchersammlung bewerkstelligt. Angesichts der überragenden Bedeutung dieser Bibliothek als singuläres Ensemble und beziehungsreiche Gesamtheit erscheint mir die moralische Bewertung dieses Vorgehens als „Vandalismus“ durchaus nicht unzutreffend.

Nachdem das Land Baden-Württemberg 1993 für 48 Mio. DM (aus Sondermitteln) die Handschriftensammlung der Hofbibliothek erworben hatte, kam am 1. Juli 1994 bei Sotheby's in London die Inkunabelsammlung der Fürstenbergischen Hofbibliothek unter den Hammer. (Inkunabeln oder Wiegendrucke sind die von Gutenbergs Erfindung bis zum Jahr 1500 erschienenen Druckwerke.) Der opulent ausgestattete Versteigerungskatalog zählt 327 Posten. Da in nicht wenigen dieser Bände mehrere Frühdrucke zusammengebunden wurden, führte der (unveröffentlichte) alte Katalog der Donaueschinger Sammlung über 520 Inkunabeln auf. Vorab hatte das Land Baden-Württemberg 86 Inkunabeln erworben. Nur wenige Stücke, vermutlich keine 20 Posten, konnten in London für deutsche öffentliche Sammlungen ersteigert werden.

Glaubt man den Verlautbarungen der amtlichen Stellen, so hat alles seine Ordnung. Schließlich habe das Land ja die „landesgeschichtlich bedeutendsten Einzelstücke“ erwerben können. Hört man sich dagegen hinter den Kulissen um, so kommen einem ganz andere Urteile zu Ohren. Kaum ein Experte scheut sich, von einem Skandal zu sprechen. Ein Inkunabelfachmann hält mit seinem Unmut nicht hinter dem Berg: die ganze Angelegenheit sei „ganz dumm gelaufen“, das Land habe nicht hart genug verhandelt und die „falschen Sachen“ gekauft. Öffentliche Kritik hat in der

Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 28. Juni 1994 der Heidelberger Professor Walter Berschin geübt. Er bezieht sich auf den Titel der Ausstellung über die 1993 gekauften Handschriftenschatze, das Goethe-Wort von den „unberechenbaren Zinsen“. Dieses habe „die bewahrte, gepflegte und funktionsfähige Bibliothek gemeint, nicht die geplünderte und zerstückelte, aus der das eine oder andere exemplarisch gerettet, umetikettiert und distribuiert wird“. Berschin schließt mit den Sätzen: „Einer Republik kann es im Prinzip gleichgültig sein, wenn sich eine Adelsfamilie von ihrer Geschichte verabschiedet. Problematisch ist im Fall Donaueschingen, daß damit ein Stück faßbarer Geschichte eines nicht unerheblichen Teils des deutschen Südwestens abgestoßen wird“.

Deutlicher noch wurde Dr. Michael Hütt vom Villinger Franziskanermuseum: „Es ist gleichgültig, wo eine gewachsene Bibliothek aufbewahrt wird – wenn es nur in einem Stück geschieht. Aber die Aufteilung zerstört ein historisch wichtiges Zeugnis über die Lesegeohnheiten und die Sammelstrategie eines Ortes und einer Epoche, aus der sich der damalige Zeitgeist erschließen läßt“¹.

EINZIGARTIGES ENSEMBLE ZERSTÖRT

Während der Chef des Hauses Fürstenberg mit der über Jahrhunderte gepflegten bibliophilen Tradition seiner Familie bricht, läßt er sich zur gleichen Zeit auf seinem Schloß Weitra als kultureller Mäzen bejubeln. Der Katalog zur dort stattfindenden niederösterreichischen Landesausstellung „Die Fürstenberger. 900 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa“ enthält nicht nur bemerkenswerte Beispiele moderner höfischer Panegyrik, sondern auch einen Abschnitt über die Hofbibliothek, der zwar ihre wissenschaftliche Bedeutung rühmt, aber kein Wort zu ihrer Gefährdung verliert. Der fürstliche Archivar schreibt dort, die Hofbibliothek, eine „gewachsene Sammlung“, genieße sowohl im Inland als auch im Ausland hohes Ansehen. „Gerade wegen der zahlreich vorhandenen wertvollen Altbestände ist sie oft eine der wenigen Bibliotheken oder die einzige, in denen die gesuchten Werke noch vorhanden sind. Glücklicherweise blieb

sie im Laufe der Jahrhunderte von Kriegsschäden und anderweitigen Katastrophen verschont“ (S. 112). Erwähnt werden zynischerweise auch die rund „500 Inkunabel-Nummern, unter denen sich manches Unicum und viele seltene Stücke befinden“.

„Die Hofbibliothek ist eine altgewachsene Sammlung“, heißt es auch bei Erna Huber, der ehemaligen Leiterin². Die Anfänge reichen in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zurück, als Graf Wolfgang zu Fürstenberg (1465 bis 1509) eine kleine Sammlung deutschsprachiger Bücher zusammentrug. Sein charakteristischer Besitzvermerk erscheint nicht nur in drei Handschriften, sondern auch in sechs der verkauften Inkunabeln. Nur drei davon sicherte sich das Land Baden-Württemberg. Wie der strikt auf die Handschriften konzentrierte Beitrag von Felix Heinzer im Katalog „Unberechenbare Zinsen“ erkennen läßt, wuchsen dem Haus Fürstenberg im 17. Jahrhundert bedeutende Büchersammlungen anderer Adelsfamilien zu. An erster Stelle steht sicher die Bibliothek der gelehrten Grafen von Zimmern, doch ist auch die in Wiesensteig bei Geislingen befindliche Büchersammlung der Grafen von Helfenstein zu nennen. Aus helfensteinischem Besitz stammten vier der in London versteigerten Inkunabeln – beim Vorabverkauf ging das Land leer aus. Unter den jüngeren Druckwerken in Donaueschingen befinden sich Exemplare aus den Adelsbibliotheken der Familien von Gundelfingen, von Lupfen und von Pappenheim. Verglichen mit dem Bestand der Hofbibliothek haben die anderweitig erhaltenen Zeugnisse zur Bildungsgeschichte des südwestdeutschen Adels fast marginalen Charakter.

Nachdem 1723 die Residenz der Fürstenberger an die Donauquelle verlegt worden war, wurden zwischen 1724 und 1768 die Bibliotheken der einzelnen Linien des Hauses (Stühlingen, Meßkirch, Heiligenberg) in Donaueschingen konzentriert. Der 1752 gefaßte Entschluß, alle im Schloß Stühlingen vorgefundenen Bücher „in allhießigem Archiv in Zukunft besorgen und verwahren zu lassen“³, zeigt, daß man bereits im 18. Jahrhundert der Bibliothek bleibenden, gleichsam „archivischen“ Wert zuerkannte⁴.

Einigen Zuwachs brachte am Anfang des 19. Jahrhunderts die Säkularisation der auf

dem fürstenbergischen Territorium gelegenen Klöster. Unter den versteigerten Bänden ist die Bibliothek des Kollegiatstifts Betenbrunn (bei Heiligenberg, Bodenseekreis) mit 10 Bänden vertreten; weitere fünf erwarb das Land.

Nach dem Verlust an politischer Bedeutung durch den Übergang an Baden (1806) wandte sich das Haus Fürstenberg verstärkt der Pflege von Kunst und Kultur zu. Unter Karl Egon II. (1796–1854) wurde die Hofbibliothek dem Publikum geöffnet. Das wichtigste Ereignis ihrer Geschichte im 19. Jahrhundert aber war der Kauf der Sammlung Laßberg 1853.

Joseph Freiherr von Laßberg (1770–1855) war eine der bedeutendsten Gestalten der frühen, von der Romantik geprägten Germanistik. Aus Begeisterung für das deutsche Mittelalter und um die wissenschaftliche Erforschung der nationalen Geschichte zu fördern, suchte Laßberg aus der großen Masse des durch die Umwälzungen nach 1800 versprengten Kulturguts so viel wie möglich aufzukaufen. „Lassen Sie uns“, schrieb er 1820 an seinen Freund Brenken, „jeder an seinem Orte, sammeln und bewahren, was wir aus der Flut der Zeiten zu retten vermögen“. Ein wichtiges Motiv für den Verkauf seiner Bibliothek, die neben den Handschriften auch elftausend Druckwerke umfaßte, an den von ihm verehrten Fürsten war die geschlossene Übernahme der ganzen Sammlung. Bereits 1845 schrieb Laßberg an Franz Pfeiffer: „Am liebsten würde ich meine Handschriften (jetzt schon weit über 200) in Stuttgart, auch mir die Hauptstadt meines geliebten Schwabenlandes sehen, aber ich kann sie von den gedruckten Büchern, ohne diesen zu schaden, nicht trennen“. 1853 schlug er ein preußisches Kaufangebot für die Handschriften ab und betonte, „daß ich die Handschriften nicht von den Büchern und Urkunden zu trennen gedenke“⁵. Laßbergs Bibliothek muß daher, seinem eigenen Verständnis folgend, als Ganzes als „wissenschaftlicher Apparat“ eines frühen Altertumsforschers verstanden werden. Wenn es im Katalog „Unberechenbare Zinsen“ heißt, Korrespondenz und Handschriftensammlung seien „Laßbergs Bleibendes“ (S. 33), so werden die von ihm gesammelten Druckwerke völlig zu Unrecht ausgeklammert. Ihr ältester Bestand, die Wiegendrucke, wurde nun auseinandergerissen und in alle Welt zer-

streut. Von den nicht weniger als 40 Laßbergiana – ein Spiegelbild seiner weitgespannten Interessen – erwarb das Land im Vorverkauf nur neun Stück.

Mit der Erschließung der Sammlung Laßberg beschäftigten sich zwei berühmte Bibliothekare, der Dichter Joseph Viktor von Scheffel (in Donaueschingen von 1857 bis 1859) und der Altgermanist Karl August Barack (1860–1871). Wenig bekannt ist, daß Barack ein 1825 entstandenes, in einer ehemals Donaueschinger Handschrift erhaltenes literarisches Werk Laßbergs (Karlsruhe, Cod. Donaueschingen C III b 31), mit dem dieser einen mittelalterlichen Text revitalisieren wollte, 1894 in Straßburg anonym zum Druck befördert hat⁶. Es handelt sich um eine Bearbeitung der Elisa-Episode der 1485/86 in Ulm gedruckten „Schwäbischen Chronik“ Thomas Lirers – das Donaueschinger Exemplar dieser Inkunabel wurde jetzt für 35 000 Pfund verkauft.

DRUCKE ALS INDIVIDUEN

Auch Inkunabeln sind Drucke, mag man einwenden. Genügt es denn nicht, wenn die Wissenschaft auf den von New Yorker Inkunabelexperten erstellten reich bebilderten Auktionskatalog zurückgreift? Leider sei dieser Katalog, klagte ein Fachmann, „sehr sehr schlecht gemacht“. Gerade bei der Ermittlung der „Provenienzen“, also der Herkunft der Bände und ihrer ursprünglichen Bibliotheksheimat, stellt man in der Tat auf Schritt und Tritt Mängel fest. Die einzelnen Beschreibungen der Exemplare sind, da es schnell gehen mußte, mit Sicherheit in vielen Fällen unvollständig. So wies das Donaueschinger Exemplar der erwähnten Lirerschen Chronik eine Reihe handschriftlicher Randbemerkungen auf, die vielleicht im württembergischen Raum entstanden sind. Im Katalog fehlt jeglicher Hinweis darauf. Ein weiteres Beispiel: drei Wappen von Bucheignern konnten von den Bearbeitern nicht identifiziert werden. Wären sie im Katalog abgebildet worden, könnte man sie möglicherweise leicht einer historischen Persönlichkeit zuordnen.

Doch nicht die wissenschaftliche Unzuverlässigkeit des Auktionskatalogs ist das ent-

scheidende Argument gegen die Zerschlagung der fürstenbergischen Inkunabelsammlung. Durch das Auseinanderreißen von Provenienzgruppen und die Abwanderung von wissenschaftlich nicht ausgewerteten Exemplaren mit individuellen Eigenheiten oder auch Unica in Privatsammlungen ist ein gravierender Verlust für die Forschung eingetreten. Zwischen sehr vielen Exemplaren bestanden nämlich aufschlußreiche Querverbindungen, ein Netz von Bezügen, das durch die Zerstörung des Ensembles nun nicht mehr rekonstruiert werden kann.

Die Donaueschinger Inkunabeln sind – Handschriften vergleichbar – Einzelstücke, da sie in aller Regel eine Reihe individueller Besonderheiten aufweisen: alte Einbände, Handschriftenfragmente, Buchschmuck, Lesespuren, bzw. handschriftliche Einträge, Besitzvermerke und Buchzeichen. Mit den Donaueschinger Wiegendrucken verläßt eine herausragende Sammlung verzierter spätgotischer Einbände aus Südwestdeutschland das Land, da außergewöhnlich viele Stücke ihren alten Einband behalten haben. Die Erforschung der verschiedenen Buchbinder-Werkstätten hat in den letzten Jahren einiges Licht auf die Bibliotheks- und Buchhandelsgeschichte des 15./16. Jahrhunderts werfen können. Ein Blick in die stattliche Liste der Werkstätten im Anhang des Auktionskatalogs zeigt, welches Vergleichsmaterial der Forschung verloren geht. Nicht weniger als neunzehn Einbände – zwei davon wählte das Land vorab aus – gingen beispielsweise aus einer Buchbinderei hervor, die der Einbandforscher Ernst Kyriß dem ober-schwäbischen Kloster Weingarten zugewiesen hat.

In sehr vielen Donaueschinger Einbänden haben die Buchbinder zerschnittene alte Handschriften verwendet. Mit diesen kostbaren Quellen für die Rekonstruktion sehr alter Bibliotheken beschäftigt sich ein eigener Forschungszweig, die Makulaturforschung. Im Auktionskatalog ist beispielsweise ein recht großes Bruchstück aus einer mit Initialschmuck versehenen Sakramentarhandschrift aus dem 10./11. Jahrhundert abgebildet, das sich in einem später den Villingen Franziskanern gehörenden Buch vorfand (Los 224). In einem anderen Sammelband (Los 300) steckt

sogar ein Fragment aus dem 9. Jahrhundert. Mitunter erlauben auch Schnipsel von Pergamenturkunden Schlüsse auf die genaue Herkunft der Bücher – der Auktionskatalog hat diese Indizien nicht ausgewertet. In einer Handvoll Bücher konnten die Bearbeiter als Makulatur Teile anderweitig nicht bekannter Frühdrucke feststellen. Nicht unterschätzt werden darf auch der für die kunstgeschichtliche Forschung eingetretene Verlust, da zahlreiche Bände teilweise recht qualitätvollen Buchschmuck, etwa gemalte Initialen und altkolorierte Holzschnitte, aufweisen, der Auskunft über regionale Ateliers geben könnte.

Die Aufnahmen eines Buches durch seine Leser geht vielfach aus Marginalien (Randbemerkungen) und handschriftlichen Einträgen hervor. In den letzten Jahren hat man nicht nur den Notizen in den Büchern berühmter Persönlichkeiten Aufmerksamkeit geschenkt, sondern diese Quelle zunehmend auch für die Erhellung rezeptionsgeschichtlicher Faktoren entdeckt. Von den ersten 20 Losen des Auktionskatalogs sind bei über der Hälfte (11) teilweise ausführliche alte handschriftliche Anmerkungen vermerkt. In zweien dieser Bände haben die zeitgenössischen Leser für ihre Ergänzungen sogar zusätzliche Blätter eingefügt. Alle diese Eintragungen sind nie wissenschaftlich ausgewertet worden.

Die Unwissenheit der Bearbeiter des Auktionskatalogs hat der – ebenfalls ahnungslosen – Stadt Engen ein besonderes „Schnäppchen“ ermöglicht. Denn jener Udalricus Signart cognomento Zäss aus Konstanz, Autor von handschriftlichen lateinischen Versen in einer aus dem Engener Kapuzinerklosters stammenden Briefausgabe des Humanistenpapstes Enea Silvio Piccolomini von 1486 (Los 262), ist niemand anderes als der berühmte Humanist und Jurist Ulrich Zasius.

Ein weniger spektakuläres Beispiel betrifft Los 279, einen „very fine Sammelband“ von fünf italienischen naturwissenschaftlichen Wiegendrucke, der als Arbeitsexemplar seines Besitzers eine Fülle von handschriftlichen Ergänzungen und Zeichnungen aufnehmen mußte. Sein einstiger Besitzer, Gregor Steltzlin, stellt sich mit einer autobiographischen Notiz vor, doch leider druckt der Katalog von ihr nur den Anfang ab. Der Band ging für 35 000

Adhuc Valentinus ignarus
agnomento Zasi. Constan
in laudem eius, qua Protho
Constan, notarius Doctor referit viros
eis anserem apponendo.

Imperatorem (quo non vel sanctior alter
Laurea credi?) vigilans cum ceteris
Hiberniam tunc pressam, Exenni gravamine levans
Ergo vos qui mense vorati ab hospite digno
Cena nunc sumitis anserem gaudentes eliso
Et site leti, gratiasq; viro fertote roquas
Vindictibus etenim sacros, sacris cibant
Epulis, vos presertim admiratus bonum
Quos in pulcherrima ^{est} Tritoniae septos opima
Per Jovis a capite di² delapsa fluxisse iuxta
Gaudeat ~~est~~ nunc ego noster virtute decoras
Et mensam viris, viros Jovisq; decoravit;
Nunc ^{est} liberat dona huius viri Wolfgangi
Kelleri Vicelegati Augusti.

Antonius, in te postulat

Pfund an die bekannte New Yorker Firma H. P. Kraus.

Besonders bedauerlich ist der getrennte Verkauf von vier Bänden der Villingener Franziskaner, deren – im Katalog nur auszugsweise zitierte – Einträge über deutsche Studenten in Bologna und den dortigen Studienbetrieb am Ende des 15. Jahrhunderts Auskunft geben könnten. Es handelt sich jeweils um zwei Bücher aus dem Besitz eines franziskanischen Theologieprofessors Konrad Debendorf (Lose 232, 243) und eines Marcus Huffinger (Lose 103, 106). Huffinger war zunächst 1485 Schulmeister des Benediktinerklosters St. Georgen im Schwarzwald und studierte dann 1489 in Bologna unter anderem bei Debendorf. Wer die unerfreuliche Quellenlage auf diesem Forschungsfeld kennt, würde diese vier Bände liebend gern gegen manche der vom Land erworbenen, in der Regel der Forschung seit dem Erscheinen des gedruckten Barackschen Katalogs 1865 gut bekannten Donaueschinger Handschriften eintauschen.

Völlig unverzeihlich ist jedoch die endgültige Zerstörung der mittelalterlichen Teile der Klosterbibliothek der Villingener Franziskaner. Nicht weniger als 90 Bände dieser Provenienz befanden sich unter den Donaueschinger Inkunabeln, ganze acht davon erwarb vorab das Land. Nur die Ankäufe der Donaueschinger Hofbibliothek bei der Versteigerung 1794 hatten Stücke aus dieser nicht unbedeutenden Büchersammlung bis zur Londoner Versteigerung gerettet. „Die andern Bücher sind verschleudert worden“, stellte 1904 Christian Roder fest⁷. Welche Verwüstungen die Säkularisationen der Jahre nach 1800 in den gewachsenen Buchbeständen der Klöster angerichtet haben, ist allgemein bekannt. Einigermaßen geschlossen überlieferte Bestände sind infolgedessen äußerst selten. In vielen klostergeschichtlichen Darstellungen wiederholt sich deshalb die Klage, wegen des Verlustes der Bibliothek könne über die Interessen und die wissenschaftliche Tätigkeit der Mönche nichts mehr in Erfahrung gebracht werden. Besonders die Bücher Bettelorden waren damals gefährdet, da man ihnen mit aufklärerischem Vorurteil gegenübertrat. 90 Bände aus einem Franziskanerkloster, die nicht nur durch ihren Inhalt, sondern gerade auch durch die Beson-

derheiten der einzelnen Exemplare wie Besitzenträge und Arbeitsnotizen der Mönche Einblick in das geistige Leben einer klösterlichen Gemeinschaft geben, hätten als überaus seltener Glücksfall zu gelten. Zum Vergleich: der jüngst erschienene Inkunabelkatalog der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf bezeichnet 21 Wiegendrucke aus der bekannten rheinischen Zisterzienserabtei Heisterbach als „eine keineswegs unbedeutende Menge“.

Von den anderen zerschlagenen Provenienzgruppen wurden die Sammlung Laßberg und das Stift Betenbrunn bereits angesprochen. Mit 40 Stück (davon 4 vom Land vorab erworben) recht beachtlich war auch der Bestand einer den Katalogbearbeitern nicht bekannten geistlichen Institution vielleicht in der Nähe von Ulm („Monstranz-Gruppe“). Der Besitz gleich mehrerer Ausgaben der Werke des Pariser Reformtheologen Johannes Gerson läßt möglicherweise den Schluß zu, daß diese Gemeinschaft die Ideen der Ordensreform teilte. Von den weiteren – meist im Bodenseeraum situierten – Provenienzen mit mehreren Stücken im Bestand seien nur noch vier Inkunabeln aus dem Kloster Ochsenhausen hervorgehoben.

Daneben befanden sich zahlreiche Einzelstücke aus interessantem Vorbesitz in der Sammlung. Der Züricher Rechtshistoriker Karl Siegfried Bader hat beispielsweise 1966 aufgrund der handschriftlichen Eintragungen des Oberamtmanns der Landgrafschaft Heiligenberg Johann Caspar Maysinger (gest. ca. 1664) in dessen juristischen Büchern den Lebensweg dieses Mannes aufhellen können – ein glänzendes Beispiel für den landeshistorischen Ertrag buchgeschichtlicher Recherchen. Durch die Besitzvermerke Maysingers wissen wir auch, welche Bücher er bereits als Student besaß – es waren erstaunlich viele. Zu Baders Liste der in Donaueschingen erhaltenen 39 Werke aus der Bibliothek des Beamten kommt nun eine Inkunabel (Los 290) hinzu – die Katalogbearbeiter konnten allerdings mit dem Namen Maysingers nichts anfangen. Dieses Exempel demonstriert zugleich, daß die Grenze des Jahres 1500, mit der definitionsgemäß die Inkunabeln von den jüngeren Drucken separiert werden, durch geschlossene Bibliotheken verlaufen kann.

Von den nicht wenigen Rara und Unica der Wiegendrucksammlung, die nun der Forschung entzogen sind, greife ich nur zwei heraus: einen der Forschung bislang unbekanntes Augsburger Druck eines Lobspruchs von Hans Rosenplüt auf Nürnberg (Los 287), der für 22 000 Pfund nach New York ging, und ein wohl in Straßburg um 1498 gedrucktes Reimpaargedicht „Amor, die Liebe“ (Los 13), verkauft für 16 000 Pfund.

Mit diesen wenigen Hinweisen sind die vielfältigen Auswertungsmöglichkeiten der Donaueschinger Inkunabeln längst nicht erschöpfend dargestellt. Seit dem 1. Juli 1994 steht jedoch fest: eine Fülle aufschlußreicher Fragen können Historiker, Buchforscher, Literaturwissenschaftler, Kunsthistoriker usw. nicht mehr beantworten, weil ihnen die erforderlichen Quellen abhanden gekommen sind. „Die Sammlung Fürstenberg stellt ein hervorragendes Kulturerbe unseres Landes dar“ – die auf die Handschriften gemünzten Worte des Ministerpräsidenten Teufel im Vorwort von „Unberechenbare Zinsen“ passen nicht weniger auf die mit den Handschriften aufs engste verzahnten Druckbestände. Wer Handschriften und Drucke auseinanderdividiert, verkennt den einheitlichen Sammlungszusammenhang, den Ensemblecharakter. Wichtiger als einzelne herausragende Schatzfunde, werden die Archäologen nicht müde zu betonen, sind die Befunde, die Einbettung des Einzelstücks in seinen Horizont, die bei der Grabung festgestellte Schichtenfolge. Dieser Grundsatz läßt sich ohne weiteres auch auf gewachsene Bibliotheksbestände übertragen.

Buchgeschichte ist immer auch Kulturgeschichte – wer einen gewachsenen, aus bedeutenden Provenienzgruppen bestehenden und wissenschaftlich so gut wie nicht ausgewerteten alten Buchbestand auf einer Versteigerung zerstückeln läßt, vernichtet eine Geschichtsquelle von höchstem Rang.

VERANTWORTLICHKEITEN

Der letzte Eigentümer der fürstenbergischen Inkunabelsammlung, der seit Jahrzehnten aus steuerlichen Gründen einen gemeinnützigen Verein als Unterhaltsträger seiner Hofbibliothek vorschob, hat nichts getan, um den

Schaden für die Wissenschaft irgendwie zu begrenzen, aber alles, um seinen Profit zu maximieren. Er hatte bereits in den 1980er Jahren das Angebot, die Inkunabeln in Tübingen auf Landeskosten katalogisieren zu lassen – es wurde abgelehnt, hätte man dabei doch feststellen können, welche Bedeutung der Sammlung als Gesamtheit zukam. Aus Furcht vor einer Unterschutzstellung nach dem bundesweiten Kulturgutschutzgesetz oder dem Denkmalschutzgesetz des Landes wurden die Handschriften, Musikhandschriften und Inkunabeln bei Nacht und Nebel aus dem Land und in ein Schweizer Zollager verbracht. Die Mikroverfilmung des Gesamtbestandes, Rettung für die wichtigsten Informationswerte, hat der Fürst verweigert, da eine solche Verfilmung seiner Ansicht nach den Verkaufserlös vermindert hätte.

Bei der Vorauswahl von 86 Inkunabeln hat das Land sich eindeutig über den Tisch ziehen lassen, denn eine Besichtigung der Stücke wurde vom Eigentümer und Sotheby's abgelehnt. Gekauft wurde mit anderen Worten – eigentlich unfaßbar – die „Katze im Sack“, denn für die Auswahl durch die Bibliotheken in Stuttgart und Karlsruhe wurde vom Eigentümer nur die dürre alte Liste mit den Titeln zur Verfügung gestellt. Die buchgeschichtlich wichtigsten Angaben, die über die Provenienzen und die Besonderheiten der einzelnen Stücke, waren darin jedoch nicht enthalten. So kritisierte denn auch Dr. Gerd Brinkhus, der Leiter der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Tübingen und selbst im Beirat der den Ankauf finanzierenden Stiftung Kulturgut, daß der Fürst „den Deckel über der Sammlung“ erst so spät gelüftet habe. „Erst aus dem Sotheby's Katalog“, wird er zitiert, „habe er Einzelheiten über den Bestand erfahren: Da hätte die Stiftung noch interessantere Stücke auswählen können“⁸. Was man von der Behauptung zu halten hat, die landesgeschichtlich bedeutendsten Stücke seien ausgewählt worden, kann nach meinen Ausführungen zu den einzelnen Herkunftsgruppen und insbesondere zur Villinger Franziskanerbibliothek jeder Leser selbst beurteilen. Zu dem „Dublettendenken“ der zuständigen Bibliothekare der Landesbibliotheken, die sich nach der Zerschlagung der Sammlung zufrieden zurücklehnten, weil sie sich ein

paar schöne Stücke sichern und Lücken auffüllen konnten, möchte ich ebenfalls lieber keinen Kommentar abgeben.

Heftige Kritik kam vor allem aus Villingen-Schwenningen. Der Leiter des Villingener Franziskanermuseums, Dr. Heinrich Maulhardt, nahm am 30. August 1994 bei der Vorstellung der von der Stadt auf der Versteigerung erworbenen Stücke kein Blatt vor den Mund. Er nannte das Vorgehen des Fürstenhauses „fachwidrig“ und einzig von finanziellen Gesichtspunkten geleitet. Anders sei nicht erklärbar, daß in „Salami-Manier“ scheinbar wertvolle Kulturbestände auseinandergerissen und der „Villingener Geschichte großer Schaden“ zugefügt worden sei.⁹ Viel zu kurzfristig habe man von dem geplanten Verkauf erfahren. Museumsmitarbeiter Dr. Hütt: „Vielleicht hätte es für alle 90 Drucke finanziell gelangt, wenn wir rechtzeitig davon gewußt hätten.“ Durch eine kurzfristig anberaumte Spendensammlung konnte die Stadt in London nur fünf Drucke erwerben. Unter ihnen befindet sich ein illustriertes Psalterium aus dem Villingener Klarissenkloster. Ein sechstes Stück konnte nachträglich einem Antiquariat abgekauft werden.

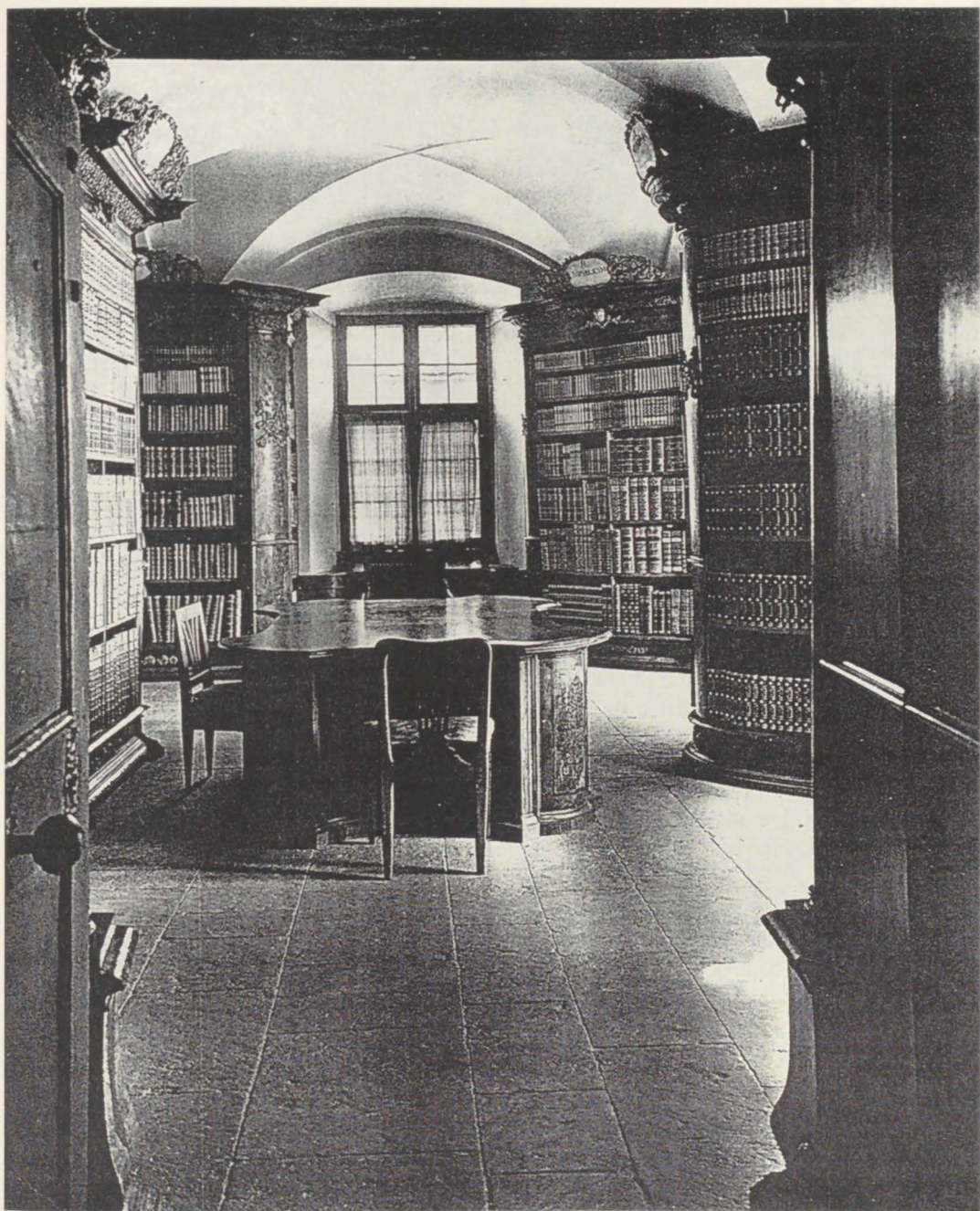
Daß die Vorauswahl des Landes besonders erlesenen Exemplaren gegolten hat – dieser Eindruck drängte sich mir bei der Lektüre der im Auktionskatalog abgedruckten Liste keineswegs auf. Zählt man wie im Auktionskatalog aus mehreren Inkunabeln zusammengesetzte Bände als eine Einheit, so waren es auch nicht 86, sondern nur 64 Stücke, die sich das Land vorab gesichert hat. Zudem hat der Fürst noch ein gutes Geschäft gemacht, denn die für 2,3 Mio. DM erworbenen 64 Exemplare des Landes waren mit durchschnittlich ca. 36 000 DM je Stück erheblich teurer als der Durchschnitt bei der Auktion für insgesamt 8 Mio. DM verkauften Bücher. Klammert man die fünf teuersten Werke dabei aus, so errechnet sich aus den verbleibenden rund 5,8 Mio. DM ein Durchschnittspreis von etwa 18 000 DM je Stück – die Landesinkunabeln waren also im Schnitt doppelt so teuer. Es fragt sich natürlich, ob sie auch das Doppelte wert waren.

Daß man bei den unter größter Geheimhaltung vom Wissenschaftsministerium betriebenen Verhandlungen über den Ankauf der Handschriftensammlung keinerlei Sicherun-

gen für die übrigen Teile der Hofbibliothek vereinbart hat, ist nicht leicht verständlich. Nach Aussage eines Insiders haben die Verhandlungsführer des Hauses Fürstenberg den Eindruck erweckt, es gehe ausschließlich um die Handschriften, alles andere sei nicht gefährdet. Die fürstenbergische Salami-Taktik hat sich ausgezahlt, denn ein Jahr nach dem – ohne jeden Zweifel höchst verdienstvollen – Kraftakt mit den 48 Mio. DM für die Handschriften wäre ein Ankauf aller Inkunabeln durch das Land politisch nicht mehr durchsetzbar gewesen, zumal der Fürst ursprünglich ebenfalls 48 Mio. dafür verlangt haben soll. Immerhin hätte man versuchen können, mit Geldern des Bundesinnenministeriums oder der Kulturstiftung der Länder weitere Drucke zu erwerben. Bei beiden Stellen hat das Land aber überhaupt nicht angeklopft. Ich meine: Vielleicht hätte man ein paar Handschriften weniger kaufen sollen, um das nicht erforschte Inkunabel-Ensemble als Ganzes zu retten.

Das besondere Wohlwollen der Landesregierung gegenüber dem Haus Fürstenberg verdankt sich vor allem, glaubt man einem bekannten Nachrichtenmagazin, den besonders engen, durch großzügige Spenden abgesicherten Beziehungen des Fürsten zu einer großen Partei des Landes¹⁰. Auch sonst sorgt der Chef des Hauses in Donaueschingen und Umgebung durch Generosität für Ruhe – auch mäzenatische Gaben können die so Bedachten korrumpieren. So wundert man sich nicht, daß der im fürstlichen Archiv angesiedelte „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ auf Anfrage zu keiner Stellungnahme zu den Verkäufen aus der Hofbibliothek bereit war.

Da in anderen Bundesländern ganze Bibliotheken auf der Liste des national wertvollen Kulturguts stehen und in Bayern sogar eine Käfersammlung eingetragen wurde, hätte Baden-Württemberg das herausragende Ensemble der Donaueschinger Hofbibliothek ohne weiteres durch eine Eintragung schützen können, doch wurden nur ganz wenige Einzelstücke auf diese Liste gesetzt. Daß nicht einmal das ursprüngliche Zubehör der eingetragenen Handschriften erfaßt wurde, geht aus einem Verkauf im Jahr 1982 hervor. Damals ließ der Fürst bei der – mit dem Land nicht abgestimmten – Versteigerung zwanzig kostbarer Hand-



The Max-Egon-Saal, Archiv Gebäude, Donaueschingen

schriften seiner Sammlung durch Sotheby's auch Fragmente der Vetus latina veräußern. Diese Bruchstücke einer alllateinischen Bibel,

mit der sich ein eigenes Forschungsinstitut in Beuron beschäftigt, stammten nämlich aus dem Einband einer der drei auf der Liste ste-

henden Handschriften¹¹. Als das zuständige Ministerium weitere zwanzig Handschriften, ein Blockbuch und eine Inkunabel eintragen lassen wollte, blockte das Staatsministerium ab: die Verhandlungen sollten nicht gestört werden. Hier läßt sich die Rechtswidrigkeit des Vorgehens der Landesregierung mit Händen greifen. Ob die Abwanderung eines Kulturguts einen „wesentlichen Verlust“ (Gesetzeswortlaut) für die Bundesrepublik bedeutet, bemißt sich nach objektiven Kriterien und ist von den Gerichten – leider nur auf Klage des Eigentümers – voll überprüfbar. Ein Beurteilungsspielraum steht der zuständigen Behörde nicht zu. Das zum Eintrag vorgesehene Blockbuch, eine „Kunst des Sterbens“, und die Inkunabel, vermutlich der Wiener Aderlaßkalender von 1462, sind jedoch am 1. Juli 1994 ins Ausland verkauft worden (Erlös: zusammen etwa 1 Mio. DM). Um einen günstigeren Preis bei den Handschriften zu erzielen, hat die Landesregierung somit einen wesentlichen Verlust für das deutsche Kulturgut in Kauf genommen.

Versagt haben wohl auch die Bibliothekare, die sich rechtzeitig und intensiver um den Schutz des Donaueschinger Gesamtensembles hätten kümmern müssen. So beruft sich das Landesdenkmalamt auf eine Beurteilung der Donaueschinger Hofbibliothek durch die Württembergische Landesbibliothek, in der über die Druckwerke festgestellt werde, „daß es sich bei den Beständen der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek nicht um eine eigenständige Sachgesamtheit handele, da sie mehr oder weniger zufällig entstanden seien und nicht auf einem einheitlichen Sammlungsprinzip beruhen würden. In der einzigen Geschichte des Hauses Fürstenberg gäbe es nicht einen Vertreter, der planmäßig gesammelt hätte“¹². Diese Bewertung einer Sammlung von 130 000 Bänden in zwei Sätzen, die auf einen eintägigen (!) Besuch zweier Stuttgarter (!) Bibliothekare in der Hofbibliothek vor etwa zehn Jahren zurückgehen dürfte, verschlägt einem die Sprache. Nach fernmündlicher Auskunft des Landesdenkmalamtes lag eine umfangreichere Stellungnahme dem Amt nicht vor. Daß zu den für denkmalwürdig gehaltenen Sammlungen Laßberg und Zimmern auch Drucke gehören, scheinen die Bibliothekare dem Landesdenkmalamt nicht mitgeteilt zu haben. Die erstaun-

te Frage des Sachbearbeiters am Telefon „Hat Laßberg denn auch Drucke gesammelt?“ spricht für sich.

Ein Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes hat kürzlich im Nachrichtenblatt dieser Behörde nicht ohne Pathos formuliert: „Jede denkmalpflegerische Arbeit ist an Glaubwürdigkeit gebunden. Das heißt jede Maßnahme und ihr vorausgehend alle Überlegungen sind der Wahrheit verpflichtet. Das betrifft sachliche Kenntnisse wie Argumentation, die Methodengrundlage wie den wissenschaftlichen Stand, die korrekte Umsetzung in die Praxis wie die begleitende Diskussion“ (1993/4, S. 97). Im Fall Donaueschingen kann, soweit ich das zu beurteilen vermag, von einer solchen Glaubwürdigkeit nicht im entferntesten die Rede sein!

Einigermaßen bitter muß man konstatieren, daß zwar jedes Marterl am Wegesrand, jede römische Münze, jedes vorgeschichtliche Pfostenloch oder Brandgrab, ja sogar jedes Sprossenfenster an einem denkmalgeschützten Haus in den Genuß des Denkmalschutzes kommen, die Donaueschinger Hofbibliothek als herausragende Geschichtsquelle und einzigartiger Spiegel der Adels- und Gelehrtenkultur seit dem 15. Jahrhundert jedoch nicht.

DER AUSVERKAUF GEHT WEITER

Bereits in den 1970er Jahren sollen dem Vernehmen nach die heimlichen Verkäufe aus der Hofbibliothek begonnen haben. Bereits erwähnt wurde die Versteigerung von 1982. Wenig später hat man bei Sotheby's illustrierte Drucke vor allem aus dem Bereich Naturkunde ohne Provenienzangabe versteigern lassen. Nur wenige Jahre vor der Erwerbung der Handschriften durch das Land müssen drei kostbare illustrierte Manuskripte unter der Hand veräußert worden sein, ohne daß öffentliche Bibliotheken eine Chance zum Ankauf gehabt hätten. Dies betrifft nicht nur eine Wigalois-Handschrift aus dem berühmtesten deutschen Buchmalerei-Atelier des 15. Jahrhunderts, nämlich Diepold Laubers zu Hagenau, sondern auch den von dem Buchauer Schulmeister Heinrich Stegmüller 1443 gefertigten Kalender (Cod. 494). In seinen reizvollen Monatsbildern, frühen Zeugnissen bäuerlichen Lebens aus

Oberschwaben, wollte ein Autor sogar den „Geist dieser Landschaft [. . .] spüren“¹³.

In jüngster Vergangenheit hat sich das Haus Fürstenberg ohne großes Aufsehen auch von Stücken seiner bedeutenden Kunstsammlungen getrennt. Es spricht somit alles dafür, daß der Ausverkauf der Hofbibliothek weitergeht. Das nächste Opfer werden die bereits in der Schweiz befindlichen Musikhandschriften sein, deren Rückkehr nach Donaueschingen von der fürstlichen Verwaltung ausgeschlossen wird¹⁴. Für Gertraud Haberkamp, die für das Répertoire International des Sources Musicales (RISM) den Donaueschinger Musikalienbestand verzeichnet hat, bildet er „ein einzigartiges Zeugnis fürstlicher Musikkultur sowohl durch seine Geschlossenheit als auch durch seine fast ungebrochene Musiküberlieferung vom 17. bis ins 20. Jahrhundert. [. . .] Nur aufgrund der intakten Zusammensetzung und Geschlossenheit dieses Musikalienbestands – wie auch derjenigen der Fürsten von Oettingen-Wallerstein und Thurn und Taxis – lassen sich aufschlußreiche Aussagen über höfische Kultur- und Musikpflege und adelige Sammeltätigkeit, Vorlieben und Interessen auf dem Gebiet der Musik gewinnen. Derartige Aussagen, für die Musikforschung, von größter Bedeutung, gehen bei einer Zerstreuung einer solch einmaligen, gewachsenen und geschlossenen Musikaliensammlung gänzlich und unersetzbar für immer verloren“¹⁵.

Über die Zusammensetzung des wertvollen Altbestandes an Drucken nach 1500 – die Hofbibliothek umfaßt etwa 132 000 Bände – läßt sich genaueres kaum ausmachen, da eine Bearbeitung für das gerade erschienene grundlegende Standardwerk „Handbuch der historischen Buchbestände“, in das auch sehr viel kleinere Privatbibliotheken in der Bundesrepublik aufgenommen wurden, vom Eigentümer nicht zugelassen wurde. Glücklicherweise existiert von Josef Nolte über die rund 2500 juristischen Titel aus der Zeit zwischen 1500 und 1700 ein Aufsatz aus dem Jahr 1979, der auch Zahlen über andere Teile der Hofbibliothek angibt. An theologischen Werken sind rund 1000 Titel aus dem gleichen Zeitraum zu verzeichnen, 600 Bände überliefern Werke klassischer Schriftsteller. Beachtlich sei, so Nolte, auch der Bestand an neulateinisch-humanistischer sowie fremdsprachlicher Litera-

tur, an medizinischen und philosophischen Buchausgaben. Seine Analyse der *Juridica* kommt zu dem Schluß, „daß in Donaueschingen durch Erbgluck und Erwerbsgeschick seit dem 16. Jahrhundert ein Konglomerat an Büchern zusammengeflossen ist, welches die gesamte juristische und große Teile der zeitgenössischen politischen und ökonomischen Literatur seit dem Buchdruck widerspiegelt.“ Die Hofbibliothek sei der „interessante Fall einer *bibliotheca armata* für ein vergleichsweises kleines weltliches Territorium“. Würde man auch die anderen Teilbestände einer differenzierten Analyse unterziehen, so wäre dadurch eine vorzügliche Quelle zur „inneren Geschichte“ der Grafschaft Fürstenberg im 16. und 17. Jahrhundert eröffnet (S. 472).

Was ist zu tun? Um die weitere Zerstörung auch dieser Geschichtsquelle und die weitere „Filetierung“ der Hofbibliothek zu verhindern, müßte der Gesamtbestand vorsorglich unter Denkmalschutz gestellt und anschließend inventarisiert werden. Bevor Verkäufe stattfinden können, ist der Wissenschaft Gelegenheit zu geben, eine intensive buchgeschichtliche Auswertung vorzunehmen, wobei so viel wie möglich durch Verfilmung zu dokumentieren ist. Schließlich erforscht man ja auch ganz selbstverständlich Bodendenkmäler durch Ausgrabungen, wenn sie nicht erhalten werden können. Es versteht sich von selbst, daß ehemals geschlossene Provenienzen wie die Reste der Sammlung Laßberg und die bedeutsamen Sammlungen der Adelsfamilien Zimmern und Helfenstein als Ganzes zu bewahren und notfalls von der öffentlichen Hand zu übernehmen sind.

Über den Donaueschinger Fall hinaus müßte der Schutz beweglicher Kulturdenkmäler und insbesondere alter historischer Buchbestände dringend erheblich verbessert werden. In das von den Regierungspräsidien geführte Denkmalsbuch hat man höchst willkürlich Objekte eingetragen. Während im Regierungsbezirk Freiburg knapp 40 bewegliche Kulturdenkmäler geschützt sind, existieren im Karlsruher Sprengel ganze zwei Eintragungen. Eine Abstimmung mit der Liste des national wertvollen Kulturguts ist nicht erfolgt.

Damit so krasse Fehlentscheidungen wie im Fall der Donaueschinger Hofbibliothek verhin-

dert werden können, sollte der Landesgesetzgeber Verbänden wie dem Badischen oder dem Schwäbischen Heimatbund – ähnlich wie im Naturschutzrecht – Beteiligungs- und Klagerechte bei der Unterschutzstellung von Denkmälern einräumen. Die vom Gesetz vorgeschriebenen Denkmalräte, Gremien externer Fachleute, haben derzeit keinerlei reale Bedeutung.

Leider sieht es in anderen Bundesländern nicht besser aus. Die mangelnde bibliotheksspezifische Kompetenz der von Kunsthistorikern und Archäologen dominierten Denkmalschutzbehörden läßt alte Bibliotheken und vergleichbare Sammlungen in aller Regel zum Stiefkind der Denkmalpflege werden. Zu erinnern ist etwa an die kaum bekanntgewordene Zerschlagung der ehemaligen Bibliotheken von Bronnbach (Zisterzienserkloster), Kleinheubach und Neustadt am Main (Benediktiner) bei einer Versteigerung der fürstlich-löwensteinischen Büchersammlung im Jahr 1985, dokumentiert von der Universitätsbibliothek Würzburg in dem 1988 erschienenen Band „Kostbare Bücher aus drei alten fränkischen Bibliotheken“. In Nordrhein-Westfalen kam 1992/93 die hochbedeutende Schloßbibliothek Dyck (bei Düsseldorf) der Grafen von Salm-Reifferscheid unter den Hammer.

Während der kleine Hauseigentümer mit denkmalschutzrechtlichen Auflagen überzogen wird, herrscht gegenüber den einstigen Feudalherren als Eigentümern von alten Sammlungen und anderem hochwertigem Kulturgut offenbar das Prinzip der Nichteinmischung vor. Das geschickte Vorgehen der Eigentümer und der von ihnen beauftragten Auktionshäuser macht die öffentliche Hand regelmäßig zum Verlierer in der Auseinandersetzung um den Erhalt historischer Sammlungen in Privatbesitz. Unter dem bewußt forcierten extremen Zeitdruck und angesichts der „Erpressung“ mit Hilfe von Kaufangeboten der Händlern agieren die Verhandlungsführer der öffentlichen Hand gewöhnlich äußerst unglücklich. Hinzu kommt die „Scheckbuch-Mentalität“ der Kultusbürokratie, die den gesetzlichen Schutzmöglichkeiten keinerlei Bedeutung zumißt¹⁶.

Es ist an der Zeit, die Verantwortlichen daran zu erinnern, daß Artikel 86 der Landesver-

fassung von Baden-Württemberg den Denkmalen der Kunst, der Geschichte und der Natur den öffentlichen Schutz und die Pflege des Staates zusichert. Da ihnen bei ihrem verantwortungslosen Treiben die Gerichte nicht auf die Finger klopfen dürfen, sollte es die Öffentlichkeit tun.

Literaturauswahl

- E. Johné, Die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek in Donaueschingen, Badische Heimat 8 (1921) S. 56–82
K. S. Bader, [...] Johann Caspar Maysinger aus Hechingen und seine juristische Bücherei (1966), wieder in: Ders., Ausgewählte Schriften 3, 1983, S. 585–604
J. Nolte, Herkunft und Rolle der älteren Juridica in der Donaueschinger Hofbibliothek, in: Mittel und Wege früher Verfassungspolitik, 1979, S. 456–472
S. Langner-Drescher, Die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek (von 1465 bis 1871), masch. Magisterarbeit Erlangen-Nürnberg 1990
Bewahrtes Kulturerbe „Unberechenbare Zinsen“, 1993
H.-P. Geh, Der Erwerb der Handschriftensammlung der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen, in: Bücher für die Wissenschaft, 1994, S. 283–291
Die Fürstenberger. 900 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa, Katalog Weitra 1994
Incunabula from the Court Library at Donaueschingen, Katalog Sotheby's London 1994

Anmerkungen

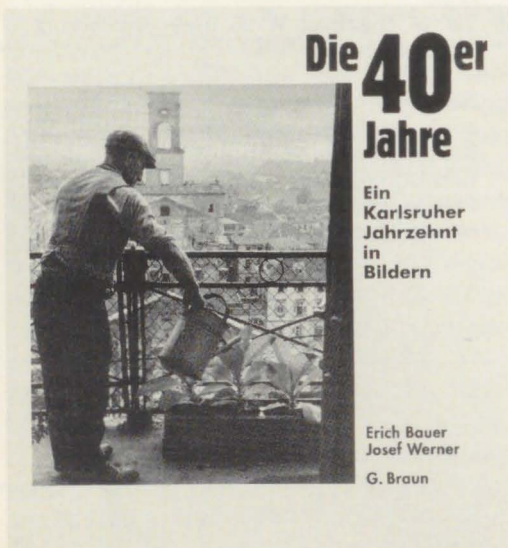
- 1 Südwest Presse/Die Neckarquelle 4. 7. 1994.
- 2 Regionalbibliotheken in Deutschland, 1971, S. 232.
- 3 Langner-Drescher S. 27.
- 4 Als Bestandteil des Mobilienvermögens des sogenannten schwäbischen Hausguts (vgl. GLA 234/9620 f. und Die Hausgesetze des fürstlichen und landgräflichen Hauses Fürstenberg, 1870, S. 74) war die Bibliothek bis 1919 durch Hausgesetz in der Art eines Fideikommiß geschützt. Das badische Stammgüteraufhebungsgesetz von 1923 (GVBl. S. 233) normierte in § 26 ein gesetzliches Vorkaufsrecht des Landes Baden für jene Teile der gebundenen Hausvermögen, deren Erhaltung für das Land von wissenschaftlichem, geschichtlichem usw. Wert war. Indem das Haus Fürstenberg 1982 zwanzig Cimelien ohne Abstimmung mit dem Land bei

- Sotheby's veräußern ließ, hat es – was zu prüfen wäre – vermutlich gegen diese Rechtsvorschrift verstoßen. Aufgehoben wurde das zuletzt 1961 geänderte badische Gesetz von 1923 nämlich erst 1983 (GBl. S. 693) mit Wirkung zum 1. 4. 1984, wobei freilich § 1 von Art. 4 dieses Aufhebungsgesetzes zu beachten wäre, wonach die auf Grund des bisherigen Rechts entstandenen Rechtsverhältnisse aufrechterhalten bleiben.
- 5 Briefzitate: M. Harris, Joseph Maria Christoph Freiherr von Lassberg, 1991, S. 110; Joseph von Lassberg Mittler und Sammler, 1955, S. 389 f.; ZGO 97 (1949) S. 234. Vgl. auch den Brief von Karl Egon III. an den Karlsruher Archivdirektor Mone vom 26. 7. 1853 über Laßbergs Sammlungen. „Sie werden es natürlich finden, daß ich einen großen Wert darauf lege, daß dieselben nicht zersplittert werden und ungetrennt unserem Schwabenland erhalten bleiben“ (E. H. Eltz, Die Modernisierung einer Standesherrschaft, 1980, S. 170).
 - 6 K. Graf, Exemplarische Geschichten, 1987, S. 149 f.
 - 7 FDA 32, S. 306
 - 8 NWZ Göppinger Kreisnachrichten 29. 6. 1994.
 - 9 Südwest-Presse/Die Neckarquelle vom 31. 8. 1994. Vgl. auch die dortigen Ausgaben von Südkurier und Schwarzwälder Bote vom gleichen Tag.
 - 10 Der Spiegel 3/1993, S. 64f.
 - 11 Landtagsdrucksache 11/1886. Vgl. auch 11/1151.
 - 12 Schreiben vom 12. 8. 1994.
 - 13 M. Flad, Heimatkundl. Bl. für den Kreis Biberach 1983, S. 21.
 - 14 Badische Zeitung (Donauessingen) 25. 5. 1993.
 - 15 Für die Überlassung eines Textes zur Musikalien-sammlung danke ich Frau Dr. Haberkamp, München.
 - 16 Vgl. S. Kogelfranz/W. A. Korte, Quedlinburg – Texas und zurück, 1994.

Nachwort: Der Text wurde Ende 1994 abgeschlossen – bevor das Schicksal der Baden-Badener Kunstsammlungen des Markgrafen von Baden die Öffentlichkeit bewegen sollte. Das hier behandelte Problem der Erhaltung privater Sammlungen bleibt vorerst – leider – aktuell.

Buchbesprechungen

Erich Bauer (Fotos), Josef Werner (Texte): Die 40er Jahre. Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern. 132 S., 116 s/w-Fotos, DM 38,— Braun-Verlag Karlsruhe, 1995



Dieser Band ist die dritte Publikation der erfolgreichen Reihe „Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern“ und erschien rechtzeitig 50 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges. Die 40er Jahre, welch ein Jahrzehnt! Josef Werner schreibt in seiner Einführung „Schuld und Sühne, Tod, Not und neuer Anfang“ deshalb folgerichtig: „Die Geschehnisse der 40er Jahre sind von so großer Unvergleichbarkeit, daß es einigen Mutes bedarf, sie in einen berichtenden Befund zu bringen.“ Und er führt dann auf, was in dem Band dargestellt wird: Krieg, den Untergang des III. Reiches, die angsterfüllten Bombennächte, die Stadt in Schutt und Asche, die erste Nachkriegszeit und der Wiederaufbau und den Wiederbeginn demokratischer Freiheiten. In der Tat, beinahe „unerträgliche Vorgänge zweier scheinbar völlig verschiedener Epochen.“ Aber es waren die gleichen Menschen, die beides durchlebten, Sieg und Niederlage, die vertrauten und bitter enttäuscht wurden, die jubelten und weinten, die eigene Schuld einsehen mußten und die den Wiederaufbau mit unvergleichlicher Energie leisteten.

Wenn sich ein Fotograf von so hohen Graden, wie Erich Bauer einer war, und ein Autor, der sich wie kein zweiter in die neue Zeitgeschichte der Stadt Karlsruhe eingearbeitet hat und die Kunst des Schreibens beherrscht wie Josef Werner, zusammen tun, dann ist der Erfolg dieser Zusammenarbeit beinahe selbstverständlich. Werner gibt jeweils die

Einleitung zu den nachfolgenden Fotografien: Krieg im Wartestand – Siegesjubel, Judenvertreibung und Skier für die Front – Mit den „Christbäumen“ kam der Tod – Die „Festung Karlsruhe“ kampfflos geräumt – Schwieriger und stürmischer Neubeginn – „Mitläufer“, „via miserabilis“ und doppelte Sommerzeit. Aber was verbirgt sich alles hinter dieser nüchternen Einteilung! Die Fotografien Bauers (die weitest- aus größte Anzahl der veröffentlichten) sind unvergeßlich beeindruckende Dokumente. Sie sind festgehaltene Historie eines Jahrzehnts, welches die Stadt Karlsruhe verwandelte und ihr ein neues Gesicht gab. Sie sind aber nicht nur mit den Augen des Künstlers gesehene Bilder der Stadt, die den Weg von einer heilen Welt über den Krieg mit wachsender Anzahl vom Todesanzeigen gefallener Soldaten, mit wachsenden Beschädigungen, dem Inferno der Bombennächte bis zur Stunde Null und der berühmt gewordenen Schuttbeseitigung aufzeigen, sondern vor allem auch das Menschenantlitz in seinem Leid, seiner Trauer, seiner Hoffnungslosigkeit aber auch seiner Zuversicht und dem Glauben an einen Wiederbeginn in großer Eindringlichkeit schildern. Es wird so deutlich, daß es letztlich immer die Menschen, die Männer, Frauen und Kinder sind, welche die Folgen tragen müssen, was die Großen dieser Welt an Schaden anrichten.

So wird das vorgelegte Buch, von Robert Dreikluft in gewohnter Könnerschaft gestaltet, nicht nur zu einem gütigen Buch der Erinnerung an ein Jahrzehnt ohne Beispiel, es ist auch Mahnung und Aufruf zur Wachsamkeit. Was in diesem Band so eindrucksvoll und realistisch dargestellt wird, darf sich nicht mehr wiederholen. Ludwig Vögelé

Heimatverein Kraichgau, Hrsg., Mitherausgeber Richard Eiermann und Patrick Remm: Kraichgau 1945. Kriegsende und Neubeginn, Bd. I, Dokumente aus den Militärarchiven. Sonderveröffentlichung Nr. 12. 168 S., über 400 Abb., DM 44,— Verlag Regionalkultur, 1995

Der Heimatverein Kraichgau nahm das Kriegsende vor 50 Jahren zum Anlaß, das Ende des Krieges und den Neubeginn aufzuarbeiten und die Ergebnisse in drei Sonderbänden zu veröffentlichen. Der 1. Band „Dokumente aus den Militärarchiven“ liegt nun vor. Im Laufe des Jahres folgen dann Bd. II „Augenzeugenberichte, Erinnerungen, Fotos, Dokumente aus der Kriegszeit und Besatzungszeit“ und Bd. III „Vom Wiederaufbau und von der Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen.“ Damit wird in umfassender Weise ein Stück Heimatgeschichte dargestellt, das in seiner Schwere und schicksalhaften Bedeutung einmalig ist.

Der Band I ist ein reiner Dokumentarband. Die Mitherausgeber, die ihn gestaltet haben, waren von ihren Berufen her dazu prädestiniert. Richard Eiermann war Leiter der militärhistorischen Abteilung im Auto- und Technikmuseum in Sinsheim mit großer Erfahrung in der Archivarbeit. Der Franzose Patrick Remm ist im franz. Verteidigungsministerium beschäftigt und hatte somit Zugang zu den französischen Archiven. Studienprof. Beck lieferte die noch fehlenden amerikanischen Unterlagen. Damit waren die Grundlagen für den Band gegeben, vor allem auch deshalb, weil bisher unbekanntes Material zur Verfügung stand.

Die sehr sachliche Darstellung der Ereignisse kann man anhand der veröffentlichten Dokumente aus deutscher, amerikanischer und französischer Sicht verfolgen. Wie Mosaiksteine fügen sich diese Dokumente zu einer Gesamtschau des Kriegsendes im Kraichgau zusammen. Entsprechend ist der Aufbau des Buches. Der Einleitung „Der alliierte Vormarsch zwischen Rhein und Neckar, Mai 1994–Mai 1945“ (Eiermann/Remm) folgen die Dokumente aus deutschen und anschließend die aus amerikanischen und französischen Archiven. Deutsche und US-Flugblätter, deutsche und alliierte Zeitungsberichte, Ortsregister und Quellen- und Bildernachweis runden das Buch ab.

Voraussetzung des Verfolgens der dramatischen Ereignisse ist allerdings, daß man sich die Mühe macht, die Dokumente zu lesen und zu vergleichen. Deshalb ist es gut, daß die französischen und amerikanischen vielfach übersetzt wurden. Daß sie ohne Kommentar nebeneinander stehen, zwingt zu genauer Betrachtung, wozu man besonders der jüngeren Generation die notwendige Geduld und das notwendige Interesse wünscht. Den Band zu „bewältigen“, ist nicht nur für sie schwer. Es gibt keine hilfreiche zusammenfassende Darstellung des kriegerischen Geschehens im Kraichgau, die gar nicht vorgesehen ist. Damit werden vom Leser historische Kenntnisse verlangt, die vielleicht fehlen werden. Trotzdem ist zu hoffen, daß das Buch nicht nur ein wertvoller zeitgeschichtlicher Beitrag für Historiker wird.

Die Lageberichte, Befehle, Meldungen, Fernschreiben der 19. deutschen Armee und das Kriegstagebuch der 17. SS-Panzer Grenadierdivision „Götz von Berlichingen“ in Verbindung mit den entsprechenden amerikanischen und französischen Lageberurteilungen ergeben das wahre Bild des Kampflaufes im Raum zwischen Mannheim und Pforzheim und zwischen Karlsruhe und Heilbronn. Der Kraichgau wird also räumlich großzügig erfaßt und in einen größeren Rahmen eingegliedert.

Besonders hilfreich und notwendig bei der Erarbeitung des Bandes ist das Ortsregister, das sorgfältig erstellt ist und das Kraichgau, Zabergäu und deren Randgebiete beinhaltet. Die durch die Gebietsreform erfolgten Eingemeindungen werden nicht berücksichtigt, sondern die Teilorte mit ihrem alten Namen genannt. So kann jeder Betroffene das Kriegsende in seiner Heimatgemeinde verfolgen.

Dokumente sind unbestechlich. Sie geben dem Band Bedeutung und Gewicht und ermöglichen objektive Einsichten in diese schwere Zeit, die vielleicht im Laufe der Jahre verloren gegangen sind. Dem Verlag Regionalkultur aber ist ein vorbildliches

Werk gelungen, das sich den hohen Anforderungen, die der Band stellt, jederzeit gewachsen zeigt.

Ludwig Vögely

Boll, Bernd: Das wird man nie mehr los. Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939–1945, 396 S., DM 58,-, Reihe Geschichtswissenschaft Band 34, Centaurus-Verlagsgesellschaft 79292 Pfaffenweiler, 1994

Das ist ein notwendiges Buch, weil es ein Kapitel nationalsozialistischer Wirtschaftspolitik und deren Praktiken aufarbeitet, ein Kapitel, das weithin und gemeinhin bisher wenig erforscht wurde. Es ist auch deshalb notwendig, um den betroffenen Menschen, den Zwangsarbeitern, die unwürdig hausen, Hunger litten, Schwerstarbeit leisten mußten, endlich die längst fällige Genugtuung zu verschaffen, die sich auch in einer Ersatzleistung in Geld auswirken sollte. Den Firmen aber, die sie einst anforderten, die sie ausnützten und die heute nichts mehr davon wissen wollen, wird durch eine solche solide wissenschaftliche Arbeit nachgewiesen, was sich damals in ihren Betrieben in Offenburg abgespielt hat.

Das ist möglich, weil die Arbeit von Bernd Boll auf sorgfältiger, systematischer Auswertung aller erreichbaren Archivalien und auf Zeitzeugenbefragung, das heißt auf die Aussagen ehemaliger Zwangsarbeiter, beruht. Dadurch entsteht ein plastisches Bild des Lebens der Deportierten und Kriegsgefangenen, der Russen, Polen, Franzosen, Holländer, Italiener usw. in den Lagern, der Arbeitsbedingungen, der Behandlung durch die deutschen Vorgesetzten und Behörden. Boll, dessen Arbeit seine erweiterte Dissertation ist, hat jahrelang gebraucht, um Licht in das Dunkel des Lebens der Zwangsarbeiter zu bringen. Er hat sein Buch in folgende Abschnitte gegliedert:

Teil I: Ausländer in der Offenburger Kriegswirtschaft. 1. Beute aus den Blitzkriegen (Kriegsgefangene in Offenburg, die Kriegsgefangenenlager in der Stadt, die Verhältnisse dort.) 2. Die Kriegsgefangenen im Wehrkreis V. 3. „Arbeitsvölker“ aus dem Osten (Aus „Untermenschen“ werden „Ostarbeiter“, Baracken für die Arbeitsvölker, das Ostarbeiterlager der Reichsbahn) 4. „Unternehmen Barbarossa“ und der Arbeitsmarkt in Baden. 5. Kriegs- und Rüstungsproduktion in Offenburg (u. a. die Rüstungsbetriebe) 6. Das „Gemeinschaftslager West“ auf der Kronenwiese. 7. Völkergemeinschaft im Lager? Die Utopie einer faschistischen Nachkriegsordnung in Europa.

Teil II: Zwangsarbeit und Alltag. 8. Ausländische „Gefolgschaftsangehörige“, 9. Formen der Ausbeutung – Arbeitszeiten, Löhne, Kriegsfinanzierung. 10. Hunger auf Bezugsschein – Essen in den Ausländerlagern. 11. Rassismus im Gesundheitswesen, 12. Zwischen Fabrik und Lager (kontrollierter Alltag). 13. Verbotener Umgang mit Kriegsgefangenen (Fallstudien, Aburteile, Rassenjustiz, Frauen in der Mühle der Strafjustiz), 14. Strategien der Verweigerung (Arbeitsbummelanten, Flucht, Strafen)

Teil III: Die letzten Monate. 15. Offenburg unter Feuer (Bombenangriffe, Auflösungserscheinungen),

16. SS-Eisenbahnbriganden in Offenburg (Baubrigaden, K2 auf Schienen), 17. Die Befreiung.

Damit hat der Autor die Praxis des Ausländereinsatzes in Offenburg umfassend beschrieben. Das Lagersystem durchzog das ganze Stadtgebiet. Darin hausten oft unter unbeschreiblichen Bedingungen 5500 Ausländer, darunter 3500 Kriegsgefangene und Zivilarbeiter und mehr als 2000 KZ-Häftlinge. Diese Zahlen sprechen für sich. Man legt das Buch tief beeindruckt aus der Hand, erschüttert darüber, was da vor gar nicht langer Zeit an Menschen geschah. Es zeigt sich, daß die Aufarbeitung der Schicksale der Fremdarbeiter und Deportierten 50 Jahre nach Kriegsende ein notwendiges Stück Vergangenheitsbewältigung darstellt. Ludwig Vögely

Bläsi, Hubert: Stadt im Inferno. Bruchsal im Luftkrieg 1939/45. Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Stadt Bruchsal, Band 11. 264 S., über 150 z. T. vierfarbige Abb. DM 29,80. 4. überarbeitete und wesentlich erweiterte Auflage. Verlag Regionalkultur 76698 Ubstadt-Weiher, 1995

Wohl kaum eine andere Stadt besitzt eine so minutiös dargestellte Schilderung ihrer Zerstörung im Bombenhagel des letzten Weltkrieges wie Bruchsal. Geradezu generalstabsmäßig ist Hubert Bläsi den Ereignissen nachgegangen, hat sie in Archiven, auch denen der damaligen Gegner, Dokumenten, Zeitzeugenbefragungen, auch Besatzungsmitglieder der damals angreifenden Bomber kommen zu Wort, aufgerollt und ohne Ausschmückung wiedergeben. Und gerade das ist es, was in der „Stadt im Inferno“ so beeindruckt: die absolut sachlich richtige und ohne Emotionen, wenn auch natürlich nicht ohne innere Anteilnahme, Darstellung der Bombardierungen bis zum Inferno, dem Großangriff vom 1. März 1945, der die Stadt Bruchsal in Schutt und Asche legte. Die Schilderung dieses Luftangriffes, der die Endphase des Luftkrieges im Raume Bruchsal einläutete, ist gleichzeitig der Höhepunkt des Buches, zum andern der Bewußtmachung, wie unsinnig Kriege in ihrer besinnungslosen Zerstörungswut sind. Die Bilanz des Luftkrieges von Kriegsbeginn an bis zu seinem Ende ist schrecklich. Hubert Bläsi hat dieses furchtbare Stück Stadtgeschichte in vorbildlicher Weise bewältigt. „Diese Schrift wurde nicht geschrieben, um Personen anzuklagen, die als damaliger Gegner an den Auslöseknöpfen der Bombenzielgeräte und Bordwaffen saßen. Wohl aber stellt das, was hier geschildert wird, eine Anklage gegen den Krieg, jeden Krieg und jede Gewalt dar.“ Die vornehme Gesinnung Bläsis hilft, daß „die mit Kriegsende nachgewachsenen Generationen, die Opfer und das Leid ihrer Vätergenerationen ermesen.“ Sein Buch ist nicht nur eine präzise Darstellung des Weges zum Untergang der Stadt Bruchsal und der Not der damaligen Bewohner, es ist ein Erinnerungsbuch und Mahnungsbuch in des Wortes bester Bedeutung. Ludwig Vögely

Jurt, Joseph, Hrgs.: Von der Besatzungszeit zur deutsch-französischen Kooperation. 262 S. Rombach Verlag Freiburg (Rombach aktuell), 1993

Der zur Zeit sich vollziehende Abzug der französischen Truppen aus unserem Land ist Anlaß genug, um Rückschau auf die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen nach 1945 zu halten, einer Zeit also, da die französische Besatzung begann. Das bedeutet, daß hoch interessante Untersuchungen und Forschungen angestellt werden mußten – und noch müssen – um die komplexen Problembereiche zu bearbeiten, welche die Politik der Besatzungsmacht Frankreich bestimmten und den Weg aufzuzeigen, der schließlich zu der deutsch-französischen Kooperation und Freundschaft führte. Das Frankreich-Zentrum der Universität Freiburg führte zusammen mit dem Institut français im Mai und Dezember 1991 zwei Kolloquien durch. Am letzteren nahmen namhafte Historiker aus Deutschland und Frankreich teil, auch Zeitzeugen wurden eingeladen. Dabei ging es um die Besatzungs- und Deutschlandpolitik Frankreichs nach 1945 und vorwiegend um die Frage, ob schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Fundamente der späteren Zusammenarbeit gelegt wurden, oder ob die frühen, doch sehr gravierenden Erfahrungen eher ein Hindernis dafür darstellten.

Das vorliegende Buch hält in den publizierten Aufsätzen die wichtigsten Ergebnisse der neuen Untersuchungen fest. Die Beiträge der französischen Wissenschaftler erfolgen in französischer, die der deutschen in deutscher Sprache. Hilfreich ist, daß jeweils am Ende eines Aufsatzes ein Resümee in der anderen Sprache gebracht wird. Die Untersuchungen sind in folgende Abschnitte gegliedert: Von einer Besatzung zur anderen – Die politische Dimension – Wirtschaftliche Aspekte: das Problem der Entnahmen und der Rückgaben – Die Kirchen-, Bildungs- und Kulturpolitik Frankreichs – Zeitzeugnisse – Von der Besatzung zur Zusammenarbeit. Bio-Bibliographien der schreibenden Wissenschaftler runden den Band ab.

Das Buch gibt in der Summe der Beiträge den Stand der Wissenschaft in ihren Bemühungen, die französische Besatzungszeit mit ihren politischen Zielsetzungen bis zur schließlich erfolgten Kooperation beider Länder wieder. Dabei erweist sich, daß die Problemkreise viel komplexer sind als angenommen wurde, und neue Perspektiven, oft ermöglicht durch die Freigabe wichtigen Archivmaterials, weiter verfolgt werden müssen. Die publizierten Aufsätze, ausgezeichnet in Diktion und Argumentation und basierend auf gründlicher und zuverlässiger Auswertung vorhandener Dokumente und Literatur, sind so wichtig, daß jeder, der mit der Historie unseres Landes zu tun hat, sie gelesen haben sollte. Sie sind ein wesentlicher Beitrag zur Erforschung eines für unser Land so wichtigen Abschnittes der Zeitgeschichte nach dem verlorenen Krieg und rücken manche lieb gewordenen Ansichten zurecht und eröffnen so neue Horizonte der Sehens. Ludwig Vögely

Leben nach Ordre

Die deutsche Südwestecke unter französischer Besatzung 1945 in den Lage- und Stimmungsberichten von Friedrich Kuhn

Herausgegeben von Dr. Wolfgang Bocks und Manfred Bosch, Rheinfelder Geschichtsblätter Nr. 5, 1995, 25,- DM

Zur Erinnerung an das Kriegsende und die unmittelbare Zeit danach hat der Verein „Haus Salmegeg e. V.“ als Nr. 5 der „Rheinfelder Geschichtsblätter“ die Lage- und Stimmungsberichte vom 6. Juni 1945 bis zum 13. April 1948 von Friedrich Kuhn herausgebracht. Friedrich Kuhn hat die Berichte im Auftrag des Gouvernement Militaire in seiner Eigenschaft als Verantwortlicher des Kreisschulamtes Lörrach und Müllheim verfaßt. Manfred Bosch hat das biographische Vorwort zu dieser Publikation geschrieben. Die Lage- und Stimmungsberichte Kuhn heben sich von den sonstigen Augenzeugenberichten dadurch ab, als sie nicht nur Augenblickeindrücke wiedergeben, sondern sich kontinuierlich über die drei ersten Nachkriegsjahre erstrecken. Sie gehören deshalb zu den „eindrucksvollsten Zeugnissen der unmittelbaren Nachkriegszeit“ (M. Bosch) und stellen im südwestdeutschen Raum ein „Novum“ dar.

5

LEBEN nach ORDRE

Die deutsche Südwestecke unter französischer Besatzung 1945–48 in den Lage- und Stimmungsberichten von Friedrich Kuhn



RHEINFELDER
GESCHICHTSBLÄTTER

Friedrich Kuhn (1895–1976) wurde am 31. 8. 1945 mit den Geschäften eines Kreisschulratters betraut. In der Nazizeit hatte er Juden und Elsässern zur Flucht verholfen; dank seiner Grenzgängerkarte unterhielt er bis Anfang 1944 Kontakte zur Emigrantenszene in der Schweiz. Dem Basler Werner Hungerbühler von der Nachrichtensektion des schweizerischen Armeestabes übermittelte er Nachrichten und Stimmungsbilder. Der Titel, der für die Publikation gewählt

wurde, „Leben nach Ordre“ ist einem französischen Sprichwort entnommen, „Ordre, Contre-ordre, Des-ordre“, das Kuhn im Bericht vom 24. Juni 1946 erwähnt. Es weist auf die bürokratische Planlosigkeit (S. 32) der französischen Besatzungspolitik hin, die die „Hinführung des deutschen Volkes zu einer neuen Gesinnung“ (S. 47) völlig verfehlte. Natürlich war sich Kuhn darüber im klaren, „daß die Besatzung (nicht) mit Palmenzweigen in der Hand bei uns einmarschieren und jeder Familie durch Postwurfsendung einen Abdruck der Menschenrechte von 1792 in den Briefkasten legen lassen würde“ (S. 90), das hinderte ihn aber nicht daran, gegenüber der Militärregierung dezidierte politische Überzeugungen zu äußern. Es sind teilweise Vorstellungen, die bis heute ihre Gültigkeit bewahrt haben. So etwa die Einsicht, „daß es keinem Land auf die Dauer gut gehen kann, wenn es einem Nachbarn schlecht geht“ (S. 48) oder daß „Europa aufhören muß, sich selbst zu zerfleischen“ (S. 102). Es ist erstaunlich, welchen Mut Kuhn zu dieser Zeit, in der Kritik an der Militärregierung verboten war, aufbringt, wie klar-sichtig seine politischen Urteile sind. Als „alter Hitlergegner“ (S. 101) geht er von der Forderung eines Deutschland des „Rechts und der Gerechtigkeit“ aus, sie gilt auch für die Besatzungsmacht. Die Enttäuschung über die „heutigen Verhältnisse“ einer verfehlten Politik Frankreichs lassen ihn Sätze schreiben wie den folgenden: „Wir alten Gegner des Nationalsozialismus haben oft das Gefühl, in der Lage zu sein wie mancher deutsche Bürger in der Zeit des 30jährigen Krieges, dessen Stadt vom Feinde besetzt war und die dann von Truppen der eigenen Richtung befreit worden war. Er mußte dann die betrübliche Feststellung machen, daß zwar seine Glaubensfreiheit wieder hergestellt war, daß er aber im übrigen nicht weniger unter der Willkür der neuen Machthaber zu leiden habe wie vorher“ (S. 61). Ein Mann wie Friedrich Kuhn konnte 1947 den stolzen Satz: „Unsere Gesinnung ist nicht käuflich, und wir werden von der Besatzungsmacht nicht bezahlt“ (S. 101) gegenüber der Militärbehörde zu Papier bringen. Was die Berichte besonders wertvoll macht und was sie weit über das durchschnittliche Amtliche hinaushebt, liegt wohl darin, daß sie Kuhn aus einem „psychologischen Bedürfnis“ heraus geschrieben hat, um sich „Ärger und Enttäuschung über die Entwicklung der Dinge“ (S. 163) von der Seele zu schreiben. So sind die Berichte zu einem ganz persönlichen Zeitdokument politischer Beobachtung und Beurteilung geworden. Die Rheinfelder Geschichtsblätter sind zu beglückwünschen, daß sie diesen Fund publiziert haben. H. Hauß

Abraham P. Kustermann, Dieter R. Bauer, Hrg.: Jüdisches Leben im Bodenseeraum. Zur Geschichte des alemannischen Judentums mit Thesen zum christlich-jüdischen Gespräch. Reihe Analysen und Impulse in Zusammenarbeit mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 300 S. Schwabenverlag Ostfildern, 1994

Das Buch ist das Ergebnis einer Tagung der Sommerakademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

im Jahre 1993, die unter dem Stichwort „Judentum einst und jetzt“ stand. Dieses Thema war bezogen auf die Alemannische Judaica in den drei Ländern um den Bodensee und behandelte deren Geschichte, regionale Individualität und lokale Ausprägungen. Seine Bedeutung erhielt das Thema, wie es die Herausgeber formulieren, durch den Blick auf eine „durch bestialische Barbarei untergegangene Welt“, und sie stellen deshalb ausdrücklich fest, daß es bei der Tagung um eine Wiederentdeckung ging, die zwingend durch die doppelte Vernichtung der Juden einmal durch den massenhaften Mord, zum andern durch die Auslöschung der Erinnerung daran notwendig wurde. Diese Wiederentdeckung erhält dadurch auch ein doppeltes Gewicht.

Die Lebenswelt des alemannischen Judentums um den Bodensee war besonders ausgeprägt im Landjudentum. Dieses geriet außerhalb des Blickfeldes, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die erreichte volle bürgerliche Gleichberechtigung der Juden eine Landflucht in die Stadt einsetzte. Diese galt seither als der typische Lebensraum der deutschsprachigen Juden. Die in den letzten Jahren stark angewachsene Lokalgeschichtsschreibung hat bewirkt, daß sich die Forschung mit dem Landjudentum beschäftigte. Das war wichtig, weil „das Landjudentum als überholte Lebensform, sozusagen als historischer Verlierer, marginalisiert, wenn nicht gar vergessen und verachtet wurde.“ (S. 11) Dabei war bis 1850 eben das Landjudentum die vorherrschende Lebensform der Juden überhaupt. In Baden lebten 83% der jüdischen Bevölkerung 1825 in Orten mit weniger als 5000 Einwohnern. So haben die Landschaften um den Bodensee ihre eigene jüdische Geschichte. Dazu gehören auch untrennbar jüdische Kunst und Kultur.

Die Beiträge in dem vorliegenden Buch bilden Mosaiksteine zu folgenden Abschnitten, die durch sie zu einem Ganzen zusammengefaßt werden:

I. Geschichte, Kulturgeschichte: Juden im Bodenseeraum bis 1349, die Judengemeinden im nördlichen Bodenseeraum (Wangen, Gailingen, Randegg, Buchau, Laupheim, Hohenems u. a.), Laupheim, eine große und angesehene Judengemeinde, Religiosität und Bildung in jüdischen Landgemeinden.

II. Kunst: Der jüdische Erzähler Jacob Picard, das jüdische Museum in Hohenems, jüdische Architektur und Baukunst in der Bodensee-Region und in Oberschwaben.

III. Verfolgung (Nationalsozialismus): Zur regionalen Geschichte und Vernichtung der Juden des Bodenseeraumes 1933–1945 am Beispiel der Stadt Konstanz.

Dies ist ein sehr beeindruckender Beitrag, der die Vorgänge in Konstanz und Umgebung in beispielhafter Art aufarbeitet und durch überlebende Zeitzeugen erhärtet. Er darf in diesem Buch nicht fehlen, denn das alemannische Judentum existiert nicht mehr, es ist barbarisch umgebracht worden. Hier wird versucht, einem Teil der oben angeführten doppelten Vernichtung, nämlich dem Auslöschen der Erinnerung, entgegenzuwirken.

IV. Christlich-jüdisches Gespräch: Theologische Wege des christlich-jüdischen Gesprächs seit 1945, zum Stand des christlich-jüdischen Gesprächs heute, Thesen und Klarstellungen.

Diese Beiträge erhellen die schwierige Situation des christlich-jüdischen Dialoges heute in Deutschland. Es sind hoch interessante und pointierte Ausführungen, die den Leser nachdenklich aus dem Buch entlassen. Ludwig Vögely

Heimatsfreunde Eppingen in Zusammenarbeit mit der Stadt Eppingen, Hrsg. Eppingen. Rund um den Ottilienberg. Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung. Band 6, 272 S., viele Abb. Eppingen, 1994

Was ein Heimatverein in Verbindung mit der unterstützenden Gemeindeverwaltung zu leisten vermag, beweist wieder einmal der Band 6 zur Eppinger Stadtgeschichte. Die in unregelmäßigen Zeitabständen erscheinenden Bände sind in ihrer Qualität gleichzeitig Beweis innovativer Vereinsleitung und kompetenter Mitarbeiter, die zur Verfügung stehen. Sie sind Gewähr dafür, daß Mosaikstein für Mosaikstein der reichen und wechselhaften Geschichte der Fachwerkstadt Eppingen zusammengefügt werden und so mit der Zeit in der Summe eine umfassende Stadtgeschichte in all ihren Facetten darstellen.

Am Band 6 haben 16 Autoren mitgearbeitet. Aus der Anzahl der Mitarbeiter allein schon geht hervor, daß viele Seiten der tausendjährigen Geschichte der Stadt Eppingen und auch des Lebens der Bürger in dieser Stadt bearbeitet wurden. Man kann die Themen in etwa in Gruppen einteilen. Bedeutend sind die Arbeiten zur eigentlichen Stadtgeschichte, z. B. „Von den Ottonen zu den Stauffern – aus der Frühgeschichte von Eppingen“ (Karl Dettling), oder „Eppingen und Umgebung während des Pfälzischen Erbfolgekrieges im Jahre 1693“ (Bernd Röcker). Weitere Themen zur Stadtgeschichte sind „Die Einrichtung einer Poststation in Eppingen“ (Franz Gehrig), „Die Eppinger Stadtwappen“ (Edmund Kiehle), und hierzu kann man auch noch die „Wüstung Zimmern“ (Friederke Dickmann) zählen. Es folgen dann Aufsätze zur Bildungsgeschichte, Familien- und Wirtschaftsgeschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, Sagenwelt und abschließend zur Naturpflege und Naturkunde, alle gleichermaßen wichtig und sich in das Ganze einfügend. Sie zeigen, auch wenn sie hier nicht einzeln aufgeführt werden, von dem breiten Interesse, das man der Eppinger Stadtgeschichte zuwendet und von den Bemühungen, die zur Verfügung stehenden und erreichbaren Quellen auszuerschöpfen. Die Vielfalt der Beiträge macht den Reiz und den Wert dieses Bandes aus. Es ist sehr verdienstvoll, daß neben der reinen Historie Themen zur Ausführung kommen, welche die Menschen in der Stadt unmittelbar betroffen haben, denn alles, was an politischen und historischen Veränderungen vor sich geht, schlägt sich letztlich im Guten und Bösen im Dasein der Menschen nieder. Hier haben die Volkskunde in ihrer ganzen Bandbreite und die Bildungs- und Wirtschaftsgeschichte ihren festen Platz.

Es ist zu wünschen, daß die Heimatsfreunde Eppingen auch in Zukunft unter ihrem Vorsitzenden Bernd Röcker in der Lage sein werden, die Reihe „Rund um den Ottilienberg“ fortzusetzen, denn nicht nur die Stadt Eppingen, der ganze Kraichgau hat den Nutzen davon. Ludwig Vögely

Bruno Schwalbach: Erzbischof Conrad Gröber und die deutsche Katastrophe. Sein Ringen um eine menschliche Neuordnung. Badenia-Verlag Karlsruhe 1994, 344 Seiten, brosch. Preis: 48,- DM

Das zweite Buch von Bruno Schwalbach zum Leben und Wirken des Freiburger Erzbischofs Conrad Gröber kommt zur rechten Zeit. Es ist geeignet, die Diskussion um das Handeln und Denken von führenden kirchlichen Repräsentanten, die während der Zeit des Nationalsozialismus und nach Kriegsende Verantwortung getragen haben, zu objektivieren. Denn zahlreiche Kritiker, die die Zeit der deutschen Katastrophe, die ja nicht nur eine politische und wirtschaftliche, sondern auch eine menschliche war, haben Nachhilfe notwendig. Viele von ihnen urteilen zund verurteilen von heute aus, setzen intakte Strukturen, demokratisches Selbstbewußtsein und umfassendes Wissen voraus. All das war nur bedingt der Fall. Daher ist die Studie von Schwalbach ein notwendiges Buch.

Der Titel der Studie erinnert an ein bekanntes Buch von Friedrich Meinecke, das unmittelbar nach Kriegsende erschienen ist und damals für erhebliches Aufsehen sorgte. Denn der Historiker Meinecke kam zu dem Ergebnis: Ein Wiederaufstieg Deutschlands sei nur möglich durch eine Hinwendung zu den abendländischen Grundlagen. Ähnlich kann man auch die Haltung Gröbers charakterisieren. Auch für ihn war eine Erneuerung Deutschlands nur denkbar in der Abkehr von Nationalismus und Neuheidentum und in einer Hinwendung zum Christentum.

Was bringt das zweite Buch Schwalbachs inhaltlich? Der Autor gibt keinen historischen Abriss der Ereignisse. Diese finden sich für die Zeit von 1933 bis 1945 in seinem ersten Buch. Dieses zweite Buch beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit der Zeit nach 1945. Der Endpunkt ist natürlich gesetzt durch den Tod Gröbers im Jahre 1948. So wird ausführlich die Situation unmittelbar nach Kriegsende beschrieben. Die von den Siegern vorgenommene Entnazifizierung wird breit untersucht. Die Hirtenbriefe des Freiburger Erzbischofs, besonders der Fastenhirtenbrief von 1946, wie die Briefe über die Kirche von Ida Görres werden analysiert. Ferner werden folgende Themenkomplexe untersucht: Das Reichskonkordat von 1933; Papst Pius XII. und Gröber; das Verhältnis des Erzbischofs zu Bernhard Welte, Martin Heidegger und den KZ-Priestern. Besonders erfreulich ist, daß Schwalbach seine Darstellung nicht nur durch ausführliche Zitate belegt, was für seriöse Historiker eigentlich selbstverständlich ist, sondern daß im Anhang – er ist länger als 200 Seiten – schwer zugängliche Quellen abgedruckt werden. Da diese Texte in der Regel nicht ohne weiteres greifbar sind, sei diese Tatsache ganz besonders hervorgehoben. Ich führe die Quellen an: Text des Reichskonkordats vom 20. Juli 1933; Conrad Gröber: Meine Mitarbeit am deutschen Konkordat; Die Hirtenbriefe von 1945, 1946, 1947, 1948; Die Ernährungslage in der französischen Zone; Bernhard Welte: Conrad Gröber, Bischofsweihe vor 25 Jahren; Bernhard Welte: Großes Herz – voll Temperament und Liebe. Erinnerungen an Erzbischof Conrad Gröber – zu seinem 30. Todes-

tag am 14. Februar 1948; Otto B. Roegele: Gedenkblatt auf Conrad Gröber. Erwähnt werden muß, daß auch Walter Bußmann einen Beitrag zur Verfügung stellte, den er zum Schauspiel „Der Stellvertreter“ von Hochhuth 1964 veröffentlicht hat. Literaturverzeichnis und Personenregister erleichtern die Arbeit mit dem Buch.

Ist eine Lebenslinie des Erzbischofs nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Diktatur im Jahr 1945 aus den Quellen erkennbar? Offensichtlich mußten die Repräsentanten der Kirchen, also auch Erzbischof Gröber, in bisher unbekanntem Maße öffentliche Aufgaben übernehmen. Davon zeugen die zahlreichen Eingaben betroffener und belasteter Mitmenschen. Offensichtlich war Gröber rastlos tätig. Er kümmerte sich nicht nur um die religiösen Angelegenheiten seiner Diözesanen. Als Erzbischof war er in den knappen drei Jahren bis zu seinem Tod bemüht, bei der Beseitigung des von den Nationalsozialisten angerichteten geistigen, moralischen und materiellen Schadens mitzuwirken. Man kann also mit Fug und Recht behaupten: der Erzbischof war als Oberhirte und Seelsorger gefordert. Und er stellte sich dieser Aufgabe mit großem Einsatz.

Erfreulich ist, daß der Autor bei allem Verständnis für die Situation der Nachkriegszeit, auch die kontroversen Themen, wie das Verhältnis des Erzbischofs zu den KZ-Priestern, nicht ausläßt.

Zahlreiche Fotos aus der Nachkriegszeit, vor allem Bilder der zerstörten Städte Mannheim, Bruchsal, Karlsruhe, Pforzheim und Freiburg illustrieren die Situation der Nachkriegszeit. Dr. E. Reichert

Bernhard Heinrich Lott: Geschichten aus dem Jagsttal. In der Mundart des unteren Jagsttales, Zeichnungen von Kristian Stähle. Verlag Alte Uni Edition Dichterloh, Eppingen 1994, 112 Seiten, kartoniert, Preis 18,- DM

Die von Bernhard Heinrich Lott erzählten Geschichten spielen in Erpelbach. Wo liegt Erpelbach? Erpelbach ist auf keiner Landkarte verzeichnet. „Es liegt dort, so sich Erinnerungen und Phantasie verbinden zu einem Strom von Geschichten, der durch die Landschaften des Herzens fließt“ – so weit der Autor zur Ortsbestimmung.

Der skeptische Leser könnte sich fragen: „Erzählungen im Dialekt? Lohnt sich das?“ In der Tat: Wer nicht aus dem Jagsttal stammt, benötigt sicher einige Seiten zum Einlesen. Die Sprachforscher würden sagen: Der Erpelsbacher Dialekt ist eine Mischung aus fränkischen, pfälzischen und einigen wenigen schwäbischen Elementen. Aber die Anstrengungen lohnen sich. Man ist immer wieder überrascht von der sprachlichen Kraft des Dialekts, von seinen lebendigen, drallen und manchmal auch derben Bildern. Inhaltlich erhält der Leser einen unverstellten Einblick in die dörflichen Lebens- und Denkgewohnheiten. Besonders erfreulich ist, daß es dem Autor gelingt, durch die Gradlinigkeit und Direktheit seiner Erzählungen, Bilder und Geschichten vorzustellen ohne in die Gefahr einer falschen oder unehrli-

chen Dorfidylle zu verfallen. Kurz gesagt: die 19 Erzählungen von Bernhard Lott gehören zu den Spitzenleistungen ihrer Gattung. Dr. E. Reichert

Helmut Engler (Hg.): Große Badener. Gestalten aus 1200 Jahren. 296 S., 29 Bilder, kart. 29,90 DM, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1994

Vor rund 60 Jahren stellte die „Badische Heimat“ ihren Mitgliedern in drei Sonderheften der Zeitschrift „Mein Heimatland“ insgesamt 78 „Badische Köpfe“ vor. Die Sammlung dieser Kurzbiographien wurde von Hermann Eris Busse 1935/37 herausgegeben. Für die einzelnen Beiträge hatte er z. T. prominente Historiker (wie Franz Schnabel) gewonnen. In späterer Zeit schien das Interesse an Biographien nachzulassen. Erzählte Geschichte war weniger gefragt als die sozialwissenschaftlich orientierte Strukturgeschichte. Die (zur FAZ gehörige) Deutsche Verlags-Anstalt hatte mit zwei Bänden „Baden-Württembergische Portraits“ damals nicht den rechten Erfolg gefunden.

Aus diesen Bänden stellte nun Helmut Engler, der frühere Wissenschaftsminister des Landes und Freund der „Badischen Heimat“, eine neue Auswahl von 28 Biographien „großer Badener“ zusammen. Die Vorlagen wurden leicht bearbeitet und um zwei Beiträge ergänzt sowie mit einer kenntnisreichen, klugen Einführung versehen. So entstand eine höchst lebendige Sammlung von Portraits aus unserer regionalen Geschichte.

Die Auswahl überzeugt, wobei der Herausgeber betont, nicht „die“ großen Badener, wohl aber Männer (und eine Frau) aus der Geschichte des Landes gewählt zu haben, „die in ihrer Zeit eine wichtige Rolle gespielt haben und von denen viele weit über ihre Zeit und über die Grenzen unseres Landes hinaus Bedeutung erlangt haben.“ Es handelt sich um Gelehrte und Staatsmänner, Fürsten und Dichter, Männer aus dem staatlichen und dem kirchlichen Leben. Der Horizont reicht von Walahfrid Strabo bis Reinhold Schneider.

Die Beiträge sind fachlich fundiert, vor allem aber anschaulich und konkret geschrieben, flüssig im Stil, jedes Portrait in sich abgerundet: Ein richtiges Lesevergnügen. Die ersten 10 Biographien des Bandes stammen alle von Felix Berner; danach kommen verschiedene Autoren zu Wort, was die Lektüre noch interessanter macht. Ganz vorzüglich ist es z. B. Otto Pöggeler gelungen, Martin Heidegger in seiner Zeit zu vergegenwärtigen. Auch das Bild, das Bernhard Hanssler von Reinhold Schneider zeichnet, kann an Präzision und Lebensnähe kaum übertroffen werden. Obwohl die Autoren offenbar jeweils ein Nahverhältnis zu den Persönlichkeiten hatten, die sie darstellten, handelt es sich bei ihren Biographien nicht um schwärmerische Heldendenkmäler. Vielmehr werden die Personen und ihr Werk stets auch kritisch beleuchtet.

Schade ist es, daß man die Autoren der einzelnen Beiträge nur mühsam aus einem Abkürzungsverzeichnis am Ende des Bandes entschlüsseln kann.

Für Kenner und Liebhaber der Geschichte unseres Raumes und seiner Menschen gibt diese Samm-

lung „Große Badener“ Einblicke in persönliche Schicksale wie in die Lebensverhältnisse herausragender Menschen, auf deren Leistung letztlich zurückgeht, was und hierzulande auch heute noch der Beachtung, ja der Bewahrung wert bleibt.

Wolfgang Hug

Für Deutschland, Thron und Alter. Die Deutschsoziale Reformpartei in Baden (1890–1907). Von Stefan Ph. Wolf. Karlsruhe: Wolf Fachverlag, Mosbacher Straße 3, 1995. ISBN 3-87213-067-6

Wer sich mit der Geschichte des Großherzogtums Baden beschäftigt, für den ist dieses Buch ein absolutes Muß! Bereits 1990 hat Stefan Ph. Wolf mit seiner Doktorarbeit über den „Konservatismus im liberalen Baden“ auch die Aufmerksamkeits der „Badischen Heimat“ gefunden, die ihm eine hervorragende Besprechung widmete; dieses Buch ist vom Inhalt und Umfang her inzwischen zu einem Standardwerk geworden.

Auch die vorliegende Neuerscheinung wird ein gutes Echo finden, und zwar nicht nur in Baden, da sie für ganz Südwestdeutschland von Bedeutung ist. Wolf beschreibt die Entstehung und die Entwicklung einer Parteibewegung, die 1889/90 wie aus dem Nichts auftaucht und fast ebenso um 1907 herum wieder verschwindet. Ihre Wiege stand in Südbaden, doch verbreitete sie sich schnell über das ganze Land; von Baden aus wird auch Württemberg, die linksrheinische Pfalz und Elsaß-Lothringen organisiert. Die Partei lebt namentlich von zwei Erscheinungen: vom Antisemitismus, der zum damaligen Zeitpunkt – und das ist neu – nicht mehr religiös, sondern völkisch verstanden wird, sowie von einer sehr regen Sozial- und Wirtschaftspolitik, die besonders den unteren Mittelstand in Stadt und Land anspricht (Handwerker, Gewerbetreibende, Landwirte). Hier sehen wir eine der Wurzeln des Nationalsozialismus, und vergleicht man die Wahlergebnisse von damals mit denen aus der Weimarer Republik, so wird man eine erstaunliche Übereinstimmung in den regionalen Schwerpunkten feststellen! Doch die Anhänger der Reformpartei sind gespalten: der rechte Flügel um den Heidelberger Bankier Konsul Köster neigt zu den Konservativen und zum Bund der Landwirte, während der linke Flügel um den Karlsruher Schuhmachermeister Schmidt ein Zusammengehen mit der SPD anstrebt. Auch die Liberalen stehen der neuen Partei nicht immer ablehnend gegenüber.

Auf Dauer kann sie einen solchen Spagat nicht halten! Sie reißt regelrecht auseinander. Der Weg dahin wird flüssig und spannend beschrieben, mit großem Sachverstand und neuen Erkenntnissen. Zwischen den großen Entwicklungslinien wird von hochinteressanten Ereignissen berichtet, wie z. B. der Boykott des Brettener Viehmarktes durch die jüdischen Händler. Straßenkämpfe in Walldorf und im Raum Kehl, der Zusammenschluß von Landwirten zu einflußreichen Bauernvereinen, die Sammlung von jugendlichen Anhängern oder auch das detailliert nachvollzogene Tauziehen zwischen den Flügeln in den Harthtdörfern.

Im engeren Sinne ist das Buch ein Porträt der genannten Partei; Wolf beschreibt ihre Entstehung und Entwicklung, ihre Organisationsformen und das Pressewesen, Programmatik, Soziologie und nicht zuletzt aufschlußreiche Charakteristiken der führenden Persönlichkeiten. Und trotzdem bietet das Buch erheblich mehr, weil die Geschehnisse im Lande natürlich miteinbezogen werden müssen. Also ist auch die Quellenbasis breit; dankenswerterweise wurden prägnante historische Texte (private Briefe, Presseartikel) in einem umfangreichen Anhang zum Abdruck gebracht, darunter auch das Lied des Badischen Bauernbundes (eine Rarität, weil dieses Lied meines Wissens nirgends gedruckt vorliegt und somit faktisch verschollen war). Für den Heimatforscher dürfte auch die Liste der nachweisbaren Ortsvereine (incl. eines Personen- und Ortsregisters) sehr wertvoll sein. Alles in allem ist es ein wertvolles Buch; man nimmt es gerne zur Hand; es liest sich gut und flüssig. – Und da liegt auch sein Nachteil: man würde gerne mehr lesen. Möge Herr Wolf dies als Ansporn nehmen!

Martin Clemens

Geschichte erleben – Eppelheim. Eppelheim, Gemeindeverwaltung, 1993 (= 1994)

Das Buch ist das Produkt eines alle Schulen Eppelheims umfassenden Geschichtsprojektes anlässlich des 300. Jahrestages der Zerstörung des Dorfes durch die französischen Truppen 1689 (Schüler entdecken Geschichte – Woche der Eppelheimer Schulen 25.–30. 9. 1989). Diesem Charakter entsprechend ist der erste Teil durchweg als Auseinandersetzung mit dem Thema „Geschichte erleben“ und mit der geschichtlichen Erlebenswelt der beteiligten Schüler gehalten. Erst der zweite Teil befaßt sich dann mit einem eher chronologischen Durchgang durch die Ortsgeschichte. Obwohl man daher an dieses Buch nicht die Anforderungen stellen wie an eine unter populärwissenschaftlichen Kriterien erstellte Ortsgeschichte darf, müssen dennoch dem Lob einige kritische Anmerkungen folgen. Uneingeschränkt positiv zu werten ist die didaktische Konzeption, die nicht bei einer trockenen Wissensvermittlung oder auch Problematisierung stehen bleibt, sondern ausgerichtet ist an den Erfahrungsmöglichkeiten der Schüler, was die Lebens- und Arbeitswelt einer Gemeinde betrifft. Daß dabei die Zeit seit 1933 fast die Hälfte des Bandes ausmacht, liegt an den Möglichkeiten, diese Zeit nahezubringen und am Interesse der Schüler, vor allem aber auch an der Tatsache, daß die Schüler des örtlichen Gymnasiums sich vor allem das 20. Jahrhundert als Arbeitsgebiet ausgesucht hatten. Der Band ist nicht chronologisch aufgebaut, sondern folgt der Ordnung des Anlasses

und der Verteilung der Themen auf die einzelnen Schulen. Daher findet man die geologische Untersuchung über die alten Neckarläufe auch im Anschluß an den Bericht über die Müllentsorgung.

Kritik kann angebracht werden am Fehlen der mittelalterlichen Grundherrschaft, obwohl sie für die Schüler eben wirklich auch „abseits“ liegt. Vor allem aber können die Jahre von 1930 bis 1933 mit den Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und den Hilfsprogrammen nicht einfach unter die „Jahre unterm Hakenkreuz“ eingereiht werden. Auch der Stil der Darstellung der nationalsozialistischen Zeit, der manchmal zu kritik- und distanzlos die Diktion der nationalsozialistischen Propaganda übernimmt, befremdet ab und zu. Die ausführliche Darstellung der Wahlergebnisse zwischen 1928 und 1933 ist zu loben, insofern sie die Nachbarbezirke Plankstadt und Pfaffengrund mit berücksichtigt, allerdings hätte eine zusätzlich Berücksichtigung der badischen Landtagswahlen (wie es schon das Sandhäuser Ortsbuch von 1986 vorgemacht hatte) und der absoluten Stimmen eine deutlichere Zeichnung des Einbruchs der NSDAP bereits 1929 in die Nicht-Wählerschichten ermöglicht.

Alltag im Rhein-Neckar-Dreieck der Zwanziger Jahre. Hg. von Lothar Meinzer in Verbindung mit den Stadtarchiven Frankenthal, Heidelberg, Ludwigshafen, Mannheim, Speyer, Viernheim, Weinheim, Worms, Stadtmuseum Ludwigshafen, Kreisarchiv Rhein-Neckar-Kreis, Unternehmensarchiv BASF Ludwigshafen. Mannheim, ed. Quadrat, 1994

Der Band, zur Ausstellungsreihe über die 20er Jahre im Rhein-Neckar-Dreieck erschienen, bringt mit seinen Fotos interessante Einblicke in die Lebenswelt einer längst untergegangenen Epoche, als noch Schmalspurbahnen dampfgetrieben durch die Städte fuhren (Ludwigshafen), Eisenbahnen Schiffsbrücken benutzen mußten (Speyer), die Straßenbahn sich den Weg mit Pferdefuhrwerken teilte und – der Neckar zufror (Heidelberg 1928/29). Der Band ist nach einem knappen geschichtlichen Abriß unterteilt in die Themenbereiche Verkehr, Wohnen, Freizeit, Bildung, Frauen, Kindheit, Landwirtschaft, Arbeitswelt, Politik, Franzosen und Kommunikation. Vor allem das Kapitel Franzosen ist es, das die unruhige und unter unglaublichen Spannungen stehende Zeit der frühen 20er Jahre verdeutlicht, als die Pfalz eines der Ziele französischer Politik war, sei es mit der „penetration pacifique“, sei es mit der wirtschaftlichen Abschnürung vom restlichen Deutschland.

Autoren dieses Heftes

Dr. Susanne Asche

Stadtarchiv Karlsruhe
Markgrafenstr. 29, 76124 Karlsruhe

Dr. Ernst Bräunche

Stadtarchiv Karlsruhe
Markgrafenstr. 29, 76124 Karlsruhe

Dr. Peter Fäßler

Reinhard-Booz-Str. 2, 79249 Merzhausen

Dr. Alfred G. Frei

Widerholdstr. 62, 78224 Singen (Hohentwiel)

Dr. Wolfgang Gall

Stadtarchiv Offenburg
Postfach 24 50, 77614 Offenburg

Dr. Klaus Graf

Friedrichstr. 26, 56333 Winnigen

Dr. Johannes Gut

Erzbergstr. 15, 76133 Karlsruhe

Dr. Barbara Guttmann

Stadtarchiv Karlsruhe
Markgrafenstr. 29, 76124 Karlsruhe

Dr. Manfred Koch

Stadtarchiv Karlsruhe
Markgrafenstr. 29, 76124 Karlsruhe

Silke Kral, M.A.

Schänzlestr. 4, 79104 Freiburg

Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer

Hirschstr. 3, 76530 Baden-Baden

Karin Müller

Haus der Geschichte Baden-Württemberg
Heilbronner Str. 129, 70191 Stuttgart

Kirsten Poutrus

Gethsemanestraße 8, 10437 Berlin

Direktor Siegfried Schiele

Landeszentrale für politische Bildung
Baden-Württemberg
Stafflenbergstr. 38, 70184 Stuttgart

Adolf Schmid

Steinhalde 74, 79117 Freiburg

Dr. Thomas Schnabel

Haus der Geschichte Baden-Württemberg
Heilbronner Str. 129, 70191 Stuttgart

Prof. Dr. Gerhard Seiler

Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe
Rathaus, 76124 Karlsruhe

Jörg Teuschl

Kraichgaustr. 9, 76703 Kraichtal

Dr. Gerd Ueberschär

Wehrgeschichtliches Museum Rastatt
Postfach 16 33, 76406 Rastatt